UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 001 147 419 4

Paul Lindau

Nur Erinnerungen

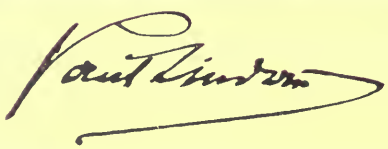
Erster Band

Nur Erinnerungen

Digitized by the Internet Archive
in 2007 with funding from
Microsoft Corporation

http://www.archive.org/details/nurerinnerungen01lindiala

Erwin Rampp phot.



Nur Erinnerungen

Nur Erinnerungen

Von

Paul Lindau

Erster Band

Mit Bildnis

2. Auflage

Stuttgart und Berlin 1916
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Alle Rechte, insbesondere das Übersetzungsrecht,
vorbehalten

Für die Vereinigten Staaten von Amerika:
Copyright, 1916, by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Meinen geliebten Kindern

Hedwig und Hans

S LE
URL

Vorwort

Bei der Feier zu meinem siebzigsten Geburtstag dämmerte es während der herzlichen Ansprachen, die meine Freunde an mich richteten, allmählich in mir auf, daß es nachgerade nun doch wohl an der Zeit sei, daran zu denken, daß ich mit den Jahren älter werde. Es kam mir so vor, sagte ich in meinen Dankesworten, als ob man mir die vorletzte Ehre erweise.

Fünf Jahre später, als sich wieder meine alten Freunde glückwünschend um mich versammelt hatten, war es mir zum vollen Bewußtsein gekommen, daß ich nun nicht bloß älter als älter, sondern sogar alt geworden war.

Die Worte, die ich beständig und bei jeder Begrüßung hören mußte: „Sie sehen vortrefflich aus!... Das letztemal haben Sie mir gar nicht gefallen", wollten nicht mehr recht bei mir verfangen. Ich gab mich keinen Täuschungen darüber hin, wie es wirklich um mich stand. Auch an und in mir fühlte ich, daß man ruckweise altert. Jahrelang hält man sich ungefähr auf derselben Stufe körperlicher und geistiger Kraft. Da überfällt einen eines schönen oder vielmehr häßlichen Tages irgendein lästiges Unbehagen. Es kann ein leichter Schnupfen sein, oder auch eine schwere Krankheit, und nun fühlt man sich unversehens wacklig und stolpert gleich eine Anzahl von Stufen auf einmal hinunter, bis man endlich auf der tieferen Stufe, die das Durchschnittsalter den normalen Menschen anweist, wieder festeren Fuß gewinnt; und da wiederholt sich denn in größeren Abständen derselbe Spaß.

In diesen letzten fünf Jahren war ich wirklich fünfzehn Jahre älter geworden, und ich hatte mich, ohne das Unvermeidliche sentimental, geschweige denn allzu tragisch zu nehmen, mit dem Gedanken an den Abschluß vertraut gemacht. Ich erkannte

die Notwendigkeit, endlich damit anzufangen, mein Haus zu bestellen.

Und nun nahm ich mit größerer Entschiedenheit als je zuvor eine Arbeit wieder auf, die ich während der letzten zwanzig Jahre zu ungezählten Malen angefangen, aber nach kurzer Zeit immer wieder beiseitegelegt hatte. Ich sagte mir, damit habe es ja keine besondere Eile, ich könne ruhig bis zu den Sommerferien warten, und ich beschäftigte mich zunächst mit anderen Dingen, zu denen ich durch die Gegenwart angeregt wurde, die mir dringlicher erschienen und nebenbei auch viel reizvoller waren. Während der sommerlichen Ausspannung erholte ich mich, und nach der Heimkehr packte ich die Kiste mit dem aufgestapelten Material wieder aus.

Also aufs nächste Jahr . . . dann aber unweigerlich und tüchtig!

Ich sollte nämlich meine Memoiren schreiben, hatten mir viele meiner besten Freunde dringend angeraten; und ich wollte es auch. Ich war schon von meinen jungen Jahren an viel in der Welt herum- und mit zahlreichen interessanten und bedeutenden Persönlichkeiten in Berührung gekommen. Von vielen glaubte ich mancherlei mitteilen zu können, von dem ich mir sagen durfte, daß es auf mehr als meine persönliche Teilnahme zu rechnen habe. Je sorgfältiger aber ich diese Aufzeichnungen — teils handschriftliche Skizzen, teils in verschiedenen Zeitungen in langen Zwischenräumen, namentlich in der „Neuen Freien Presse“ und in „Nord und Süd“ schon veröffentlichte Aufsätze — prüfte, die ich zum Zweck meines Vorhabens gesammelt, gesichtet und bearbeitet hatte, desto klarer erkannte ich, daß das, was ich über die anderen gesagt hatte, viel ansprechender und wertvoller sei als das, was ich über mich etwa zu sagen hätte. Ich hatte das lästige Gefühl, daß ich mich da in den Vordergrund drängen würde, wo ich im Hintergrunde hätte bleiben können und am rechten Fleck gewesen wäre.

Es hatte in meinen Augen etwas Anspruchsvolles und Vorlaut-Unangenehmes, meine Person zum Mittelpunkte eines Kreises zu machen, den ein freundliches Geschick, wie ich ohne falsche Bescheidenheit sagen darf, mit viel beachtenswerteren Persön-

lichkeiten, als ich es bin, um mich gezogen hatte. Ich hatte mich schon entschließen wollen, mich gänzlich aus dem Spiele zu lassen; aber diese wünschenswerte Zurückhaltung hätte zur Folge gehabt, daß das, was ich über die anderen sage, an frischer Unmittelbarkeit der Schilderung des Erlebten und Beobachteten erheblich eingebüßt hätte.

Noch ein anderes Motiv bestimmte mich, aus der Gesellschaft, von der ich erzählen will, nicht ganz auszuscheiden: die chronologische Anordnung des sehr umfangreichen und weitverzweigten Stoffes aus allen möglichen und unmöglichen Gebieten. Eine streng durchgeführte systematische Gliederung des Ganzen erschien mir ohnehin nicht durchführbar. Zu einer rein zufälligen Aneinanderreihung der Blätter, die über so verschiedenartige Tatsachen und Persönlichkeiten berichten, mochte ich mich aber erst recht nicht bequemen. Und so habe ich mich denn dazu entschlossen, durch eine Art von Chronologie, die auch nicht immer streng innegehalten werden kann, wenigstens ungefähr einen Zusammenhang herzustellen und die einzelnen Teile zu einem Ganzen zu binden.

Bei diesem Entschluß habe ich mich durch das persönliche Moment bestimmen lassen, anknüpfend an meine ersten Begegnungen mit den Betreffenden, meinen Gönnern, Freunden und Bekannten, sie am Orte und in der Zeitfolge meiner ersten Bekanntschaft mit ihnen hier einzuführen. Für die unvermeidlichen Mißstände auch bei dieser Anordnung des Stofflichen, für die klaffenden Lücken, die sie aufweisen muß, für manche kleine Wiederholungen, die kaum zu umgehen waren, muß ich um gütige Nachsicht bitten. Man wolle eben nicht vergessen, daß es nicht meine Absicht ist, den geschlossenen Lebenslauf eines einzelnen, den meinigen, zu schildern, sondern „nur Erinnerungen" zu geben — Erinnerungen an Persönlichkeiten, mit denen ich in meinem langen Leben zusammengetroffen bin, und zu denen ich eigentlich nur den verbindenden Text geschrieben habe. Ein Namensregister, das ich den einzelnen Bänden anzuhängen gedenke, wird, wie ich hoffe, dem Übelstande einigermaßen abhelfen.

Also — ich fange an. Ob noch Fortsetzungen und Para-

lipomena als wünschenswert sich erweisen, wird die Zeit lehren. Vorläufig will ich mit einem Bibelworte aus den Makkabäern schließen: „In den Historien, an ihnen selbst wollen wir nichts ändern, sondern bleiben lassen, wie sie vorhin geschrieben sind. Wir wollen nun zu der Historie greifen und dies also zum Eingang gesagt haben, daß nicht die Vorrede größer werde denn die ganze Historie."

Im Sommer 1915.

Paul Lindau

Inhalt

Aus meiner Kindheit

Seite

Mein erster Theaterabend 3
Vorspiele zum 18. März 1848 9
Meine ersten Damenbekanntschaften 9
Musikalische Freuden 13
Der achtzehnte März 17
Auftakt 17
Es geht los! 18
Am Sonntag 22
Am Montag 25
Ein achtundvierziger Held 27
Die Cholera als Nachspiel 34
Sommerwohnen 34
Unsere Diät 37

Im glücklichen Paris

Unter Landsleuten 45
Im Lateinischen Viertel 45
Heinrich Heines Leidenstage. Frau Maxime Jaubert, eine Freundin des Dichters 48
Briefe von Heine an seine Freundin 50
Mathilde 58
Der weiße Elefant 64
Das Ende 66
Der „Tannhäuser"-Skandal. März 1861 70
Vorbereitungen und Verstimmungen 70
Auf Allerhöchsten Befehl! 74
Als zahlender Claqueur 77
Die Vorstellung 80
Persönliche und sachliche Ursachen des Skandals 85

Boulevard-Spaziergänger

Der Boulevard-Bummel 93
Scribe 95
Rossini 98

Seite
Jules Janin, der Fürst des Feuilletons 100
Jules Janins Entdeckungen: Débureau 104
Rachel Felix 108
Der junge Sardou 113

Als ich wiederkam . . .

Von unserem Botschafter Grafen Harry Arnim 123
Mein zweiter Besuch nach dem Kriege. Neue Bekannte 127
Der dritte und letzte Besuch. Die Physiognomie der Stadt . . 128
Wiedersehen mit Sardou 132
Erinnerung an Emile Augier 135
Abschied von Paris. Meine literarischen Anfänge 136

Am Rhein

Redakteur der „Düsseldorfer Zeitung“ 143
Großtaten eines Provinzialredakteurs 150
Jenny Lind. Der alte Hildebrandt und der junge Mendelssohn . 155
Max Heß — eine Tragödie vom Vorschuß 160

Ferdinand Lassalle

Wie ich Lassalle kennen lernte 169
Lassalle vor den Richtern 178
Das Manuskript seiner Verteidigungsrede 184
Das Ende 192

Der Dichter des „Narciß“

Rückkehr nach Berlin. Das Lehmann-Lehfeldtsche Familienhaus . 199
Ludwig Dessoir entdeckt ein Manuskript in Goldpapier 202
Brachvogel als Kosinsky in Hietzing 206
Theatersekretär beim Kroll-Engel 208
Entstehung des „Narciß“ in den Bureaustunden 211
Erste Aufführung des „Narciß“ (7. März 1856). Die Pagode . . 214
Versuch einer Übersetzung ins Französische. „Sehnsucht“ 221
Wie der Dichter aussah, lebte und starb 226

Im Wolffschen Telegraphenbureau

Lothar Bucher. Der Frühdienst 233
Die Wolffsche Telegraphensprache. Wartestunden 237
Parlamentarische Berichterstattung. Oldenberg, Gumbinner und Hersch 241

Seite
Tragödie eines Ungenannten 245
Julius Rodenberg und Berthold Auerbach 263
Anregungen von Rodenberg 266
Wie mein erstes Schauspiel entstand 268
Im „Salon“ 275
Rodenbergs Letztes 278
Bei Haußmann 280

Im Wuppertal

Redakteur der „Elberfelder Zeitung“ 287
Meine Kollegen 287
Willibald Schmaake 295
Wahlen zum Reichstag. J. B. von Schweitzer 306
Eine freudige Überraschung 313
Episode in Koblenz 316
Persönliche Bekanntschaft mit Max Friedländer 318
Freunde im Wuppertal. Karl Siebel 320
Ferdinand Freiligrath 327
Hoffmann von Fallersleben 335

Register 351

Aus meiner Kindheit

Mein erſter Theaterabend

Gelegentlich fragte man mich einmal, welcher Theaterabend wohl den tiefſten Eindruck auf mich gemacht habe. Es wurde mir nicht leicht, darauf gleich die richtige Antwort zu geben. Ich dachte zunächſt an den 18. März 1861, an den denkwürdigen Abend, an dem Richard Wagners „Tannhäuſer“ mit Albert Niemann in Paris vom Janhagel des Jockeiklubs ausgepfiffen und niedergetrampelt wurde und dem ich als Freiwilliger in der verſtärkten Garde der „Ritter vom Kronleuchter“, der Hausclaque, beizuwohnen die Gelegenheit hatte. Gegen die Hausſchlüſſel und Jagdpfeifen der vornehmen Herren im erſten Rang aber konnten wir im Parterre mit unſerer begeiſterten Handarbeit doch nicht aufkommen. — Dann vergegenwärtigte ſich mir mit unbehaglicher Deutlichkeit der 7. November 1874, als mein Luſtſpiel „Ein Erfolg“ zum erſtenmal im Schauſpielhauſe aufgeführt und ſo übel zugerichtet wurde, daß mir der damalige Generalintendant, Herr Botho von Hülſen, nach dem dritten Akt die troſtreichen Worte ſagte: „Wenn wir es heute auch nicht ausſpielen, morgen gebe ich es doch noch einmal!“ Am anderen Tage wandte ſich das Blättchen, und das Stück hat ſich auf dem Repertoire behauptet.

Am eindrucksvollſten aber iſt, wenn ich es mir recht überlege, doch wohl mein *erſter* Theaterbeſuch geweſen. Es war in meiner Vaterſtadt Magdeburg, und das Datum kann ich ebenfalls genau beſtimmen: der 10. Mai 1846. Ich hatte zu Oſtern meine erſte Zenſur aus der Klippſchule nach Hauſe gebracht, die glänzend ausgefallen war. Die erſte iſt die beſte geblieben. Meine zwei Jahre ältere Schweſter war verſetzt worden, und unſer Vater verſprach uns beiden jüngſten der ſieben Geſchwiſter eine königliche Belohnung. Sie ließ ein bißchen lange auf ſich warten, und Kinder haben kein rechtes Vertrauen zu Verſprechungen auf langes Ziel. Als ein paar Wochen ins Land gegangen waren und die in Ausſicht geſtellte königliche Belohnung noch immer ausblieb, ſteckten wir uns hinter unſer altes Dienſtmädchen, das

seit über fünfzehn Jahren in unserem Hause war und wirklich Dörthe hieß. Sie liebte uns Kinder, die sie beinahe alle hatte geboren werden sehen, abgöttisch; sie schmuggelte meuchlings, während wir vier Jüngsten gleichzeitig die Masern hatten, in einem Blechlöffel über der Tranlampe heimlich aufgewärmte Bratkartoffeln ins Krankenzimmer, weil wir bei der ärztlich verschriebenen Diät doch nicht zu Kräften kommen könnten, trank für uns die Medizinen aus, die soviel Geld gekostet hatten und uns armen Kindern so schlecht schmeckten, und trug in jeder Weise zu unserem Wohlbefinden bei. Ihre grenzenlose Mißachtung der ärztlichen Vorschriften ist uns allen recht gut bekommen.

Am 10. Mai eines jeden Jahres wurde nun in dem alten verwinkelten und verstaubten Theater auf dem Breiten Weg, gegenüber der Ratswage, ein großes Spektakelstück von besonderem lokalen Interesse gegeben: „Die Eroberung Magdeburgs durch Tilly". Die alte gute Dörthe, die sich das Stück jedes Jahr ansah und uns nicht genug davon erzählen konnte, hatte es sich nun vorgenommen, unseren Eltern als Prämie für unser Wohlverhalten in der Schule und unsere Artigkeit während der Masern den Theaterbesuch für uns Kinder abzulisten. Und es gelang ihr ohne allzu große Mühe. Dörthe wurde mit dreizehn Silbergroschen ausgestattet: fünf Silbergroschen — vier „Gute", wie man damals sagte — für den Galerieplatz — wir Kinder zahlten die Hälfte — und drei Silbergroschen für je einen Pfannkuchen im Zwischenakt. Dörthe kaufte sie der Vorsicht halber schon unterwegs. Das Theater fing um halb sieben Uhr an, um halb sechs waren wir an der Kasse, und fünf Minuten später nahmen wir auf der obersten Galerie in dem noch völlig dunkeln Theater, in dem nur ein paar Öllampen an den Eingängen brannten, unsere Plätze ein. Es dauerte sehr lange, bis sich das Haus langsam füllte — so langsam, daß Dörthe auf den guten Gedanken kam, die Atzung des Zwischenaktes vorwegzunehmen. Meine Schwester und ich aßen also unsere Pfannkuchen sofort, und als wir damit fertig waren, kriegten wir jeder noch einen halben von der guten Dörthe.

Nach etwa einer halben Stunde wurde aus dem großen Loch

in der Decke, das auf uns unerklärliche Weise im Dunkeln immer heller geworden war, mit furchtbarem Gestöhn und Gekreisch der Kronleuchter herabgelassen, dessen Öllampen freundlich-mildes Licht verbreiteten. Bald darauf wurde — wiederum mit Ach und Krach — die bis dahin in einen Einschnitt versenkte Vorderrampe rechts und links vom Souffleurkasten langsam heraufgewunden; und als sie oben war, schob sich zwischen Vorhang und Rampe ein Mann hervor, der eine Arbeiterbluse trug und in dem wir zu unserer Freude unseren Klempnermeister vom Knochenhauer Ufer erkannten. Er warf einen fachkundig prüfenden Blick auf die Öllampen, schrob bei einigen, die blakten, den Docht herunter und steckte zwei oder drei, die ausgegangen waren, wieder an. Nachdem er dieses Geschäft zu seiner Zufriedenheit beendet hatte, rief er etwas Unverständliches durch das Guckloch im Vorhang, und nun kamen noch zwei Männer von der anderen Seite; und die drei vereint zogen einen alten geflickten Teppich unter dem Vorhang hervor bis hart an den Souffleurkasten. Bei diesen Hantierungen nahmen sie auf die inzwischen auf den billigen Plätzen schon zahlreich versammelten Besucher nicht die geringste Rücksicht, und wie unsere besten modernen Schauspieler spielten sie mit dem Rücken gegen das Publikum. Sie ernteten dafür auch verdienten fröhlichen Beifall mit Lachen und Händeklatschen. Wir klatschten tüchtig mit, wurden aber von Dörthe belehrt, daß das Stück eigentlich noch nicht angefangen habe.

* * *

Inzwischen war der heißersehnte Anfang glücklich herangerückt. Im Orchester waren die Lampen an den Pulten der Musiker angezündet, und das merkwürdige wirre Geräusch des Stimmens der Saiteninstrumente, mit Finger- und Lungenübungen der Bläser gepaart, tönte zu uns herauf. Nun war das Haus bis auf den letzten Platz gefüllt. Auf den erhöhten Dirigentensitz kletterte ein Herr mit einer blonden Perücke. Wieder ein alter Hausfreund, Herr Wendt, der Klavierlehrer meiner älteren Geschwister. Er klopfte auf, und die Ouvertüre begann, von deren reinem Genuß ich allerdings durch die mir unverständlichen, fuchtelnden Bewegungen des Herrn Wendt etwas abgelenkt wurde.

Der Vorhang hob sich. Von dem Stücke selbst weiß ich nur noch, daß es mir großartig gefiel. Ich war hingerissen, begeistert, das Fieber brannte mir auf den Backenknochen, und ich beugte mich so weit über die oberste Brüstung, daß mich Dörthe beständig am Kittel auf meinen Platz zurückzerrte. Eine klare Erinnerung habe ich nur bewahrt an die Masse von Soldaten in den merkwürdigsten Trachten mit Flinten und Schwertern, an einen edeln Jüngling — es war der von den Magdeburger Damen vergötterte Herr von Othegraven — und an seine Geliebte, eine züchtige Maid mit langen blonden Zöpfen, die durchaus nicht wollte, daß ihr Bräutigam sich in das Kampfgewühl warf, denn hinter den Kulissen knatterte und bummste es in einem fort. Aber er tat es doch. Es war herrlich! Außerdem waren noch einige ganz gemeine Kerle da, Verräter, und der Schlimmste von allen war Tilly selbst. Dann war auch eine sehr schöne Szene, als mitten in der Gefahr ein leidenschaftlicher Gelehrter die Luftpumpe erfand: Otto von Guericke. Er war allein in seinem Laboratorium, das älteren Theaterbesuchern als Fausts Studierzimmer wohlbekannt war. Er hielt einen schönen Monolog und rief: „Triumph!“ Da ertönte ein schrecklicher Bombenschlag, die Halbkugeln, die er in der Hand hielt, ließ er vor Schreck fallen, und er war verzweifelt. Sie platzten auseinander. Er hatte also die Luftpumpe noch nicht ganz erfunden. Er war, glaube ich, der Vater — vielleicht auch der Bruder — der holden Maid mit den blonden Zöpfen, die von einer mir ungewöhnlich schön erscheinenden jungen Dame rührend gegeben wurde. Dieser Darstellerin stieß ein kleines Mißgeschick zu, das den Höhepunkt des herrlichen Abends bildete.

Zur Zeit, von der ich spreche, gab es noch keinen Zwischenvorhang im Theater. Alle Verwandlungen gingen bei offener Szene vonstatten. Die Theaterarbeiter, die der Zeit der Handlung einigermaßen angepaßt waren — sie erschienen in unserem Drama in den abgelegten, sehr verschlissenen Trachten der Landsknechte —, trugen die Möbel in die Seitenkulissen, schoben die ungeeigneten Versatzstücke ab und brachten die für die neue Szene erforderlichen Gegenstände herbei. Vor die Seitenkulissen wurden neue gestellt, Bäume wurden von oben herabgelassen, und der

hintere Prospekt wurde nach oben auf den Schnürboden gezogen, so daß sich alsdann der neue Hintergrund den erstaunten Blicken darbot.

Bei einer dieser Verwandlungen — aus der Stube, in der der Geliebte, von heißem Kampfesmut durchglüht, das Schwert zieht und die blonde Jungfrau in wilder Verzweiflung ihn beschwört, sein kostbares Leben ihr zu erhalten — geschah nun das Malheur. Die Szene sollte sich jetzt in eine Landschaft verwandeln, ich glaube: vor den Toren von Magdeburg. Als die verzweifelte Braut durch die Tür in der Mitte des Hintergrundes dem Davoneilenden nachstürzte, blieb ihr langes Kleid an einem Haken oder Lattennagel hängen. Oben, die Theaterarbeiter hatten das nicht bemerkt und zogen den hinteren Prospekt möglichst schnell auf, natürlich auch mit dem hängengebliebenen Gewande des Mägdeleins, das den Rücken dem Publikum hatte zuwenden müssen. Die Zuschauer im Hause sahen nun allerdings zunächst keine Landschaft, sondern waren nur Zeugen der verzweifelten Anstrengungen, die das junge Mädchen machte, um sich aus der höchst unangenehmen und lächerlichen Situation zu befreien. Aber das war augenscheinlich gar nicht so einfach, denn die hübsche Schauspielerin — ich glaube, sie hieß Fräulein Berg — mußte drei-, viermal mit einem Ruck ansetzen, bevor das Kleid wieder ungefähr dahin fiel, wohin es gehörte.

* * *

Das Publikum benahm sich — ich möchte meinen lieben Landsleuten nichts Unangenehmes nachsagen, aber es hilft nichts: es benahm sich nicht hübsch. Als es aus seiner Erstarrung erwachte, brach es in ein Höllengelächter mit johlendem Beifall und stürmischem Händeklatschen aus. Aus dem Parterre, in dem sich gewöhnlich die Schiffer einfanden, ertönte brüllendes „da capo!“ Das Verlangen der Kunstfreunde wurde aber nicht erfüllt. Das Mädchen mit den blonden Zöpfen kam nicht wieder. Nachträglich hat mir meine Bühnenkenntnis die Vermutung aufgedrängt, daß die versöhnlichen Schlußszenen wohl gestrichen worden sind. Ich weiß nur noch, daß die Dame in Magdeburg

die Bühne nicht wieder betreten hat. Sie ging, soviel ich mich erinnere, nach Riga.

Als wir nach Hause kamen und mein Vater mich fragte: „Na, wie war's denn, mein Junge?" gab ich zur Antwort: „Wunderschön! Als es aufging, lauter Leute!"

Woraus mein Vater mit prophetischem Blick auf meine ungewöhnliche Befähigung zur Kritik schließen zu dürfen glaubte.

Vorspiele zum 18. März 1848

Meine ersten Damenbekanntschaften

Gegen Ende des Jahres 1847 zogen meine Eltern nach Berlin. Wir wohnten in der Dorotheenstraße, der Schadowstraße gegenüber, auf dem Grundstück, auf dem jetzt die Markthallen stehen. Ich kam in die unterste Klasse der „Dorotheenstädtischen Stadtschule". Mein guter Schulfreund war ein sehr netter und ungezogener Bengel, dem ich es nicht weiter übelnahm, daß er mir Jüngerem gegenüber — ich war acht Jahre alt, er mochte ein Jahr älter sein — seine überlegene Körperkraft recht oft mißbrauchte. Er beklagte sich beständig darüber, daß ich ihm nicht deutlich genug, oder gar falsch vorgesagt hätte, und unsere Meinungsverschiedenheiten, die sich in der Klasse in mehr oder minder lebhaften Verbalinjurien geäußert hatten, wurden schließlich, sobald wir auf der Straße waren, zu regelrechten Raufereien. Eines schönen Tages, als wir wieder einmal auf dem Heimwege aneinandergeraten waren, mußte der Kampf abgebrochen werden. Am Fenster im ersten Stock des sehr schönen Hauses neben unserer Schule stand eine Dame, die überaus heftig und andauernd an die Scheiben klopfte und, als wir aufblickten, mit erhobenem Zeigefinger uns drohte und mit finsterem Ausdruck offenbar ungnädige Worte an uns richtete, die wir zwar nicht hören konnten, deren Sinn aber unschwer zu erraten war. Um jedes Mißverständnis auszuschließen, öffnete sie das Fenster und rief uns zu: „Schämt ihr euch nicht, ihr ungezogenen Lümmel? ... Kommt mal herauf!"

Mein Freund zog es vor, der liebenswürdigen Einladung nicht Folge zu leisten. Er nahm seine Mappe vom Pflaster auf und entfernte sich schleunig, ohne Dank und Gruß. Ich bückte mich nach der meinigen und war unschlüssig, was ich tun solle.

„Na, komm nur!" ermutigte mich die Dame in freundlicherem Tone.

Ich trat ein. Die breite, mit einem Teppich belegte Treppe

imponierte mir sehr. Die Dame erwartete mich an der offenen Zimmertür, und während sie mich in den reich und geschmackvoll eingerichteten Wohnraum, den schönsten, den mein Auge bisher erblickt hatte, eintreten ließ, begann sie ihren mütterlichen Sermon, von dem, wie ich ehrlich bekennen muß, meine Aufmerksamkeit durch die Musterung all der herrlichen Sachen um uns herum einigermaßen abgelenkt wurde. Schließlich mußte ich ihr versprechen, mich mit meinem Freunde nie wieder auf der Straße herumzubalgen, und um mir die Zusage zu erleichtern, schenkte sie mir zum Abschied eine Tafel Schokolade. Von meiner Mutter, der ich meine Missetat beichtete, erfuhr ich, daß die liebenswürdige Dame eine berühmte Sängerin war: Henriette Sontag, jetzt Gräfin Rossi. Meinen Schulfreund und Raufbruder habe ich erst sechsundzwanzig Jahre später wiedergesehen, als er als Leiter der Meininger Gastspiele nach Berlin kam: Ludwig Chronegk.

* * *

Meine Bekanntschaft mit Henriette Sontag war nur ein gelegentliches Zusammentreffen, auf das ich mir nichts einbilden durfte. Viel intimer wurde meine Freundschaft mit einer anderen vornehmen Dame, von der damals ganz Berlin sprach. Es war die geheimnisvolle „Gräfin mit dem Totenkopfe", wie sie allgemein hieß, eine berühmte Patientin, um deren Krankheit das Volk die unheimlichsten Sagen gesponnen hatte. Ich glaube sogar, man hat sie zur tragischen Heldin eines schauerlichen Kolportageromans gemacht. Man erzählte sich mit Grausen, sie habe einen richtigen Totenkopf, ihr ganzer Schädel, vom Scheitel bis zum Kiefer, sei vom Fleisch gänzlich entblößt; man wußte auch, woher das kam: in der gräflichen Familie war ein Eifersuchtsmord vorgekommen, und der tödlich Getroffene hatte vor seinem Dahinscheiden einen fürchterlichen Fluch gegen das Kind im Mutterleibe ausgestoßen. Und dies Kind war die Gräfin, die jetzt in der Dorotheenstraße uns gegenüberwohnte. Und so war die Unschuldige zum Scheusal geworden, „zum Sprichwort und Spott unter allen Völkern". In der Küche glaubte man steif und fest an diese gruselige Mordgeschichte.

Wir in der Wohnstube aber waren aufgeklärt und wußten, daß alles das dummes Zeug war.

Die Gräfin wohnte schon seit zwei, drei Jahren in Berlin und hatte sich in die Kur des gefeierten Chirurgen Dieffenbach begeben, von dessen plastischen Operationen man sich Wunderdinge erzählte. Er machte — daran durfte niemand zweifeln — Habichtsnasen zu Stumpfnäschen, Mopsgesichter zu hellenischen Götterbildern, ganz nach Belieben. Er war denn auch dazu ausersehen, der Gräfin ein „schön menschlich Antlitz", wie Claudius sagt, zu bilden. Dieffenbach starb plötzlich, gegen Ende des Jahres 1847, bevor er noch die langwierige, unter glückverheißenden Auspizien fortschreitende Operation hatte zu Ende führen können; aber seine interessante Patientin blieb in Berlin unter der Behandlung seines Nachfolgers.

Sie fuhr jeden Morgen kurz vor acht Uhr, wenn wir zur Schule gingen, in einem schönen, eigenen Wagen aus, wahrscheinlich nach der Klinik, und zeigte sich, wenn das Wetter schön war, oft in den Nachmittagsstunden unweit der offenen Fenster im ersten Stock des dem unseren gegenüberliegenden Hauses. Ihr Gesicht war mit weißen Tüchern völlig verbunden, ungefähr in der Art der Mohammedanerinnen, so daß aus der Umhüllung nur die dunkeln Augen hervorleuchteten. Wenn ich die Dame in ihrer Stube erblickte, betrachtete ich sie natürlich von unserem Fenster aus mit der unbefangenen Indiskretion eines normalen Kindes so genau wie möglich. Sie schien es mir gar nicht übelzunehmen. Im Gegenteil. Nach einiger Zeit nickte sie mir sogar zu, und allmählich stellten wir uns zueinander auf regelrechten freundlichen Grüßfuß.

Eines Tages, als wir Kinder auf der Straße vor ihrem Fenster herumtollten, trat sie näher als gewöhnlich ans Fenster, nickte mir zu und winkte mich hinauf.

Ich blieb wohl nur eine Viertelstunde oben, vielleicht noch weniger. Meine jugendlichen Freunde, die ihr Spiel eingestellt hatten, warteten ungeduldig an der Haustür und bestürmten mich mit neugierigen Fragen, als ich wieder herunterkam. Sie waren sichtlich enttäuscht, denn ich mußte ihnen wahrheitsgetreu berichten, daß mir gar nichts Besonderes geschehen sei. Die fremde Dame

hatte mich gefragt, wie ich heiße, welche Schule ich besuche, ob ich fleißig sei, wieviel Geschwister ich habe, und was man sonst noch so einen bald neunjährigen Jungen fragen kann. Dann hatte sie mir eine Apfelsine geschenkt und mir zum Abschiede gesagt, ich möge recht bald wiederkommen. Sie trug an ihren schmalen Fingern schöne Ringe, einen besonders schönen mit einem großen, roten, funkelnden Steine. Das war das einzige, was mir aufgefallen war.

„Na, und ihr Gesicht?"

„Wie soll ich denn das gesehen haben? Es ist ja ganz eingewickelt."

„Und einen Totenkopf hat sie doch!" sagte mein Freund Paul Baumann, der Sohn des Optikers an der Schadowstraßenecke. „Meine Tante hat's ganz genau gesehen."

„Ach was, Unsinn!" entgegnete ich mit altkluger Überlegenheit. „Ein Totenkopf hat doch keine Augen!"

Sie war eine Polin und eine ungemein freundliche Dame. Es mußte ihr wohl angenehm sein, daß ich in voller Unbefangenheit so gar keine Angst vor ihr hatte, der ältere und verständigere Leute auf das törichte Gerede hin mit Scheu und Grauen aus dem Wege gingen. Ich hatte nicht das geringste unheimliche Gefühl ihr gegenüber, ich hatte sie sogar sehr gern. Ihr Gesicht habe ich freilich nie gesehen; es blieb, wie gesagt, von weißen Tüchern immer dicht verhüllt. Aber daran hatte ich mich schnell gewöhnt. Und Recht hatte ich doch: ein Totenkopf war es ganz gewiß nicht. Sie hatte liebe, gute Augen und eine weiche, sanfte, rührende Stimme — ich höre sie noch heute, diese weiche Stimme —, und was sie sagte, klang so anders, als wir alle sprachen, und klang mir so schön.

Zu mir war sie die Güte selbst. Jedesmal, wenn sie mich zu sich winkte, hatte sie für mich ein Geschenk bereit. War's auch kein Ammonshorn, „wie es der Wandrer findet auf den Bergen", so war's doch ein Stück Kuchen, ein Apfel, eine Birne.

Eines ihrer Geschenke werde ich in ewig dankbarem Gedenken halten. Es ist längst zerstoben, aber die Freude daran hat sich in den nahezu siebzig Jahren, die seitdem verflossen sind, nur gesteigert. Am Heiligabend, als der Baum bei uns angesteckt

wurde, schickte sie mir das neueste und schönste Bilderbuch: „Der Struwwelpeter“ von Hoffmann. Silvester konnte ich's natürlich schon auswendig vom Anfang bis zu Ende und durfte es sogar „in größerem Kreise“ hersagen, wofür ich mit einem Pfannkuchen und einem Viertelglas, wie ich befürchte, arg verdünnten Punsch belohnt wurde.

Den letzten, unzweifelhaft sehr zuverlässigen Bericht über meine Gönnerin, von der eines schönen Tages nichts mehr zu sehen und zu hören war, vernahm ich in der Klasse unserer Dorotheenstädtischen Stadtschule. Da erzählte ein Mitschüler, der Sohn eines Arztes, mit absoluter Bestimmtheit: Dieffenbach und sein Nachfolger hätten ihr ein engelschönes Gesicht gemacht; sie sei nun nach Hause zurückgekehrt und heirate einen steinreichen Grafen.

Ich habe es gern geglaubt.

Musikalische Freuden

An bevorzugten Tagen, namentlich an den schulfreien Nachmittagen, Mittwoch und Sonnabend, gingen wir mit unseren Eltern spazieren und kehrten im Tiergarten ein. An genügsameren, die uns immer eine gelinde Enttäuschung bereiteten, machten wir uns bloß „Bewegung“ — als ob wir die gebraucht hätten! — und rasteten gewöhnlich auf einer Bank bei der langweiligen Flora am Goldfischteich. Es war vielleicht ebenso gesund, aber lange nicht so hübsch. Die Liebe zur Natur — denn die gemeinsamen Spaziergänge nahmen mit den ersten Frühlingstagen ihren Anfang, wenn das erste Grün ansetzte — war in uns Kindern entschieden weniger stark entwickelt als die zur Kunst.

Als jüngster und verwöhntester meiner Geschwister wurde ich, wenn es sich irgend machen ließ, von meiner Mutter „mitgenommen“. Mitgenommen zu werden, war überhaupt meine größte Freude, und die wurde mir an den schulfreien Nachmittagen fast regelmäßig gewährt.

Die musikalischen Vergnügungsstätten, an denen sich damals ehrsame Berliner mit ihrem Nachwuchs zu versammeln pflegten, waren nicht zahlreich und recht anspruchslos. Da waren der

„Hofjäger“ mit Militärmusik — bei besonderen Anlässen unter Wieprechts Leitung —, „Kemperhof“, am Ende der jetzigen Siegesallee, mit Gartenmusik, bei der mitunter auch ein größeres klassisches Werk, sogar Symphonien, zu hören waren, die etwas später, in den ersten fünfziger Jahren, im Garten des Vorstädtischen Theaters, bei „Mutter Gräberten“, unter Liebigs Leitung eine ständige Einrichtung wurden — „Beethoven mit Kaffeestippe und Strickstrumpf“ nannte man's —, und endlich „Sommers Salon“ in der Potsdamer Straße, der, wenn ich es mir recht überlege, unter diesen Lokalen wohl als das vornehmste gegolten haben mag. Es war auch teurer als die anderen. Der Eintritt für eine Person kostete fünf Silbergroschen (vier „Gute“), Kinder die Hälfte. Im Abonnement zahlte man für vier Stück zwölfeinhalb Silbergroschen. Der Eintrittspreis bei den anderen Musikgärten betrug etwa die Hälfte oder weniger. „Sommers Salon“, der nebenbei auch ein Garten war, verdankte seine Anziehungskraft vor allem seinem Kapellmeister. Das war Joseph Gungl, dessen Programm fast ausschließlich aus seinen eigenen und Straußschen Walzern mit einigen Potpourris bestand. Da waren wir abonniert, und wenn ich mir nicht allzu grobe Sünden in der Schule hatte zuschulden kommen lassen, für die ich übrigens bei den Meinigen stets die nachsichtigsten Richter fand, durfte ich mitgehen.

Am Tische neben uns saß regelmäßig ein Herr, dessen auffällige Erscheinung allen Stammgästen bekannt war: ein schöner Mann in den besten Jahren, mit schwarzem Haar, glatt rasiert, mit dunkeln, nachdenklichen Augen, auf das sorgsamste, beinahe stutzerhaft gekleidet, der während der langen musikalischen Darbietungen unbeweglich dasaß, den Kopf auf die rechte, ungewöhnlich schön geformte und gepflegte Hand gestützt, an deren kleinem Finger ein großer Brillantring funkelte. Es war Alexander von Ungern-Sternberg, von dem damals als Dichter und feuilletonistischem Mitarbeiter der neugegründeten „Kreuzzeitung“ viel die Rede war. Ob man ihm deshalb, wie ich mit kindlicher Beobachtungsgabe instinktiv herausfühlte, nicht freundlich begegnete? Ich erinnere mich noch eines Begebnisses, das mich vielleicht irrigerweise zu dieser Auffassung veranlaßt hat. Ich blieb natür-

lich nicht während der langen Stunden auf demselben Platze sitzen und quirlte im Garten umher. Eines Tages winkte mich Herr von Sternberg, als ich bei ihm vorüberkam, an seinen Tisch heran und schenkte mir ein Stück Schokolade. Das war für mich die einzig denkwürdige Bewegung, die ich an ihm wahrgenommen habe. Als ich mich nun wieder zu den Meinigen setzte, sagte mir meine Mutter in dem Ton strengeren Verweises, als ich ihn sonst von ihr gewöhnt war: „Aber nimm doch keine Geschenke von fremden Herren!"

Ich war ganz betroffen und aß, um auf andere Gedanken zu kommen, die Schokolade sofort auf.

Joseph Gungl war durch seine temperamentvolle Leitung des Orchesters und sein lustiges Programm, das das musikalisch frohsinnige Wienertum den Berlinern wohl zuerst nahegebracht hat, der populärste Dirigent in Berlin geworden. Als er auf einige Monate von Berlin verschwand, um mit seiner Kapelle oder wenigstens mit den tüchtigsten Musikern dieser Kapelle eine Gastspielreise nach Amerika zu unternehmen, verkümmerte „Sommers Salon", um aber bei Gungls Rückkehr — das muß etwa im Herbst 1849 gewesen sein — um so üppiger wieder aufzublühen. Wir hatten das Abonnement während Gungls Abwesenheit aufgegeben, waren aber sofort wieder abonniert, als seine Heimkehr angekündigt war.

Dieses erste Konzert des Wiedergekehrten nach seiner Reise in die Neue Welt, die zu jener Zeit noch als etwas Phantastisches und Fabelhaftes angestaunt wurde, ist mir in meinen Erinnerungen aus der Kindheit in hellsten Farben haften geblieben. Der Jubel war unbeschreiblich. Lorbeerkränze, Hurrarufen, Hütespwenken, Taschentücherwehen — die lieben Berliner wußten sich vor Enthusiasmus gar nicht zu halten, als der schlanke Musikdirektor mit seinen glänzend-pechschwarzen Haaren und seinen funkelnden schwarzen Augen wieder auf dem Podium erschien. Wir Kinder schrien uns heiser, und der Enthusiasmus der Kinder hatte auch die Freigebigkeit der Eltern in ungewohnter Weise entfesselt. Ich glaube nicht, daß ich in meinem Leben hintereinander so viel Kaffee getrunken und so schnell Kuchen gegessen habe wie an jenem denkwürdigen Tage. Die Folgen blieben

denn auch nicht aus. Mir wurde, wie Gunters Weib, übel. Es wurde, da Gungl lauter neue Tänze brachte, von denen einer immer mehr bejubelt wurde als der andere, von den Meinigen nicht bemerkt, und ich wollte mir nichts merken lassen. Den stärksten und stürmischsten Erfolg hatten die „Träume auf dem Ozean". Da hatte es aber mit meiner Selbstbeherrschung ein jähes Ende, und während alles ringsherum wie wahnsinnig klatschte, schlich ich mich beiseite, in die entlegenste Ecke des Gartens und kam dann erleichtert und froh wieder zu den Meinigen. Dem prüfenden Auge meiner Mutter entging es aber nicht, daß sich inzwischen etwas ereignet hatte, und sie sagte mit milder Teilnahme: „Dir ist wohl nicht wohl? Du hast gewiß zu viel Kuchen gegessen."

Ich fand in meiner Beschämung und Verlegenheit keine andere Antwort als: „Ach, es ist nichts; ich bin in Swinemünde auf dem Boot auch seekrank geworden."

Es ist mir heute noch unerfindlich, wie ich auf den Gedanken gekommen bin, mit dem Walzer „Träume auf dem Ozean" meine Seekrankheit in Verbindung zu bringen. Um meine Seetüchtigkeit zu beweisen, wollte ich noch ein Stück Kuchen essen, aber es wurde mir freundlich entzogen.

Der achtzehnte März

Auftakt

Wir hatten uns des Winters gefreut und freuten uns nun des langsam nahenden Sommers. Irgend etwas Besonderes mußte sich ereignen, das hatten wir längst gemerkt; wir wußten nur nicht, was. In der Wohnstube, in der Küche, auf der Straße und in der Schule hörten wir von nichts anderem sprechen als von „Revolution". In Paris war schon eine gewesen, und in Berlin mußte sie bald kommen. Sie kam auch ... mit dem Lenz in schallendem Reigen.

Der Vorfrühling des Jahres 1848 war von einer für unser nordisches Klima ungewöhnlichen Milde, sonnig und warm. So belebt wie an diesen wundervollen Spätnachmittagen des März hatten wir den Tiergarten nie gesehen. An den „Zelten" war kein Durchkommen. Da standen auf dem großen runden Platz mit den „Puppen", wie die Berliner die verwitterten Göttergestalten des Heidentums nannten, auf dem Rondell, von dem die Spazierwege auf die Große Querallee der Charlottenburger Chaussee und auf den Kleinen Stern auslaufen, viele, viele Menschen — Millionen taxierten wir — Kopf an Kopf und horchten mit großer Aufmerksamkeit auf einen Mann, der wohl auf einer improvisierten Bühne stand und aller Häupter überragte, große Gebärden machte und mit laut schallender Stimme etwas sagte, das die Erwachsenen offenbar mehr interessierte als uns Kinder. Die Freiheit der Bewegung, die uns gewöhnlich in ausgiebiger Weise eingeräumt war, wurde uns jetzt beschränkt. Wir durften uns keine fünf Schritt von den Eltern entfernen; wir empfanden es als eine Demütigung, daß man uns „wie die kleinen Kinder" behandelte.

Manchmal wurde überlaut Bravo! gebrüllt und Beifall geklatscht. Wir jubelten natürlich mit, ohne zu wissen, warum. In dem Punkte unterschieden wir uns vermutlich nicht erheblich von vielen der erwachsenen Zuhörer.

Unsere Eltern blieben in einiger Entfernung vom dichten Menschenknäuel stehen, wohl eine Viertelstunde; jedenfalls länger, als uns Kindern lieb war. Von der erhofften Einkehr in die „Zelten", wie der Berliner Plural lautet, wurde Abstand genommen, weil da kein Apfel zur Erde fallen konnte. Wir gingen durchs Brandenburger Tor geradeswegs nach Hause.

Auf dem Pariser Platz — dem „Viereck", wie er von alten Berlinern im Gegensatz zum „Achteck", dem Leipziger Platz, damals noch genannt wurde — war wieder etwas Ungewöhnliches. Gardedukorps mit gezogenem Pallasch umritten langsam den Platz; eine Abteilung hielt vor dem Generalkommando in den Marken, der Wohnung des Papa Wrangel. Auf meine wiederholte Frage, was denn das alles zu bedeuten habe, gab mir mein Vater die wenig befriedigende Antwort: „Das geht dich nichts an, mein Junge."

Meine zwei Jahre ältere und entsprechend klügere Schwester hatte die Sache erfaßt und gab mir die erwünschten Aufschlüsse. Die Soldaten mit den blitzenden Küraſſen und Helmen, die gehörten zur „Revolution"; und was wir vor den „Zelten" gehört und gesehen hatten, das war eine Volksversammlung. Möglich, daß sich meine Abneigung gegen Menschenansammlungen zu höheren Zwecken von diesen unliebsamen Erfahrungen meiner Kindheit herschreibt — von der Langweile, die ich während der Reden ausgestanden, von der Enttäuschung, die mir das Ausbleiben des Kaffees mit Napfkuchen bereitet hatte.

In den nächsten Tagen wurden wir Kinder überhaupt nicht mehr mitgenommen. Weshalb denn nicht? ... Weil am Ende nun die Revolution kommt, belehrte mich meine Schwester.

Und so war's.

Es geht los!

Am 18. spielten wir, wie gewöhnlich in der Mittagszeit zwischen der letzten Schulstunde und dem ersten Löffel Suppe, in dem kleinen Garten, der hinter den Höfen unseres Hauses an der Spree lag. Da rief uns unser Vater in scharfem, uns ungewohntem Befehlstone von der Gartentür aus zu: „Schnell,

Kinder, macht, daß ihr heraufkommt! Schnell!" Und entfernte sich sogleich.

Wir folgten ihm über die beiden langen, schmalen Höfe des tiefen Grundstückes in unsere Wohnung im Vorderhause. Meine Mutter und die älteren Geschwister schienen sehr erregt zu sein. Um uns Jüngste kümmerte man sich nicht weiter; mit unseren Fragen wurden wir kurzerhand abgefertigt.

In wahrer Bestürzung kam ein benachbarter Bekannter, ein Zeitungsschreiber, herbei, Doktor Gustav von Wachenhusen, und erzählte in sonderbarem Ungestüm, was mein Vater offenbar schon erzählt hatte, was wir aber jetzt zum erstenmal hörten: vor dem Schlosse sei auf das Volk geschossen worden; nun sei kein Halten mehr! Die Erbitterung sei unbeschreiblich, nun gehe es los! Er habe vergeblich versucht, über die „Linden" zu kommen. ... Alles gesperrt! Hier von Soldaten, dort von Bürgern, die das Pflaster aufrissen, Droschken stürzten, Barrikaden bauten. ...

Während er so sprach, drangen von der Straße herauf laute Rufe. Ich quetschte mich, obwohl ich ziemlich unfreundlich zurückgewiesen wurde, mit der Kraft meiner kindlichen Neugier durch meine älteren Brüder ans Fensterbrett und sah, wie eine Droschke im gewöhnlichen Tempo, also nicht überschnell, an unserem Hause vorüberfuhr. Darin saßen drei Studenten, die mit ihren Taschentüchern wehten und, was die Lungen hergeben wollten, brüllten: „Zu den Waffen! Verrat! Zu den Waffen!" Der Droschke folgte im Laufschritt ein Trupp von zehn, zwölf jungen Leuten, wahrscheinlich Studenten, die ebenfalls tobten und schrien.

Uns gegenüber hielt der Wagen vor der Turn- und Fechtschule von Eyselen, und die Insassen wie ihre lärmende Begleitung drangen in das Haus. Nach wenigen Minuten kamen sie wieder, ausgerüstet mit allen Waffen, deren sie hatten habhaft werden können, mit Rapieren, Schlägern und Stoßdegen. Sie schwangen sie unter wildem Geschrei und begleiteten die vollgepackte Droschke, die kehrt hatte machen müssen, in der Richtung auf die Universität — unausgesetzt brüllend.

Nach dieser geräuschvollen Episode wurde die Straße totenstill.

Der optische Telegraph, der auf dem Dache des an der Char-

lottenstraße vorspringenden Flügels der Akademie, von unserem Hause aus sichtbar, angebracht war, hatte bis dahin unablässig gearbeitet. Plötzlich ließ er die Flügel hängen. Man hatte die Drähte durchschnitten.

Die Straße war ganz menschenleer. Nur selten huschte ein lebendes Wesen über den Fahrdamm. Ich erinnere mich sehr genau, daß diese Leere und Stille am hellichten Tage mich am unheimlichsten berührt hat. Der Spektakel der freiwilligen Studentenbewaffnung hatte mich gar nicht erschreckt. Ich mochte wohl in kindlichem Instinkt die beruhigende Ahnung haben, daß mit den alten Scharteken kein Unheil angerichtet werden würde. Nun der Lärm vorüber war, beängstigte mich die absonderliche Ruhe.

Zum Glück wurde die schwüle Pause sehr zweckmäßig benutzt. Wir setzten uns zu Tisch, wohl eine Stunde später als gewöhnlich. Und es ist mir nicht in der Erinnerung geblieben, daß die ernsten Ereignisse, die sich draußen vorbereiteten, vielleicht zum Teil schon erfüllt haben mochten, auf unseren Appetit ungünstig eingewirkt hätten. Von dem befreundeten Nachbarn, der sich nicht mehr aus unserem Hause hinaus auf die Straße traute, könnte ich sogar das Gegenteil mit Bestimmtheit behaupten.

Inzwischen war's unten wieder belebter, sogar sehr belebt geworden. Und als wir, nachdem wir uns gegenseitig „gesegnete Mahlzeit" gewünscht hatten, wieder ans Fenster traten, sah ich, wie man sich uns gegenüber eifrig damit beschäftigte, aus mir unbekannten Gründen das Pflaster aufzureißen. Vor dem Eckhause der Schadow- und Dorotheenstraße, in dem ein Optiker wohnte — sein Sohn, Paul Baumann, war mein Schulfreund —, hatte man sogar einige große Quadersteine des Trottoirs gelockert und schleppte sie ins Haus, aufs Dach, das zum Teil schon abgedeckt war. Ich sah mir das alles mit lebhaftem Interesse an, ohne jedoch den tieferen Sinn recht zu erfassen. Denn die einzige Erklärung meiner Schwester: „Das ist Revolution!" genügte meinem Wissensdrange doch nur ungenügend. Und wenn ich mich mit der Bitte um gründlichere Aufklärung an jemand anderen wandte, erhielt ich beständig die Antwort: „Das geht dich nichts an, mein Junge!"

Auf einmal kam in die Schar der Entpflasterer eine heftige Bewegung. Frauen und Mädchen, die mitgearbeitet hatten, kreischten auf, und alle rannten davon und suchten Unterschlupf in den nächstliegenden Häusern. Von den Linden her durch die Charlottenstraße kamen Dragoner herangetrabt; eine Abteilung postierte sich vor der nördlichen Ecke der Akademie, so daß sie die ganze Dorotheenstraße bestreichen konnte. Die Straße war aber im Nu wieder wie ausgefegt. Die Haustüren wurden verschlossen. Aus allen Fenstern blickten Neugierige in der Richtung auf die Charlottenstraße, wo die Dragoner in erklecklicher Stärke hielten. Da teilte sich die bewaffnete Macht. Und langsam im Schritt ritten sie die Straße entlang, unter möglicher Vermeidung des Fahrdamms, längs der Häuser auf dem ziemlich schmalen Bürgersteig, der etwas höher lag und durch die offenen Rinnsteine vom Fahrweg getrennt war. Eine weite Strecke ohne jeden Zwischenfall.

Als etwa zehn, zwölf Dragoner uns gegenüber an der Schadowstraße angelangt waren, wurde vom Dache des Eckhauses, in dem der Optiker wohnte, einer der großen und schweren Trottoirquadern herabgeworfen. Er traf ein Pferd, das hoch aufbäumte, stürzte und seinen Reiter abwarf.

Sofort saßen mehrere Dragoner ab. Die einen machten sich um den Gestürzten zu schaffen, die anderen wollten ins Haus dringen und versuchten mit Gewalt die geschlossene Haustür zu sprengen, während gleichzeitig von den Dragonern auf der gegenüberliegenden Seite der Straße, vor unserem Hause, mehrere knatternde Schüsse aus den Karabinern abgegeben wurden.

„Die Fenster zu!“ rief mein Vater und riß mich von meinem Beobachtungsposten weg, auf dem ich mir die Vorgänge angesehen hatte, ohne etwas anderes dabei empfunden zu haben als Neugier und schuljungenhaftes Bedauern darüber, daß ich nun nicht erfuhr, „wie es weiter ging“. Erst am folgenden Tage hörte ich von meinem Freunde, daß die Soldaten fürchterlich gelärmt, getobt und geflucht, aber auf dem Boden niemand mehr gefunden hatten. Der Missetäter hatte, während die Haustür aus den Angeln gedrückt wurde, Zeit gehabt, sich in Sicherheit zu bringen. Der Hauswirt wurde mitgenommen, am anderen

Tage aber wieder auf freien Fuß gesetzt. Er wußte nicht genug von den Qualen zu erzählen, die er als Gefangener auf dem Transport nach Spandau und in den dortigen Kasematten hatte erdulden müssen.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, darf ich nicht verschweigen, daß mich in meiner kindlichen Gefühllosigkeit an dieser Revolution vornehmlich eines interessierte: welche Wirkung wird sie auf die Schule ausüben? In den nächsten vierundzwanzig Stunden war die Frage, ob wir Schule oder frei haben würden, nicht zu entscheiden. Denn der nächste Tag war ein Sonntag, der von uns ohnehin als Feiertag — und zwar in ausgiebigster Weise — verbracht wurde.

Am Sonntag

Es ist mir, wenn ich die in mir aufblitzenden Einzelheiten aus den denkwürdigen Tagen mir vergegenwärtige, nie recht verständlich geworden, wie uns Kindern von unseren um unser Wohl sehr besorgten Eltern eine solche Freiheit der Bewegung zugestanden werden konnte, wie sie uns tatsächlich gegönnt war. Freilich war von den Gefahren des heutigen Straßenverkehrs damals noch nicht die Rede. Die Straße war vielmehr der allgemeine Spielplatz der Schuljugend. Aber immerhin — bis in die Nacht hinein hatten Schüsse geknattert, hüben und drüben waren die Kämpfer dahingesunken, „die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten“ — auf seiten der Bürger allein mehr denn zweihundert! — und unsere gewöhnliche Sonntagsordnung erlitt dadurch keinerlei Veränderung. Wir durften, als ob nichts geschehen sei, gerade wie am Sonntage vorher, zum Spielen auf die Straße gehen; wenn wir nur, an Körper und Kleidern leidlich unversehrt, rechtzeitig zum Mittagessen zur Stelle waren, bekümmerte man sich gar nicht darum, was wir inzwischen getrieben hatten.

Und es war ein so wundervoller Frühlingstag, dieser 19. März, so warm, so sonnig heiter!

Es mochte so etwa zehn Uhr morgens sein, als wir uns auf den Weg machten, unsere Freunde von gegenüber, die beiden

Kinder des Optikers, meine Schwester und ich. Vier Kinder, das älteste dreizehn Jahre alt, ich als noch nicht ganz Neunjähriger das jüngste — ahnungs- und sorglos auf der Straße der vom Aufstande noch zuckenden Stadt! ...

In einer Schilderung der Märztage habe ich einmal gelesen, daß an diesem leuchtenden Morgen — als wir mit unseren neugierigen Kinderaugen um uns blickten und vor allem Ungewohnten haltmachten — die Straßen Berlins einen furchtbaren Anblick dargeboten hätten: Blutlachen vor den Häusern, auf dem Pflaster entsetzlich entstellte Leichen, vom Blutverlust erschöpfte Verwundete, die man noch nicht hatte fortschaffen können.

Wenn das Bild ähnlich gewesen ist, muß es in ganz früher Morgenstunde aufgenommen worden sein. Als wir durch die Straßen zogen, in denen am Vorabend blutig gekämpft worden war, war von diesen Greueln gottlob nichts mehr zu sehen. Das wäre meinem Gedächtnis gewiß nicht entschwunden.

Wir gingen wie gewöhnlich zunächst durch die Schadowstraße nach den Linden. Sie waren schwarz von Menschen, die überall kleine Gruppen bildeten und sich sehr lebhaft unterhielten.

Eine besonders starke Ansammlung war vor einem Hause auf der Nordseite, nahe der Friedrichstraße. Da lagen auf dem Trottoir unzählige Paare zerrissener neuer Handschuhe. Wir hörten, daß der Handschuhmacher, der da wohnte, ein Verräter sei, Polen in sein Haus gelockt und dem Militär ausgeliefert habe. Wir verstanden das zwar nicht, aber die Auskunft genügte uns. Das erbitterte Volk hatte den Laden gestürmt und, um die Tat der Rache nicht durch die Niedrigkeit der rechtswidrigen Aneignung fremden Eigentums zu entweihen, die schönen neuen Handschuhe zerrissen und auf die Straße zerstreut.

Als wir über den Schloßplatz gingen, sahen wir oben in der Breiten Straße wieder eine ungewöhnliche Aufstauung von Menschen. Wir mußten natürlich wissen, was dort los war. In eine der häßlichen Pumpen, die damals noch das Straßenbild verunzierten, war eine Bombe eingeschlagen, die aus dem selbstgebohrten Loche halb hervorsah. Der boshafte Berliner Witz hatte darüber den berühmten Aufruf des Königs: „An meine lieben Berliner!“ geklebt, dann den Text soweit entfernt, daß

das Loch mit der Bombe völlig sichtbar blieb — als ob die Kugel das schon früher an das Brunnengehäuse befestigte Plakat durchlöchert hätte — und erst die Schlußworte wieder lesbar waren: „Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend daniederliegt, vereinigt ihre innigen, tränenreichen Bitten mit den meinigen.“ Da entstand also das zu jener Zeit geflügelte, jetzt in Vergessenheit geratene Wort: „Die lieben Berliner mit Bomben und Granaten.“

Viele Häuser zeigten noch im abgeblätterten Kalk Kugelspuren. Am ärgsten war das Haus am Köllnischen Fischmarkt, Ecke der Roßstraße, mitgenommen, in dem sich eine der bekanntesten Berliner Konditoreien, die von d'Heureuse, befand. Da hatte eine ganze Infanteriesalve eingeschlagen.

Mit den Barrikaden war schon zum großen Teil aufgeräumt; an einigen Straßenecken sah man die letzten Überreste, mit deren Wegschaffung man sich eifrig beschäftigte. An vielen Stellen war aber das Pflaster noch aufgerissen. Eine Barrikade, oben in der Königstraße, nahe dem Alexanderplatze, hatte man wohl als komischen Zeugen des blutigen Ernstes in wohlerhaltenem Zustande stehen lassen. Sie war im wesentlichen aus Kulissen des alten Königstädtischen Theaters errichtet, die mit einem gewissen Galgenhumor zu sonderbarer Wirkung zusammengestellt waren. Wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, hat man sie noch mehrere Tage als kurioses Wahrzeichen der stürmischen Nacht unversehrt erhalten. Dieser Bau aus bemalten und ausgesteiften Leinwandstücken muß wohl einen besonderen Eindruck auf mich gemacht haben; er ist mir noch heute in allen Einzelheiten gegenwärtig.

* * *

Wir hatten uns weiter als gewöhnlich vom Hause entfernt. Auf unserem Heimwege mußten wir geraume Zeit an der Langen Brücke stehen bleiben. Vor dem Königlichen Schlosse war der Auflauf so stark, daß wir keinen Schritt vorwärts machen konnten. Der Schloßplatz war auch abgesperrt. Nicht vom Militär, nicht von der Polizei — von einer freiwilligen Schutzmannschaft, die sich eben erst aus dem Bedürfnisse des Augenblicks gebildet hatte.

Meist junge Leute, die sich brüderlich die Hand reichten, umzingelten den ganzen Platz und sperrten jeden Zugang von den daraufmündenden Verkehrswegen: von der Langen Brücke, der Breiten und Brüderstraße, den Werderschen Mühlen und der Schloßfreiheit.

Wir waren zu weit entfernt, um die schauerliche Szene, die sich vor dem Königsschlosse abspielte, zu sehen. Wir hörten nur ein dumpfbrausendes Stimmengewirr, Lärm, der bedrohlich anschwoll, dazwischen unverständliche Rufe. . . . Dann plötzlich trat Ruhe ein, während sich aller Blicke nach oben, nach dem Balkon des Schlosses richteten — den Balkon selbst konnten wir nicht sehen —, und wiederum hörten wir unverständliches Geschrei. Dazwischen erklang etwas wie Gesang, erst undeutlich, dann immer vernehmlicher. Der Lärm dämpfte sich zu leiserem Gemurmel, verstummte. Und siegreich, feierlich, ergreifend ertönte nun von Tausenden von Stimmen der Choral: „Jesus, meine Zuversicht!"

Aller Häupter entblößten sich.

Was das zu bedeuten hatte, was diese erregte, andächtig singende Menschenmenge wollte, ahnten wir nicht. Aber wir Kinder fühlten doch, daß es etwas unendlich Trauriges sein müsse.

Es war, wie ich später hörte, der historisch gewordene Zug: der König und die Königin mußten auf dem Balkon des Schlosses erscheinen, um die Leichen der gefallenen Freiheitskämpfer, die man auf Leiterwagen und Tragbahren — „auf schwankem Brett" — mit entblößten, blumengeschmückten Wunden vorüberführte, zu grüßen.

Als der Zug, dessen schauerlicher Anblick unseren Kinderaugen erspart blieb, vorüber war, verlief sich die Menge, die Absperrung hörte auf, und wir mußten laufen, was wir konnten, um rechtzeitig zu Tisch nach Hause zu kommen.

Am Montag

Die Frage, die mich unablässig beschäftigt hatte, wie das mit der Schule nun eigentlich werden würde, wurde am folgenden Tage, am Montag, entschieden. Unseren Wünschen entsprechend.

Wir hatten frei — bis auf weiteres. Die unverhofften, um so willkommeneren Feiertage wurden von uns gehörig ausgenützt. Wir strolchten natürlich beständig in den Straßen herum, sperrten die Augen auf und spitzten die Ohren. Wir freuten uns über die schwarz-rot-goldenen Fahnen, die von den Dächern herabwehten, freuten uns über die schwarz-rot-goldenen Kokarden, die von den „Herren" an ihren Zylindern, von kleinen Leuten und uns Jungen an der Mütze getragen wurden, und waren stolz auf die bemerkbarste Errungenschaft: die Rauchfreiheit auf der Straße.

Mein Freund Paul Baumann, der Dreizehnjährige, machte sogar hinter dem Rücken seines Vaters davon Gebrauch und kaufte sich bei Gerold eine Dreierzigarre, die er stolz im Laden ansteckte und kühnlich auf der Straße paffte — mit lächelnder Selbstverständlichkeit, bis ihm der Angstschweiß auf die Stirne trat und das Lächeln verging. Als er die Zigarre wegwarf, war es leider schon zu spät. Die errungene Freiheit heischte von ihm ein unangenehmes Opfer.

Es waren nicht bloß Schulferien im März. Es wurde wohl überhaupt nicht viel gearbeitet. Die Linden waren von früh bis spät überaus belebt, gerade wie an hohen Festtagen. Namentlich an der Kranzler-Ecke war das Gedränge beinahe lebensgefährlich. Wir hätten keine Kinder sein müssen, um uns nicht gerade da mit Vorliebe hineinzuquetschen.

Ich glaube, es war schon am ersten Montag, also am 20., als wir da, zu unserem Vergnügen in der drangvoll fürchterlichen Enge herumgestoßen und gepufft, auf irgendeine angenehme Überraschung warteten.

Da kam auf einmal in die dichte Menge lebhafte Bewegung. Nach rechts und links wurden die Leute beiseite geschoben und gedrückt, um in der Mitte eine Gasse zu bilden. Vom Brandenburger Tor her zog ein Trupp eigentümlicher Erscheinungen heran — im Marschschritt: Bürgersleute, die, wie ich mir jetzt konstruiere, wohl überwiegend dem Handwerkerstande angehörten, sonntäglich herausgeputzt, im schwarzen Bratenrock, den Zylinder auf dem Kopf, die Plempe über den Rock geschnallt, den Kuhfuß auf der Schulter; und vor ihnen in gleicher Ausstattung zwei

Trommler, die unbarmherzig aufs Fell schlugen. Offenbar sympathisch gesinnte Leute, meist in jugendlichem Alter, gaben ihnen unter freudigem Zuruf das Geleit.

Auch wir hatten Freude an dem martialisch-bürgerlichen Schauspiele. Sie sahen ja genau aus wie wir Kinder, wenn wir Soldat spielten — nur eben in vorgerückteren Jahrgängen.

Das war die neugeschaffene Bürgerwehr!

Wir schlossen uns natürlich der Eskorte an. Die bewehrten Bürger marschierten zum Palais des Prinzen von Preußen, auf den man in dieser Zeit gar nicht gut zu sprechen war. Da hielten schon bürgerliche Kameraden Wache. Die Wache wurde abgelöst.

Auf der Tür zum Palais standen in großen Buchstaben, mit Kreide geschrieben, die uns rätselhaften Worte: „N a t i o n a l-E i g e n t u m." Sie mußten wohl viel zu bedeuten haben, denn sie wurden von denen, die sie verstanden, stürmisch angejubelt. Daß sie von einem klugen Manne herrührten, der durch seine Geistesgegenwart, das Palais des Prinzen von Preußen als Eigentum der Nation zu proklamieren, das schöne Gebäude vor sinnloser Zerstörung gerettet hatte, lernte ich erst viel später begreifen.

Der Schriftsteller Doktor L u d w i g E i c h l e r war es, der sich durch die gelungene Aufschrift und seine zündende Beredsamkeit um die Rettung des vornehm-ruhigen Monumentalbaues, mit dem später so populär gewordenen Eckfenster, hauptsächlich verdient gemacht hat.

Ein achtundvierziger Held

Ludwig Eichler!

Er war eine Berühmtheit des Tages, gefeiert als der unerschrockenste, begeisternde Volksredner, als Tribun von seltenen Geistesgaben.

Er hatte sich als formgewandter, feinfühliger Übersetzer einen gewissen Namen gemacht. Seinen publizistischen Aufsätzen wurden eine sonderliche logische Schärfe und edler Schwung nachgerühmt. Durch seine Volksreden aber war er während der Märztage eine

Größe geworden. Alle klugen Leute waren darüber einig, daß er wie kein zweiter berufen sei, im freien Preußen eine führende Rolle zu spielen.

Leibhaftig steht er vor meinem geistigen Auge: der typische Kopf des achtundvierziger Demokraten, mit üppigem rotem Vollbart und dichter, lang herabfallender roter Mähne. Er verkehrte in unserem Hause; und das war mir besonders angenehm, weil er die Freundlichkeit hatte, meine Schulaufsätze von den schlimmsten orthographischen und grammatischen Schnitzern zu säubern.

Er gehörte zu den Intimen der Hippelschen Weinstube, wo sich der radikale Konvent der Unversöhnlichen allabendlich am Stammtisch kannegießernd zu versammeln pflegte. Er war auch mit dem „Rütli" und den Gelehrten des „Kladderadatsch" innig befreundet und stand bei allen seinen Bekannten und Freunden in hohem Ansehen.

Wenn er sich in den Gassen, an der Kranzler-Ecke oder gar da oben in der nördlichen Gebirgsgegend bei den Windmühlen, am Wedding, in den Kossäten- und Rehbergen blicken ließ, hob man ihn auf die Schulter und trug ihn jauchzend auf den erhöhten Rednerstand. Ging er über die Straße, so blieben die Leute stehen und stießen sich an wie die Bürger von Ravenna, wenn Dante über den großen Platz schritt, und flüsterten sich mit scheuer Ehrfurcht zu: „Das ist Ludwig Eichler!"

In meiner kindlichen Phantasie war er, weil ich ihn eben persönlich kannte, der eigentliche repräsentative Held der achtundvierziger Bewegung gewesen; und von dieser Vorstellung hatte ich mich auch in reiferen Jahren nicht recht freimachen können. Ich dachte öfter an ihn, und immer ging mir die Frage durch den Sinn: Was mag wohl aus dem geworden sein? Wohl ein Farmer in den Prärien von Dakota? Ein Trapper in der Sierra Nevada? Vielleicht ein Prediger bei den Mormonen am Großen Salzsee? Anders konnte ich's mir nicht erklären, daß man so gar nichts mehr von ihm hörte.

In den Spezialgeschichten der achtundvierziger Revolution, die kein Mensch mehr liest, mag sein Name wohl noch aufzustöbern sein. In den allgemein zugänglichen Nachschlagebüchern, „wo alles drinsteht", war keine Spur mehr von ihm zu entdecken.

Nun, mein Wissensdrang sollte befriedigt werden. Ich sollte ihn wiedersehen — siebzehn Jahre nach seinem schnell verblichenen Glanze.

Er suchte mich im Wolffschen Bureau auf. Ich war wirklich bewegt, als mir eines Abends, schon ziemlich spät, der Bote meldete, ein Herr Doktor Ludwig Eichler wünsche mich zu sprechen. Ich war so überrascht, daß ich mir den Namen wiederholen ließ — freudig überrascht.

Aber die Freude währte nicht lange. Bei seinem Anblick wich sie tiefer Bekümmernis.

Mein Gott, wie sah der aus! Jämmerlich! Völlig vernachlässigt in der Körperpflege, abgerissen und schäbig in der Kleidung. Das flammende Rot seines Haupthaares und Bartes war aschgrau geworden. Er war zum Skelett abgemagert. Seine Gesichtsfarbe war fahl, auf der Nase glänzte der verdächtig kupferige Niederschlag ungemessenen Alkoholkonsums. Er trug, bis oben zugeknöpft, einen völlig verschlissenen schwarzen Gehrock mit abgeschabten, grau schimmernden Knöpfen. Von Wäsche war so gut wie nichts zu sehen. Eine abgetragene, fleckige Krawatte schien unzweifelhaft vorhandene Schäden bedecken zu sollen. Seine starrenden alten Handschuhe waren unbeschreiblich. Der Arme machte mit einem Wort den Eindruck eines richtigen Pennbruders und Stammgastes im Asyl für Obdachlose.

Was war aus dem geworden!

Wir begrüßten uns herzlich. Da es mir aber, ehrlich gesagt, etwas peinlich war, einen alten Bekannten aus den Tagen meiner Kindheit in einem solchen Aufzug mit meinen Kollegen zusammenzubringen, und meine Präsenzzeit ohnehin bald abgelaufen war, bat ich einen der Herren, für den unwahrscheinlichen Fall, daß ich noch in Anspruch genommen werden sollte, mich zu vertreten, und ging mit Eichler nebenan in den Keller von Niquet.

Da erzählte er mir denn bei warmer Wurst und kaltem Bier, wie es ihm in den langen Jahren, seitdem wir uns nicht gesehen hatten, ergangen war.

Andauernd miserabel! Er klagte bitter über die Undankbarkeit der Menschen im allgemeinen, über Kabale, Verrat und Treubruch seiner Freunde insbesondere. Von all den Versprechen,

die man ihm gegeben, hatte man keines gehalten. Im entscheidenden Augenblick hatte man ihn stets im Stiche gelassen. Er war herabgesunken zum elendesten Taglöhnerdienst in der Presse. Für Übersetzungen und eigene Arbeiten sei ihm von den gewerbsmäßigen Aussaugern der geistigen Tätigkeit immer nur ein elender Hungerlohn gezahlt worden. Und habe er gelegentlich einmal eine Stelle gefunden, in der er des Lebens Notdurft ungefähr habe bestreiten können, dann sei sie ihm sicher in kurzer Zeit von irgendeinem Schleicher und Kriecher weggeschnappt worden.

Er tat mir leid, der alte Achtundvierziger, obwohl mein Verdacht, daß er an seinem Mißgeschick vielleicht doch auch einige Schuld trage, durch die Wahrnehmung bekräftigt wurde, daß er vor, mit und nach jedem Seidel Bier einen Kümmel um den anderen trank.

„Das tue ich sonst nie," sagte er mir, als fühle er das Bedürfnis, sich vor mir zu entschuldigen. „Aber wenn man so einen alten Freund wiedersieht, dann kommt es so über einen ... du verstehst, mein Junge?"

In der Erinnerung an die Vergangenheit hatte er mich wieder geduzt, während mir dieselbe Erinnerung an den rothaarigen Helden, zu dem ich in meiner Kindheit in frommer Verehrung aufgeblickt hatte, es nicht gestattete, das respektvolle „Sie" aufzugeben.

Und je länger er sprach und je mehr kleine Striche der Kellner für die schnell geleerten und durch eine nicht mißzuverstehende Gebärde mit dem Zeigefinger immer wieder bestellten Kümmel machte, desto mehr löste sich der finstere Pessimismus, den ich zunächst beklagt hatte, in eine lichte, wohlgefällige Stimmung auf. Er sprach nicht mehr von Heimtücke, Hinterlist und Verrat; er sprach warm, ja mit wahrer Begeisterung von den wundervollen Tagen des Völkerfrühlings: wie er auf dem Balkon des jetzt königlichen Palais die Trikolore geschwungen und durch die Gewalt seines Wortes die Wut des Volkes gebändigt; wie er den Hampelmann Urban, diesen blödsinnigen Tierarzt, und den gefährlichen Hetzdemagogen, das Großmaul Held, unschädlich gemacht habe; und jede seiner Taten begrüßte er mit einem angefeuchteten „Prosit!"

Das dauerte, bis der Kellner, der beinahe alle Gasflammen ausgedreht hatte, uns als die letzten Gäste freundlich zum Rückzuge mahnte. Die Zahl der genossenen Schnäpse überstieg meine schon hochgespannten Erwartungen noch beträchtlich.

Vor der Tür des Riquetschen Kellers wollte ich mich von Eichler verabschieden. Aber er sagte mir, die Freude, mich wiedergesehen zu haben, sei so groß, daß es ihm schmerzlich sei, sich so plötzlich von mir loszureißen. Der Ausdruck seiner Rede war dabei so rührend, daß ich im Halbdunkel der Straße ahnte, wie ihm die Tränen der Wehmut in die feuchtverklärten Augen hinter der scharfen Brille getreten sein mußten. Ich hätte ein Herz von Stein haben müssen, wenn ich jetzt, in Nacht und Grauen, den so beglückten alten Freund verlassen hätte.

Er führte mich in eine obskure Kneipe in der Nähe des Dönhoffplatzes, wo er Stammgast zu sein schien. Er wurde als „Herr Doktor" begrüßt und rief den Kellner beim Vornamen. Da wurde sein Redefluß stockender. Er trank noch drei oder vier Glas Grog und aß etwa gegen zwei Uhr morgens ein Elbinger Neunauge, auf das er zum Schluß der langen Sitzung einen „Vollkümmel", wie er bestellte, setzte. Er leerte den Inhalt des vollen Sherryglases in einem Zuge und blies, als er das Glas auf den Tisch setzte, mit andächtigem Schließen der Augen den Atem hörbar mit leisem Pfeifen aus.

„Na! . . . einen Stehseidel könnten wir von wegen der nötigen Bettschwere wohl noch schmettern? Was meinst du?"

Als ich dankend ablehnte, beschied auch er sich.

Er legte vertraulich seinen Arm in den meinigen, als wir das Lokal verlassen hatten; und er tat wohl daran. Denn er hatte den Sinn für die gerade Linie offenbar verloren. Es war mir gar nicht leicht, mit ihm die Mitte des Trottoirs ungefähr zu behaupten. Er wankte schwerfällig nach rechts und links. Er war, wie das nach dem überreichlichen Genuß von Bier, Grog und Kümmel gar nicht anders zu erwarten war, vollkommen betrunken. Und — das war das Unangenehmste — er hatte das klare Bewußtsein seines Zustandes und schämte sich vor mir.

„Ja, ja!" sagte er mit schwerer Zunge, während er mich mit sanfter Gewalt durchaus in den Rinnstein schieben wollte. „Man

wird alt ... alt! Man kann nichts mehr vertragen! Eine Kleinigkeit wirft einen um! ... Du siehst! ... Sonst trinke ich überhaupt nichts mehr. ... Aber wenn man so einen alten Freund wiedersieht ... dann kommt es so über einen ... du verstehst, mein Junge?"

Dabei hatte er mich wieder bis hart an den Rand des tiefer gelegenen Rinnsteines gedrückt. Ich sah ein, daß der arme Teufel zu Fuß ungeleitet nicht nach Hause kommen würde.

„Wo wohnen Sie denn eigentlich?" fragte ich.

„Ach weit, weit von hier! ... Da, wo die letzten Häuser stehen ... hinterm Rosenthaler Tor ... Brunnenstraße ..."

Das Elend hatte ihn wieder auf den Schauplatz seiner glänzenden Taten von ehedem zurückgeführt, in den hohen Norden, in die Nachbarschaft der Rehberge.

Ich packte ihn in eine Droschke und beschwichtigte durch ein Trinkgeld den Unwillen des Kutschers, der nicht ohne weiteres zur nächtlichen Fahrt „ans Ende der Welt" zu bestimmen war, mir aber schließlich fest versprach, seinen Fahrgast am Bestimmungsorte zu wecken und in möglichst gutem Zustande abzuliefern.

Während dieser Unterhandlungen war Eichler bereits eingeschlafen. Der breitbeinige Droschkengaul, durch einen sanften Peitschenschlag aus seiner Lethargie gekitzelt, hob den melancholisch gesenkten Kopf, zog an und zottelte langsam dahin.

Ich sah dem Wagen nach, wirklich mit einem wehmütigen Gefühl. Er trug die grausame Entstellung einer meiner schönen Erinnerungen aus der Kindheit davon: einen strahlenden Helden von ehedem, einen unglücklichen, verkommenen Trunkenbold von heute.

Das war aus Ludwig Eichler geworden, dem einst Gefeierten, auf den, wie man damals sagte, das Vaterland so große Hoffnungen gesetzt hatte. ... Was sind Hoffnungen!

Er wiederholte seine Besuche noch einigemal; wie ich hervorheben muß: in langen, diskret bemessenen Abständen. Sie nahmen immer ungefähr denselben Verlauf: bei mäßigem Essen und unmäßigem Trinken zeigte das Stimmungsspektrum des elenden Menschen in kaum vermittelten Übergängen düsteren Pessimismus, menschenverachtende Ergebung, stolze Freude im

Gedenken an goldene Siegestage, Rührseligkeit, Selbstverachtung und schließlich trunkene Apathie.

Als ich nach einigen Monaten Berlin verließ, wollte ich mich von ihm verabschieden und fuhr nach dem Hause, ganz oben in der Brunnenstraße, in der Nähe der Elisabethkirche, das er mir als seine Wohnung angegeben hatte. Mit vieler Mühe ermittelte ich die Wirtin, die mir sagte, der Herr Doktor sei schon lange verzogen, nach dem Gesundbrunnen; weiter wisse sie nichts. Sie gab mir die Auskunft mit unverkennbarer Verdrossenheit, die mich mutmaßen ließ, daß der gegenseitige Abschied wohl nicht unter freundlichen Bedingungen erfolgt sei, und mich veranlaßte, von weiteren Erkundigungen Abstand zu nehmen.

Viel später, im Frühjahr 1870, las ich zufällig in einer Berliner Zeitung unter anderen gleichgültigen Nachrichten die versteckte Notiz, daß Doktor Ludwig Eichler, der einst vielgenannte Achtundvierziger, der seinerzeit als Agitator und Volksredner eine Rolle gespielt habe, als Kommunalarmer im städtischen Krankenhause gestorben sei.

Der Held von ehedem — was war aus dem geworden! O Vergänglichkeit!

Die Cholera als Nachspiel

Sommerwohnen

Außer dem Märzaufstande ist mir aus den letzten der vierziger Jahre noch die Erinnerung an etwas wirklich Grausiges geblieben. Meine tuchumhüllte Freundin aus Polen hatte mir nie Grauen eingeflößt. Ich muß indessen auch hier wieder bemerken, daß ich das in Wahrheit Grausige nicht empfunden habe.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1848 hatte die Cholera, nachdem sie seit dem Jahre 1838 Berlin verschont hatte, in der damals vierhunderttausend Einwohner zählenden Hauptstadt arg gewütet und gegen sechzehnhundert Menschen dahingerafft. Auf je zweihundertundfünfzig Einwohner kam also ein Sterbefall.

Im folgenden Jahre kehrte der schauerliche Gast aus Asien wieder, mit noch verheerenderem Schrecken.

Von der jetzt weitverbreiteten Sitte der sommerlichen Familienausflüge mit Kind und Kegel und auf die lange Dauer der Schulferien wußte man damals noch nichts. Nur die verhältnismäßig geringe Zahl der mit Glücksgütern reich Gesegneten durfte sich den zu jener Zeit auch wohl noch kostspieligeren Luxus einer Bade- oder Erholungsreise an die Ufer der Ostsee oder in die Berge des Thüringer Waldes und Harzes gestatten. Darüber hinaus ging's wohl kaum.

Die Lästigkeit der heißen Hundstage in der schlechten Stadtluft, die von den Ausdünstungen der offenen Rinnsteine verschwenderisch gespeist und deren üble Beschaffenheit von der noch recht wenig vollkommenen Straßenreinigung in den unschuldsvollen vorhygienischen Tagen sehr ungenügend bekämpft wurde, empfand man indessen auch schon in jener Zeit — gewiß viel mehr als jetzt —, und der Drang: hinaus ins Freie! arbeitete mächtig in den armen Städtern.

So bildete sich denn aus dem wirklichen Bedürfnisse nach frischer Luft die genügsame Institution des „Sommerwohnens" heraus, das bei haushälterischer Umsicht auch von bescheidenen Börsen zu erschwingen war.

Rings um Berlin, oft unmittelbar vor den Toren der Stadt, am Gesundbrunnen, in der Hasenheide, in Moabit, im Tiergarten — da, wo jetzt das Berliner Leben in vollster Bewegung flutet, in Charlottenburg und Schöneberg, und auch etwas weiter: in Weißensee, Rummelsburg, Stralau, Treptow und Rixdorf — überall, wo ein paar Bäume standen, wo man in einem anspruchslosesten Gärtchen in der Laube Kaffee trinken konnte oder wo ein bißchen Wasser zum Angeln und Kahnfahren war, wurden „Sommerwohnungen" vermietet. Da, wo jetzt die Villen der Reichen stolzieren und die klotzigen Mietskasernen aufragen, standen die unendlich bescheidenen Häuschen der Autochthonen; und dahin zogen, wenn's heiß wurde, die braven Familien mit Sack und Pack, um sich in den niedrigen kleinen Stuben, die sie mit den unentbehrlichsten Möbeln aus der Stadtwohnung notdürftig eingerichtet hatten, für die Hundstage einzuquartieren. Da war's freilich geradeso heiß wie in der Stadt, vielleicht sogar noch ein bißchen staubiger. Aber der genügsame Städter redete sich ein, daß er nun auf dem Lande sei und Landluft atme; er begoß seinen Goldregen, seine Sonnenblumen, seine Stiefmütterchen und die paar Rosen und war zufrieden. Es war wohl das Simpelste, was man sich vorstellen kann. Unserem verwöhnten Geschlechte wird es in einer für den Etat der kleinsten Leute allerdings noch reduzierten Ausgabe als letzter Nachklang des „Sommerwohnens" in den Laubenkolonien einigermaßen vergegenwärtigt.

Die glückliche Kindheit schreckt der Wechsel nicht. Im Gegenteil. Er gewährt ihr nur neues Vergnügen. Wir waren selig, wenn die Zeit des „Sommerwohnens" gekommen war. Es machte uns wenig aus, daß wir in den letzten Tagen vor den Ferien für den Schulweg eine gute halbe Stunde mehr als gewöhnlich brauchten — denn diese letzten Tage vor den Ferien waren ja die ersten des Sommerwohnens!

Unsere Sommerwohnung lag vor dem Halleschen Tor, da, wo jetzt das Waterlooufer aufhört und das Planufer anfängt, gegenüber der Englischen Gasanstalt. Da waren am moderig versumpften und verseuchten Wasser des Schafgrabens einige kleine Gärten angebracht: ein paar sandige, von Buchsbaum

umfriedigte Beete, in denen die Blumen trotz aller rührenden Pflege nicht gedeihen wollten, ein paar Nuß- und Kastanienbäume. Und da standen auch einige kleine Häuschen mit Stübchen, die zu beziehen heutzutage sich jedes „bessere Dienstmädchen" bedanken würde. In einem dieser einstöckigen Häuser hatten wir gemietet: drei enge, niedrige Stuben mit Küche.

Mein sonst ziemlich verläßliches Gedächtnis läßt mich im Stich, wenn ich mir die Verteilung der Bewohner auf die verfügbaren Räume zu vergegenwärtigen und mir klarzumachen suche, wie wir da alle untergebracht waren: wir waren zu sechsen, außer dem „Mädchen für alles". Aber es ging. Und es war sehr behaglich.

Die benachbarte Familie im ersten Stock, Tür an Tür, zählte fünf Personen: Vater, Mutter, zwei Töchter und einen Sohn, außerdem das Mädchen. Im Erdgeschoß hausten zwei alte adelige Fräulein, die mit uns ungezogenen Kindern besonders freundlich waren. Im Nachbarhause, das zu demselben Grundstück gehörte, hatte sich der Bruder des bekannten Humoristen Adolf Glaßbrenner eingemietet. Er war „Scheidekünstler"; er kaufte aus den Goldschmiedewerkstätten den Kehricht auf und gewann — ich weiß nicht, auf welche Weise — aus dem zusammengefegten Staub die Abfälle von Edelmetall. Außerdem wohnte da die Familie eines Holzhändlers mit Kindern aller Jahrgänge — darunter also auch uns gleichalterige, mit denen wir uns natürlich sofort befreundeten und gelegentlich auch bis zur Handgreiflichkeit zankten.

Wir lebten herrlich und in Freuden, kletterten auf die Bäume, von denen im Laufe des Tages wenigstens eines von den Kindern herabfiel, verdarben uns den Magen mit unreifem Obst, spielten Zeck, Reifen und Ball, buddelten im Garten und pflanzten Kirschkerne, veranstalteten auf der sumpfigen Wiese Treibjagden auf Frösche und Kröten, bekamen nasse Füße, machten über die öde, baumlose, von der trockenen Hitze ausgedörrte Schlächterwiese Spaziergänge und sangen, während die Sonne sengend auf unsere Scheitel brannte, zweistimmig:

Geschützt vor heißem Sonnenstrahl
Durch schattenreiches Grün,

Ziehn wir durchs bunte Wiesental
Mit frohem Sinn dahin.

Es war wunderschön! ...

Unsere Diät

Da brach im Juni (1849) die Cholera wieder aus.

Mit ungestüm verheerender Gewalt, von deren Schauerlichkeit ich mir damals noch keine Rechenschaft ablegen konnte, die ich erst in viel späteren Jahren durch die statistischen Nachweise begreifen lernen sollte, hauste der Würgengel aus Asien in unseren deutschen Landen und machte in Berlin schreckliche Rast. Es war nach dem Prozentsatz der Sterblichkeit die fürchterlichste Seuche, die Berlin je heimgesucht hat, von der 1837er nur erreicht, von keiner übertroffen. Von den vierhundertundzweitausend Einwohnern erkrankten fünftausenddreihundertsechzig und starben dreitausendfünfhundertfünfzig, so daß auf je fünfundsiebzig Einwohner eine Erkrankung, auf je hundertdreizehn ein Sterbefall kam.

Das würde nach dem Stande der heutigen Bevölkerung von Groß-Berlin, rund drei Millionen gerechnet, vierzigtausend Erkrankungen, darunter sechsundzwanzigtausendfünfhundert mit tödlichem Ausgange, ergeben. Es überläuft einen eiskalt, wenn man sich das vergegenwärtigt.

Und dabei diese Sorglosigkeit inmitten der chronischen Bedrohung unseres Lebens.

Bei uns Kindern könnte man das wohl erklärlich finden. Wir erkannten die Gefahr eben nicht. Aber auch die liebevollen Hüter unseres Wohlergehens, die um unsere Gesundheit wirklich besorgten Eltern und erfahrenen Freunde, ja die berufenen Männer der Wissenschaft legten sich von der Gefahr, die sie und uns bedrohte, keine Rechenschaft ab, oder vielmehr: sie sahen wohl die Gefahr, aber sie sahen keine Möglichkeit, ihr vorzubeugen, und nahmen, wie der in Allahs unerforschliche Ratschlüsse stumpf ergebene Moslem, was da kommen mochte, als unabwendbare Schickung fast widerstandslos hin. Die Cholera war eben ein unüberwindlicher Massenmörder, wie die mittelalterliche Pest, wie

die schwarzen Pocken. Wehe dem, den's traf. Mit Rezepten und Latwergen war dem nicht mehr beizukommen; gegen das Übel war kein Kraut gewachsen.

Die öffentliche Gesundheitspflege lag damals noch im argen. Von den mikroskopischen Krankheitsbringern, von all den Pilzen, Sporen und Stäbchen, den Mikroben, Bazillen, Spirillen, Bakterien, und wie die heimtückisch kleinen Mordgesellen alle heißen, die sich meuchlings in unseren Organismus einfilzen und uns umbringen, wußte die Wissenschaft noch recht wenig, der Laie gar nichts. Daß in frischer Milch, in klarem Trinkwasser die todbringenden Keime der Verbreitung unsichtbar verborgen waren, das ahnte kein Mensch, würde wohl auch niemand geglaubt haben. Die ärztliche Kunst stand dem brutal wilden Feinde wehrlos gegenüber, und fragte man, mit welchen Waffen man ihm entgegentreten könne, so zuckte sie die Achsel mit dem beschämenden Geständnis: „ignoramus!"

Die einzigen Vorschriften, die wir zu beobachten hatten, betrafen eine harmlose Beschränkung der Diät: „Trinkt keine saure Milch, eßt keinen Gurkensalat, kein unreifes Obst!" Im übrigen blieb's beim alten Küchenzettel.

Mit Vergnügen denke ich an unseren alten „Rat", einen Studienfreund meines Vaters. Er kannte eigentlich nur ein Rezept, mit dem er übrigens bemerkenswerte Erfolge erzielte: „Bauch warm, Fenster auf und Kamillentee." Bei der Cholera erfuhr es eine kleine Veränderung: anstatt der Kamille wurde im gegebenen Falle Pfefferminz aufgebrüht; in dringendem Falle zehn bis zwanzig Opiumtropfen auf Zucker verabfolgt. Im übrigen blieb's beim alten: „Fenster auf, Bauch warm." Na, warm genug war's ja sowieso.

Ich schaudere jetzt noch bei dem Gedanken: womit mögen wir uns gewaschen, was für Wasser mögen wir getrunken haben! Der sumpfige Schafgraben, an dem unser Haus lag, war offenbar vollkommen verseucht. Ehe noch von der Cholera die Rede war, war die Klage aller Anwohner über den abscheulichen, mitunter kaum erträglichen Geruch, der namentlich in den Abendstunden aus dem mit widrigen Schuppen bedeckten Wasser aufstieg, allgemein. Man brauchte das schlammige, molkig trübe Wasser nur

anzusehen, um zu erkennen, daß es nicht geheuer war. Und um das Trinkwasser aus der alten modrigen Pumpe war's gewiß auch übel bestellt. Wir tranken es ahnungslos, natürlich so, wie es aus dem Laufe floß. Kein Mensch dachte daran, es abzukochen; kein Mensch ahnte, daß die darin enthaltenen lebenzerstörenden Pilze durch die Siedehitze vernichtet werden müßten.

Von der Notwendigkeit der Desinfektion hatte man so wenig eine Ahnung, daß unsere Sprache nicht einmal ein Wort dafür besaß — bis auf den heutigen Tag nicht dafür besitzt. Die moderne Verdeutschung ist greulich. Wir wußten nichts von Chlor, Karbol und sonstigen luftreinigenden Chemikalien. „Gelüftet" wurden die Zimmer, „die Fenster auf!" Es war alles soviel einfacher. Das einzige, von uns instinktiv angewandte Desinfektionsmittel war eine wahrscheinlich recht wenig wirksame Erfindung meiner Mutter. Jeden Morgen und jeden Mittag wurden die Kaffeebohnen frisch geröstet, weil's einen angenehmen Geruch verbreitete.

Von der primitiven Beschaffenheit der unentbehrlichen Räumlichkeiten, denen erst die Kanalisation ihre gesundheitschädliche Widrigkeit abgestreift hat, will ich nicht weiter sprechen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß unsere ganze Gegend völlig verpestet war. In unserem und im Nebenhause war denn auch die Sterblichkeit schrecklich.

Neben uns, unter uns, in den benachbarten Häusern fielen die Unglücklichen wie die Fliegen. Die Familie neben uns im ersten Stock wurde vollzählig dahingerafft, Eltern und Kinder, fünf Personen, nur das Dienstmädchen blieb leben. Die beiden alten Jungfrauen im Erdgeschoß tot. In dem einen von sechzehn Personen bewohnten Häuschen sieben Leichen innerhalb einer Woche. Von unseren in den Sommerferien neugewonnenen Freunden und Spielkameraden — es waren fünf — starben drei. Ein wahres Wunder, daß wir alle verschont geblieben sind.

Fast möchte ich glauben — und ich habe diese Vermutung schon früher einmal ausgesprochen —, daß unsere vollkommene psychische Unbefangenheit nicht wenig dazu beigetragen hat, uns allesamt wohlbehalten durch die schwersten Tage hindurchzubringen. Die furchtlose Ruhe unserer Eltern wirkte suggestiv auf

uns Kinder. Wir fühlten uns wohl und dachten gar nicht daran, daß wir auch erkranken konnten.

Diese glückliche Tatsache, daß wir allesamt heiler Haut davongekommen sind, beweist allerdings nicht viel. Aber die kindische Angsthuberei unserer aufgeklärten Tage ist, wie ich meine, doch noch schlimmer als die naive Sorglosigkeit von ehedem. Die Angst schiebt den Riegel zurück, und zwischen Tür und Angel schlüpft die Seuche herein. Die Klugheit der Sprache ist den Ermittlungen durch die Wissenschaft immer um Jahrhunderte voraus. Die wissenschaftliche Hypothese von dem Tastenapparat des Gehirns ist ganz jungen Datums, „gut gestimmt" oder aber „verstimmt" sind vermutlich unsere Altvordern im Teutoburger Walde auch schon gewesen. Erst dem Wollen-Jäger war es vorbehalten, die Theorie der Seelenriecherei mit ihren Lustdüften und Ekelgerüchen aufzustellen; und schon Kains Bluttat „stinkt zum Himmel", und Leute, die „in üblem Geruch stehen", und „Stänkerer" würden gewissenhafte Forscher sicherlich schon in den ersten Anfängen unserer Kultur nachweisen. Auch für die Wirkung der Furcht hat unsere Sprache längst ein kräftiges Wörtlein, das in der naturalistischen Literatur Frankreichs seit Zolas „Nana" druckfähig geworden ist — das Wort Cambronnes —, bei uns aber noch nicht zu literarischem Ansehen aufgestiegen ist. Studenten wenden es bei uns an, um ihre Mißachtung vor Kommilitonen, die der Mensur aus dem Wege gehen oder sich vor dem Bescheide auf einen tüchtigen Zuschluck drücken wollen, kundzugeben. Und ganz allgemein bezeichnet die niedrige, aber ausdruckskräftige Volkssprache eine Memme, einen Angstmenschen mit einem kräftigen Wörtlein als einen Kerl, der wohl daran tut, die Beinkleider schnell zu wechseln.

Diese derbe Bildlichkeit der Sprache würde also vorahnend die medizinische Lehre in sich fassen, daß die Angst auf die Verdauungsorgane eine Hunyady oder Marienbad ähnliche Wirkung ausübt, daß die Angst mithin, da die Cholera gerade in diesen Distrikten des körperlichen Organismus ihre Heimstätte aufschlägt, der Seuche die Wege bahnt. Angst vor der Cholera ist gerade so bedenklich wie schlechtes Trinkwasser.

Nicht nur physisch. Auch seelisch richtet die Furcht vor An-

steckung, vor der beständig drohenden Todesgefahr arges Unheil an. Das habe ich bei der letzten schrecklichen Epidemie in Hamburg (August und September 1892) wieder recht deutlich empfunden. Da wollte sich dieser und jener Mut trinken und nahm eine zu starke Dosis der angenehmen Arznei, die er sich verschrieben hatte. Er fing an zu schwanken, ihm wurde übel und weh, Erbrechen stellte sich ein, — er wurde natürlich als choleraverdächtig isoliert. Am Morgen nach der Sistierung durfte der Eingelieferte mit dem normalen Katzenjammer, der dem schweren Rausche folgt, heimgeschickt werden. Bei anderen rief das unausgesetzte Vergegenwärtigen des möglichen Endes als Reaktion ein lähmendes Gefühl der „höheren Wurschtigkeit" hervor, Unlust zum Tagewerk, Faulheit oder frivolen Übermut. Es zeigte sich — wenn auch nur in schwachem Aufguß — eine Stimmung, wie sie in den „kritischen Tagen" der abergläubischen Vergangenheit bei der Erwartung des nahenden Weltunterganges oder während der vom Meister Hans Makart genial dargestellten Pest in Florenz geherrscht haben soll.

Alles das, schrieb ich damals, sind krankhafte Erscheinungen, die mit allen Waffen des Ernstes und des Spottes bekämpft werden sollten. Die wirkliche Gefahr, die uns alle bedroht, solange der grausige Fremdling vor unserer Tür herumschleicht und auf den Augenblick lauert, in unser Haus einzuschlüpfen, soll darum keineswegs in Abrede gestellt werden. Durch mattherziges Bangen aber wehrt man ihr gewiß nicht. Im Gegenteil.

Vorsicht ist sicherlich geboten, aber die Angst ist töricht und schädlich. Und wenn in unheimlichen Tagen die Mahnung des Wiener Volkssängers:

Nurrr außa mit die tiafen Tön'
Und auffikrall'n in d' Höh'!

ein bißchen mehr beherzigt und von Cholera und sonstigen Pestilenzen ein bißchen weniger gesprochen und geschrieben würde — es wäre am Ende kein Unglück.

Die zahlreichen und schnell aufeinander folgenden Todesfälle in unserer verseuchten Sommerfrische wurden natürlich von unseren Eltern und Hausfreunden mit warmer Teilnahme be-

sprochen. Wir hörten auch, wie sie sich im Garten mit den Nachbarn darüber unterhielten, ob es am Ende doch nicht geraten sei, nach der Stadt zurückzuziehen. Aber die Nachrichten aus dem Innern der Stadt lauteten nicht tröstlicher. Auch da hauste der grimme Feind unbarmherzig.

Und so blieben wir denn am Schafgraben wohnen, bis der Mietsvertrag abgelaufen war, die Tage kürzer wurden und der Aufenthalt im Freien ohnehin seinen Reiz verloren hatte.

Über ein Vierteljahr, während des ganzen Sommers, hatte die Seuche in und um Berlin gewütet; bis spät in den Herbst hinein forderte sie — wenn auch spärlichere — Opfer, und erst mit der winterlichen Kälte konnte sie als definitiv erloschen bezeichnet werden. Sie hatte über die Stadt unsägliches Leid gebracht. Auf den Straßen sah man nur schwarze Trauerkleider und bleiche Gesichter. So mag's in Theben ausgesehen haben, als die Sphinx vor der Stadt lag. So sieht's in diesen Schreckenstagen des Weltkriegs überall aus.

Uns gefühllosen Kindern ging das alles nicht nahe. Wir freuten uns schon wieder auf das bevorstehende Weihnachtsfest.

Im glücklichen Paris

Unter Landsleuten

Im Lateiniſchen Viertel

Wenn es mich manchmal auch unſanft und recht lieblos angepackt hat, für vieles habe ich meinem Geſchicke doch zu danken. Nicht zum mindeſten dafür, daß es mir vergönnt geweſen iſt, die ſchönſten und empfangsfreudigſten Jahre meines Lebens in Paris zu verbringen.

Es war zu Anfang der ſechziger Jahre, und ich ſtand in der erſten Mitte der Zwanzig. Hätte ich die Augen erhoben, ſo würde ich wohl den Himmel offen geſehen haben. Aber es genügte mir, um mich zu blicken. Und alles, was ich da ſah: die monumentalen Zeugen einer alten Kultur, einer reichen und bewegten Geſchichte, der ſteten, logiſchen und organiſchen Fortentwicklung, die von gewaltſamen Umwälzungen nur momentan gehemmt, dann aber, nachdem das Blut getrocknet und der Schutt der Zerſtörungen weggeräumt war, einen nur um ſo kräftigeren Aufſchwung genommen hatte — alles, was mir in den ehrwürdigen Denkmälern der Vergangenheit und in den geſchmackvollen Schöpfungen der neueren und neueſten Zeit entgegentrat, feſſelte mich, regte mich an, reizte mich, machte mich glücklich.

Das zweite Kaiſerreich ſtand in der Vollblüte ſeiner Herrlichkeit. Drei ſiegreiche Feldzüge waren geſchlagen. Unter unendlichem Jubel der Bevölkerung waren die lorbeergekrönten Sieger von den Schlachtfeldern der Krim, der Lombardei und des fernen Oſtens heimgekehrt. Nach dem Muſter des Oheims hatte auch Napoleon III. ſeine Generale zu Stammherren eines neuen militäriſchen Siegesadels gemacht. Péliſſier war Herzog von Malakoff, Mac Mahon Herzog von Magenta, Montauban, der in China unermeßliche Schätze zuſammengeräubert hatte, Graf von Palikao geworden. Das Dogma von der Unüberwindlichkeit der franzöſiſchen Armee hatte ſeine neue feierliche Beſtätigung empfangen.

Von der grauſamen Charakteriſtik der ſchlechten Spieler:

„insolents dans le gain, grossiers dans la perte", ist nur die zweite Hälfte des Satzes für die Franzosen zutreffend. Daß sie die unvermeidlichen Folgen der Niederlage nicht mit Würde tragen können und im Unglück ihre liebenswürdigsten Eigenschaften mehr oder minder einbüßen, haben sie zu ihrem Schaden, haben wir zu unserem Leidwesen während der letzten Jahrzehnte und ganz besonders in den neuesten Unglückstagen des furchtbaren Weltkrieges, den sie im Bunde mit ihren Spießgesellen wider unseren „Militarismus" entfacht haben, zur Genüge erfahren. Als Sieger aber waren sie die scharmantesten Menschen von der Welt — von einer einfachen Herzlichkeit und Artigkeit in den Umgangsformen, von einer Zuvorkommenheit und Gastlichkeit, die den Herkömmling aus spröderen und weniger mitteilsamen Landen überraschte und zugleich entzückte. Der Fremde fühlte sich, sobald er nur den Fuß auf französischen Boden gesetzt hatte, als gern gesehener Gast und bald wie zu Hause. Ich habe niemals im Leben soviel wahrhaft liebenswürdige Menschen kennen gelernt wie in meinen jungen Pariser Jahren. Ich sagte mir, wenn der alte liebe Raimund Paris wirklich gekannt hätte, das siegreiche, aufrechte, von jeder Demütigung verschont gebliebene Paris, so würde er seinen Habakuk in „Alpenkönig und Menschenfeind", dessen zweites Wort ist: „Ich war zwei Jahre in Paris", nicht zum lächerlichen Renommisten gemacht haben. Er selbst würde den Zauber, den diese wunderschöne Stadt mit ihren freundlichen, wohlerzogenen, takt- und geschmackvollen Bewohnern auf jedermann ausüben mußte, sehr wohl begriffen und mitempfunden haben.

Meinem Bruder Rudolf, der an sich selbst die Erfahrung gemacht hatte, wie förderlich ein längerer Aufenthalt im Auslande für die Ergänzung und Festigung heimatlicher Ausbildung gewesen war, hatte ich es zu danken, daß ich zu meinen „gelehrten Übungen" in der französischen Literatur, für die ich von klein auf eine besondere Vorliebe empfunden hatte, nach Paris kommen durfte. Zunächst wurde ich bei einem intimen Freunde meiner Brüder untergebracht. Doktor Gottfried Wagner war ein lieber, fideler und tüchtiger Mensch, der es in späteren Jahren in Japan auch zu etwas Ordentlichem gebracht hat. Er bekleidete schließlich

sogar eine sehr angesehene Stellung als so eine Art von japanischem Minister der schönen Künste in Tokio. Damals waren seine Verhältnisse geradeso bescheiden wie die unserigen. Wir hausten gemeinsam in einer kuriosen Studentenbude im „Lateinischen Viertel", das mit dem Vorzuge äußerster Billigkeit auch den der unmittelbaren Nachbarschaft mit der Sorbonne und der Bibliothek Sainte Geneviève verband. In der Sorbonne las Philarète Chasles über die Klassiker unter Ludwig XIV. — insbesondere über Molière, Racine, La Fontaine und Boileau. Und in der Bibliothek, die im Winter bis zu später Stunde geöffnet war, konnten wir uns wärmen — ein Vergnügen, auf das wir in unserem traulichen Daheim verzichten mußten.

Unser Haus lag in der Rue Royer-Collard, hinter dem Pantheon. Es hatte fünf Stock. Wir wohnten im sechsten. Das hatte folgende Bewandtnis: Auf dem Dache hatte früher einmal ein Photograph einen Aufbau mit Oberlicht herstellen lassen, um seine Platten zu entwickeln. Es war eine verfehlte Spekulation, denn wer ließ sich in der Rue Royer-Collard hinter dem Pantheon photographieren? Der Künstler mußte sein Atelier mit Aufbau bald räumen. Diesen Raum hatte nun der Wirt tapezieren, mit zwei Betten, vier Stühlen, einem großen Waschtisch mit zwei Becken und Wasserkanne möblieren lassen und solchergestalt zu einer freundlichen Wohnung für junge Leute, die ihre Habseligkeiten im Koffer mitbringen konnten, eingerichtet. Viel mehr brauchte man ja auch wirklich nicht, um glücklich zu sein.

Zwei-, dreimal in der Woche verbrachten wir den Abend mit meinen Brüdern in deren Stammkneipe, der „Brasserie des Martyrs", die allerdings von unserem Viertel nicht bequem zu erreichen war. Aber wir waren gute Fußgänger, und ein bißchen Bewegung konnte uns ja nichts schaden. Und wir waren sicher, daß wir uns dort, am runden Tisch, mit unseren Landsleuten — vorzugsweise Malern, Musikern und Berichterstattern für deutsche Blätter — in anregender Gesellschaft gut unterhalten würden.

In der deutschen Kolonie, die damals noch kein Patriot der Spionage bezichtigte, war das Andenken an Heinrich Heine noch sehr rege. Der unglückliche Dichter war ja erst vor wenigen Jahren gestorben; und viele der jungen Leute, die in der „Bras-

serie" verkehrten, hatten ihn persönlich gekannt und den armen Lazarus in seiner Matratzengruft besucht. Auch mein Bruder Richard gehörte zu ihnen und war einer der wenigen — es waren im ganzen kaum ein Dutzend —, die dem toten Dichter das Geleit zu seiner Ruhestätte auf dem Montmartre-Kirchhof gegeben hatten.

Während der letzten und qualvollsten Tage seines Siechtums waren ihm die Besuche nicht immer angenehm. Aber während er sich vor Schmerzen wand, kamen ihm bei allem Elend doch noch manche trübselig witzige Bemerkungen über die bebenden Lippen.

„Sie werden mich heute recht langweilig finden," äußerte er einmal, „der Schwalbenvater (so nannte er einen deutschen Schriftsteller, den er wegen seiner besser gemeinten als gemachten Dichtungen beständig hänselte) war eben bei mir. Wir haben unsere Gedanken ausgetauscht."

Heinrich Heines Leidenstage

Frau Maxime Jaubert, eine Freundin des Dichters

Über Heinrich Heine in Paris — insbesondere über sein Verhältnis zu seiner früheren Geliebten und späteren Frau und über seine letzten Jammertage — besitzen wir wertvolle Aufzeichnungen aus der Feder einer feinfühligen Beobachterin, einer geist- und gemütvollen Dame, der Frau Maxime Jaubert, einer Schwester des Grafen d'Alton Shée, der unter der Herrschaft der letzten Bourbonen „Pair von Frankreich" war. Graf d'Alton Shée hat eine ähnliche Wandlung durchgemacht wie Victor Hugo. Von Geburt Aristokrat, gehörte er in seiner Jugend zu den feurigen Kämpfern für Thron und Altar; im Jahre 1848 machte er eine starke Schwenkung nach links und schloß sich der Partei der sozialistischen Demokraten an. Fräulein d'Alton war fast noch ein Kind, fünfzehn Jahr alt, als sie sich mit dem fünfundzwanzig Jahr älteren Herrn Maxime Jaubert, späterem Obertribunalsrat, verheiratete.

Zur Zeit der jugendlichen Stürmer und Dränger von 1830 hatte sie in Paris eine ähnliche Rolle gespielt wie Rahel Varnhagen in Berlin. Auch sie hatte es verstanden, in ihrem Salon

einen auserlesenen Kreis der damals modernsten Schöngeister, Dichter und Künstler um sich zu vereinigen.

Der Intimste des Hauses war wohl Alfred de Musset. Er hatte sie im Jahre 1835 kennen gelernt, als er körperlich und seelisch niedergeworfen, nach dem Bruche mit George Sand, aus Italien nach Paris zurückgekehrt war. Die junge, entzückende Frau wurde und blieb ihm bis zu seinem Tode die treueste und liebevollste Freundin und Trösterin. In Mussets traurigem Leben bildet der Verkehr mit Frau Maxime Jaubert wohl die freundlichste Episode. Er nannte sie nie anders als seine „marraine", die Gevatterin — gewiß eine Anspielung auf den verliebten kleinen Pagen Cherubin und seine verkappte Liebeserklärung in dem schmachtenden Liede, das er der schönen Gräfin Rosine vorsingt:

J'avais une marraine —
Que mon cœur, que mon cœur a de peine! —

Erst aus den nach dem Tode des Dichters veröffentlichten Briefen, die uns den wahrsten Aufschluß über seinen Charakter, seine Stimmungen und Verstimmungen geben, hat man erfahren, daß der Einfluß der Frau Jaubert auf Musset viel bedeutender und dauernder war, als man gemeinhin angenommen hatte. Viele der bekanntesten Lieder dieses liebenswürdigsten französischen Lyrikers, die man mit ganz anderen scharmanten Damen in Zusammenhang gebracht hatte, verdanken der unmittelbaren Anregung der kleinen „marraine" ihre Entstehung; und in dem reizenden Proverbe „Un caprice" hat er sie in der schalkhaften Madame de Léry, die wie der Schmetterling wohl tändelnd um das Licht flattert, sich aber die Flügel nicht verbrennt, wie Meister Greuze porträtiert.

Es war natürlich, daß ich, als ich an meiner Monographie Alfred de Mussets arbeitete, den Wunsch hegte, mit der damals (1876) noch lebenden Freundin des Dichters in Verbindung zu treten, um mir über manche Unklarheiten, die in den spärlichen bis dahin erschienenen Schriften über Musset ungelöste Rätsel geblieben waren, authentischen Aufschluß zu erbitten. Frau Jaubert, die sich bis in ihre hohen Jahre die Liebenswürdigkeit und Geistesfrische ihrer Jugend bewahrt hatte, machte es mir

leicht. Sie sagte mir alles, was ich hören wollte, — und mehr als das. Sie fügte hinzu, daß es ihr eine besondere Freude sei, einem Landsmann Heinrich Heines, ihres guten, langjährigen, unglücklichen Freundes, gefällig sein zu können. Sie habe sich endlich dazu entschlossen, ihre Erinnerungen an Heine der Öffentlichkeit zu übergeben, und wenn mich die Sache besonders interessiere, erteile sie mir gern die Genehmigung, aus diesen Erinnerungen das für deutsche Leser mir geeignet Erscheinende zu bearbeiten.

Von dieser gütigen Erlaubnis habe ich Gebrauch gemacht.

Briefe von Heine an seine Freundin

Heinrich Heine lernte Frau Maxime Jaubert im Frühjahr 1835 kennen — etwa gleichzeitig mit Musset. Die zierliche, witzige, kleine Französin machte auf unseren Dichter sofort einen tiefen Eindruck. Gleich sein erster Brief ist von ungewöhnlicher Liebenswürdigkeit. Frau Maxime Jaubert gesteht, daß die beständigen boshaften Witzeleien Heines ihr zunächst einiges Mißtrauen eingeflößt haben; aber gleichwohl fand sie an Heines merkwürdiger Unterhaltungsgabe, an seinen lustigen Einfällen und Aussprüchen so großes Behagen, daß sie ihn mehrfach zu ihren kleinen Gesellschaften, die zu den ausgewähltesten von ganz Paris gehörten, einlud. Heine folgte diesen Einladungen immer mit besonderem Vergnügen; und wenn er durch irgendeinen Umstand am Erscheinen verhindert war, so wußte er durch einen geistreichen Absagebrief die freundliche Wirtin wenigstens einigermaßen zu entschädigen. Einer dieser Briefe lautet:

Gnädige Frau!

Mit großem Vergnügen sehe ich, daß Sie hartnäckig darauf bestehen, mich nicht zu vergessen. Ich danke Ihnen dafür. Aber wissen Sie denn nicht, daß ich seit langer Zeit tot bin? Das würde mich freilich nicht verhindern, mit Ihnen heute zusammen zu speisen, da meine sterbliche Hülle mich überlebt hat; aber ich leide in dem Augenblick an posthumem Nervenkopfschmerz, der mich recht verdrießlich macht. Ich kann daher nicht kommen. Seien Sie überzeugt, daß ich es lebhaft bedaure; aber Sie wissen ja, was so eine Migräne, diese kleine Hölle, die man im Gehirn mit sich herumschleppt, zu bedeuten hat. Ich werde

in diesen Tagen Ihnen meinen Dank, gnädige Frau, persönlich überbringen. Inzwischen bitte ich die unsterblichen Götter, Sie in ihre heilige und würdige Obhut zu nehmen.

Montag früh. Heinrich Heine.

Wie schon bemerkt, verhinderten einige Zeit lang die boshaften Hänseleien, mit denen Heinrich Heine seine Umgebung verfolgte, eine wirklich gemütliche Annäherung zwischen ihm und Frau Jaubert. „Aber," fährt sie fort, „der Anblick seiner Leiden, die heldenmütige Tapferkeit, mit der er sie ertrug, erzwangen endlich meine Freundschaft für ihn. Ich konnte auch nicht gegen das Vergnügen, das ihm meine Gegenwart bereitete, gleichgültig bleiben, während er ausgestreckt auf seinem Leidenslager fast alle Besuche abwies. Mit der Zeit wurde ich immer nachsichtiger, als ich die Wahrnehmung machte, daß er seine kleinen Bosheiten eigentlich nur sagte, um sie zu sagen, aber nicht in der Absicht, zu schaden.

Die ersten Anfälle der Lähmung zeigten sich bei Heine zwei, drei Jahre bevor er ihr völlig unterlag. Er konnte damals noch über sein Leiden scherzen; und wie hätten nun gar seine Freunde es ernst nehmen sollen?

‚Ich verliere das Gesicht,' sagte er, ‚und werde die Nachtigall nun um so schöner singen hören.' Bei einer anderen Gelegenheit klagte er mitten in einem übermütigen Gespräche darüber, daß sein rechter Gesichtsmuskel sich einer beklagenswerten Trägheit hingebe. ‚Ach,' sagte er, ‚ich kann nur noch auf einer Seite kauen und kann nur noch mit einem Auge weinen. Ich bin nur noch ein Halbmensch. Ich kann die Liebe nicht ausdrücken, ich kann nur noch auf der linken Seite Gefallen erregen. O Weiber! Werde ich in Zukunft nur noch die Hälfte eines Herzens zu beanspruchen haben?'

Dergleichen lustige Jeremiaden, die der Dichter mit einem tragikomischen Ton vorbrachte, veranlaßten seine Umgebung zu dem Glauben, daß es sich schließlich nur um eine mehr oder minder eingeredete Krankheit handle. Aber mit der Zeit mußte man doch bemerken, daß das Lid sich über sein rechtes Auge senkte und daß auf derselben Seite das Gesicht unbeweglich wurde;

es bildete einen sonderbaren Gegensatz zu der lebhaft bewegten Physiognomie der linken Seite."

Bei jeder neuen Begegnung bemerkte Frau Jaubert die rapiden Fortschritte, welche die Lähmung des Dichters machte. Man konnte sich schließlich keinen Täuschungen mehr über das Schicksal Heines hingeben. Seine guten Freunde wünschten daher auch, daß er sich verheiraten möge, sei es auch nur, um eine treue Pflegerin zu haben.

Im Jahre 1835 und 1836 hatte er sich mit einer jungen und hübschen Arbeiterin, mit der er lange Zeit ein intimes Verhältnis unterhalten, überworfen. Er glaubte Grund zu haben, auf seine „Kleine", wie er sie nannte, eifersüchtig zu sein. Er sprach mit aller Welt sehr offenherzig darüber. Er machte ernsthafte Anstrengungen, sich anderweitig zu verlieben; aber es wollte ihm nicht gelingen; und das Ende vom Liede war, daß er sich mit der „Kleinen", die Frau Maxime Jaubert beständig Juliette nennt, die wir aber als Mathilde Crescence Mirat kennen, wieder aussöhnte. Heine brachte darauf das junge Mädchen in eine Erziehungsanstalt.

„Als ich davon hörte," schreibt Frau Jaubert, „merkte ich gleich, daß sich Heine mit Heiratsgedanken trug. Ich war daher auch gar nicht besonders überrascht, als diese Tatsache mir später mitgeteilt wurde. Er glaubte die Sache als eine Gewissensfrage hinstellen zu sollen. Am Vorabende eines Duells hatte er es für seine Pflicht gehalten, die Zukunft seiner ‚Kleinen' sicherzustellen, und das Duell war bis nach dem Abschluß des Heiratskontraktes ausgesetzt worden. Er erzählte mir alle diese Einzelheiten mit einer gewissen Befangenheit, die gegen sein sonstiges freimütiges Wesen merklich abstach. Aber wo wäre auch der Mann zu finden, der bei der Mitteilung, daß er seine Freiheit aufgibt, nicht einige Befangenheit an den Tag legte? Ich stellte keine Frage, ich gab kein Zeichen des Erstaunens. Ich fragte ihn lächelnd, ob er mir gestatte, das Ereignis Rossini mitzuteilen, dem die Geschichte ein besonderes Vergnügen bereiten würde.

‚Wieso?' fragte mich Heine beunruhigt.

‚Jedenfalls aus Korpsgeist,' gab ich zur Antwort. ‚Rossini empfindet ein gewisses Behagen, erlauchte Leidensgenossen auf-

zuzählen. Als ich ihm vor wenigen Tagen zufällig Madame Berryer nannte, fragte mich Rossini im höchsten Grade überrascht: ‚Was, hat sich denn mein Freund Berryer verheiratet?' ‚Versteht sich,' versetzte ich, ‚und schon seit einer ganzen Reihe von Jahren, mit einer sehr niedlichen Frau.' Da rief der Maestro freudetrunken aus: ‚Ist das ein Glücksstern! Also er hat eine legitime Frau, eine eheliche Gattin, gerade wie ich? Sehen Sie, der Gedanke gewährt mir dieselbe Befriedigung wie der Anblick einer ausgezeichneten Schüssel Makkaroni.'

‚Nun,' versetzte Heine mit Tapferkeit, ‚dann wollen wir ihn noch glücklicher machen und wollen ihm Kenntnis davon geben, daß ich künftighin gerade wie er allen Unbilden der Ehe ausgesetzt bin. Er kann die Geschichte in Musik setzen, und ich werde sie dichten; aber er muß auch erfahren, daß man mir die Pistole auf die Brust gesetzt hat, um mich glücklich zu machen.'

Er sprach darauf wieder von dem Duell. Sein Gegner war ein Deutscher gewesen. Er gab ein reizendes Bild von dem Kampfplatze und von der eigentümlichen Beschaffenheit seiner Empfindungen während des Zweikampfs. ‚Der Himmel war so rein, so blau, alle Apfelbäume standen in Blüte; rings um mich her streuten die Felder Düfte aus, die meine Lebenslust verhundertfachten. Ich richtete ein stilles Gebet an Flora und Pomona. Angesichts des Todes bemächtigte sich wieder das alte Heidentum meines ganzen Herzens. Der liebe Gott wollte jedenfalls nicht, daß ich von einer Kugel getroffen wurde in dem Augenblicke, wo ich in meinem Kopfe nur die schönsten Dinge von der Welt hatte, diejenigen, die zu den Sinnen sprechen.'"

* * *

Während eines Jahres verlor Frau Maxime Jaubert, die durch Familienangelegenheiten aller Art stark in Anspruch genommen war, den Dichter aus den Augen. Darauf gab sie ihm ein neues Lebenszeichen und war so liebenswürdig und taktvoll, in ihrem Briefe von seiner Frau zu sprechen. Sie wußte, daß dies Heine besonders angenehm berühren würde.

Als Antwort darauf erhielt sie folgenden Brief vom 13. April 1847:

Ich danke Ihnen, gnädige Frau, für Ihren letzten kleinen Brief und für das andere Zuckerwerk. Wie Sie richtig vorausgesehen haben, hat Juliette beinahe die ganze Schachtel aufgenascht. Was sind Sie liebenswürdig!

Ich habe einen fürchterlichen Winter zugebracht, und ich wundere mich darüber, daß ich ihm nicht unterlegen bin. Also nächstens.

Ich habe mich über das, was Sie mir von Ihrer Frau Tochter erzählen, sehr gefreut. Das ist noch jung, das kann immer wieder in Ordnung gebracht werden. Ich komme nächstens zu Ihnen. Ich bin neugierig, die Rekonvaleszentin zu sehen. Sie muß sehr mager geworden sein, und die Magerkeit gibt ihr ohne Zweifel einen ganz neuen Reiz. Wenn man die Sache recht betrachtet, so verbirgt eigentlich das Fleisch die Schönheit, die sich in ihrem idealen Glanze erst dann offenbart, wenn eine Krankheit den Körper erschüttert hat. Was mich anbetrifft, so bin ich in diesem Augenblicke bis zum Skelett Adonis geworden. Wenn ich durch die Straßen gehe, wenden sich die hübschen Weiber um; meine geschlossenen Augen — das rechte Auge ist nur noch ein Achtel offen —, meine hohlen Wangen, mein phantastischer Bart, mein schwankender Gang, alles das gibt mir das Aussehen eines Sterbenden, das mich reizend kleidet. Ich versichere Sie, ich habe in diesem Augenblicke einen außerordentlichen Erfolg als Todeskandidat. Ich speise Herzen; aber ich kann sie nur leider nicht verdauen. Ich bin augenblicklich ein sehr gefährlicher Mensch, und passen Sie auf, die Marquise Christine Trivulzi wird sich noch in mich verlieben; ich bin ganz genau der Todesknochen, den sie braucht. Leben Sie wohl, Allgütige und Allschöne, der Himmel bewahre Sie davor, auf meine Weise schön zu werden. Ich empfehle Sie seinem heiligen und würdigen Schutze. Heinrich Heine.

Im Winter desselben Jahres machte Heine Frau Maxime Jaubert einen Besuch. Darüber hat sie in ihrem Tagebuch unter dem 16. Januar 1848 folgendes notiert:

„Heinrich Heine hat mich besucht, um mich wiederzusehen — mich sehen? Ach! seine gelähmten Lider verschließen seine Augen! Das Übel scheint immer mehr um sich zu greifen. Sein armer Körper ist nur noch ein Hauch, aber sein Geist hat seine ganze Stärke sich bewahrt. Er hat mir von seiner Mutter erzählt, die in Hamburg wohnt. Er schreibt ihr täglich, um sie zu beruhigen, so mühsam es ihm auch ist, bei der Schwäche seines Gesichts diese Aufgabe zu erfüllen. Die deutschen Blätter haben die traurige Krankheit, an der er leidet, mitgeteilt. Heinrich Heine hat seiner Mutter vorgeredet, daß es eine einfache Buchhändlerreklame und Spekulation sei, wenn man von ihm als von einem Sterbenden spreche.

‚So stark ich auch bin,' fügte er hinzu, ‚als ich gestern einen

Brief von meiner Mutter erhielt, in dem sie mir mitteilte, daß sie vom Grunde ihres Herzens aus täglich zu Gott bete, ihrem teuren Sohne die Gesundheit zu erhalten, wurde ich doch tief ergriffen. Und wenn man bedenkt, daß Gott diese Gebete ohne Gewissensbisse annimmt! Ach! es ist ein barbarischer Gott, — ein Gott, wie ihn die Ägypter dargestellt haben. Das ist nicht eine Gottheit Griechenlands, die würde einen Dichter anders behandeln. Sie würde ihn vielleicht mit dem Blitzstrahl treffen, aber ihn elendiglich, langsam, Stück für Stück hinsterben zu lassen . . .!'

Wie viele Gedanken erweckten diese Worte! Es trat eine lange Pause ein, und endlich fuhr der Dichter mit lauter Stimme fort:

‚Die Ägypter wußten nichts von den Künsten und kümmerten sich auch gar nicht darum. Wenn ich nun ganz aufrichtig mit Ihnen sein soll, so muß ich doch sagen, daß ich bei allem physischen Leiden, das ich zu erdulden habe, in meiner Einsamkeit doch weniger zu beklagen bin als viele andere. Ich fühle dann, ich will nicht sagen: meinen inneren Wert, aber mein inneres Wesen; ich trete aus mir heraus!'

‚Nun,' sagte ich, ‚wenn diese Trennung zwischen der Materie und dem Geiste für Sie jeden Tag fühlbarer wird, welche Richtung nehmen dann Ihre Gedanken in bezug auf die großen Fragen der Unsterblichkeit und des Nichts?'

Heine zauderte lange, man merkte ihm an, daß er über sich selbst im Ungewissen war, und dann antwortete er mit einem Seufzer: ‚Man mag sagen, was man wolle, im Menschen ist schließlich doch ein Winkelchen Göttliches.'"

Im Januar 1848 machte Heinrich Heine Frau Jaubert seinen letzten Besuch. Er hatte sich auf dem Rücken seines Dieners vom Wagen aus die zwei Treppen zur Wohnung der Frau Jaubert hinauftragen lassen. Aber er hatte sich zuviel zugemutet. Kaum war er auf das Sofa niedergelegt worden, so befiel ihn einer jener fürchterlichen Krämpfe, die ihn bis zu seiner Todesstunde gemartert haben, — Krämpfe, die im Gehirn ihren Anfang nahmen und den ganzen Körper bis zu den Fußspitzen durchwüteten. Das furchtbare Leiden konnte nur durch Anwendung

von Morphium gelindert werden. Heine selbst hat später Frau Maxime Jaubert die schreckliche Mitteilung gemacht, daß er jährlich für fünfhundert Frank von diesem wohltätigen Gifte zu sich nahm. Als Heine wieder zu sich kam, bat ihn Frau Maxime Jaubert inständig, einstweilen keine Besuche mehr zu machen und das Krankenzimmer zu hüten, bis eine vernünftige Kur eine Besserung seines Zustandes herbeigeführt haben würde.

‚Meine Krankheit ist unheilbar,‘ war die Antwort darauf. ‚Wenn ich mich niederlege, werde ich nicht wieder aufstehen! Ich bin auch nur deshalb hierhergekommen, meine teure Freundin, um Ihnen das Versprechen, das durch einen Eid bekräftigte Versprechen zu entreißen: daß Sie mich von Zeit zu Zeit besuchen und mich niemals verlassen werden. Wenn Sie mir das nicht schwören, so lasse ich mich wieder hierherbringen und jage Ihnen von neuem denselben Schrecken ein, den ich Ihnen eben eingejagt habe.‘

Darauf entwarf er ein jämmerliches und überaus komisches Bild von der Verlegenheit, in die er Frau Maxime Jaubert gebracht haben würde, wenn er auf ihrem Sofa gestorben wäre. ‚Das Publikum würde natürlich mit dem tragischen Ereignis irgendeine Liebesgeschichte verknüpft haben. Auf die Weise wäre ich noch der Held eines reizenden posthumen Romans geworden. ‚Darüber müssen Sie mir eine Novelle schreiben!‘ würde Buloz (der Redakteur der „Revue des deux Mondes“) einem seiner Leutnante kommandiert haben.‘ Er unterbrach sich. ‚Nein, mir zu Ehren würde er sogar einen geschickten Kapitän mit der Mission betraut haben!‘ setzte er hinzu. So scherzte er weiter, aber er kam bei jeder Gelegenheit darauf zurück, daß Frau Maxime Jaubert ihn besuchen müsse. Sie gab auch das feierliche Versprechen. Er ließ sich nach Hause schleppen, legte sich nieder und stand in der Tat nicht wieder auf. Acht lange Jahre blieb er an sein Schmerzenslager gefesselt, und seine Krankheit offenbarte seine bewunderungswürdige Seelenstärke.

Einige Monate nach der Februarrevolution von 1848 hatte sich der Kranke auf Zureden seiner Frau nach Passy bei Paris bringen lassen; man wollte es mit einer Luftveränderung versuchen. Von da aus empfing Frau Jaubert den folgenden Brief,

dessen große und unsichere Schriftzüge auf den ersten Blick das Fortschreiten der Krankheit verrieten.

Passy, 16. Juni 1848.

Bürgerin!

Wenn Sie in Paris sind und eines Tages im Bois de Boulogne spazierenfahren, so bitte ich Sie, einige Augenblicke in Passy 64, grande rue, halten zu lassen, wo mitten in einem Garten ein armer deutscher Dichter lebt, der jetzt vollkommen paralysiert ist. Meine Beine sind ganz und gar gelähmt; man trägt mich, man füttert mich wie ein Kind. Gruß und Brüderlichkeit!

Heinrich Heine.

Frau Maxime Jaubert besuchte ihn gleich nach den blutigen Junitagen. Sie fand den Dichter ausgestreckt auf zwei Matratzen, die man auf den Fußboden gelegt hatte. Die äußerste Sauberkeit bekundete die liebevolle Pflege, die ihm von seiner Frau zuteil wurde. Die Matratzen lagen an einer offenen Glastür. Der Duft der Blumen drang aus dem Garten in das kleine Zimmer.

Noch ein Brief ist aus Passy, vom 19. September 1848 datiert. Es heißt in demselben:

Kleine Fee!

— Unter diesem Namen, den Ihnen Frau Heine gegeben hat, sind Sie bei uns bekannt. — Ich schreibe Ihnen heute nur, um Ihnen zu sagen, daß Sie mich von morgen ab nicht mehr in meiner Villa Dolorosa von Passy finden werden, die ich verlasse, um nach Paris, rue de Berlin, Ecke der rue d'Amsterdam zurückzukehren. Ich werde dort nur so lange bleiben, bis Frau Heine eine Wohnung gefunden hat, die für meinen Gesundheitszustand geeignet ist. Seitdem ich die tröstliche Freude gehabt habe, Sie zum letztenmal zu sehen, haben meine Leiden zugenommen. Es zeigen sich gewisse beunruhigende Symptome, die mich veranlassen, Paris wieder aufzusuchen. In Passy möchte ich nicht begraben werden, der Kirchhof muß da recht langweilig sein. Ich will mich dem Kirchhof von Montmartre nähern, den ich mir schon seit langer Zeit zu meiner letzten Residenz ausersehen habe. Meine Krämpfe haben nicht aufgehört, im Gegenteil, sie haben jetzt das ganze Rückgrat erfaßt und steigen bis ins Gehirn auf, wo sie vielleicht schon mehr Verwüstungen angerichtet haben, als ich selbst konstatieren kann; es steigen mir fromme Gedanken auf. Leben Sie wohl, kleine Fee! Möge Ihnen der liebe Gott Ihren bezaubernden Reiz verzeihen und Sie in seine heilige und würdige Obhut nehmen.

Heinrich Heine.

Sein Leiden griff nach der Rückkehr nach Paris noch immer mehr um sich. Der Dichter gab sich keinen Täuschungen darüber

hin; er wußte, daß er unheilbar sei. Eine fürchterliche Angst quälte ihn beständig: die Angst, daß ihn Gehirnerweichung befallen, daß er den Verstand verlieren würde. Das sollte ihm gottlob erspart bleiben. Bis zum letzten Augenblicke blieb sein Bewußtsein ungetrübt, und alle seine Gedanken waren darauf gerichtet, durch einen Vertrag mit seinem Verleger die Zukunft seiner Witwe sicherzustellen.

Mathilde

Von besonderem Interesse erscheinen mir die Mitteilungen der Frau Maxime Jaubert über Heines Beziehungen zu seiner Frau; sie geben dem bekannten Bilde noch manchen neuen fesselnden Zug.

Heine, erzählt Frau Maxime Jaubert, liebte seine Frau gleichzeitig wie eine Geliebte und wie sein Kind; ihre Harmlosigkeit und geistige Unbeholfenheit rührten ihn, ihre Unwissenheit bereitete ihm ein besonderes reizvolles Behagen.

„Sie hat nicht eine Silbe von mir gelesen," vertraute er der Freundin, indem er leiser sprach, „und sie weiß gar nicht, was ein Dichter eigentlich ist. Indessen habe ich eins herausbekommen: sie hat eine dunkle Vorstellung davon, daß mein Name in einer Revue gedruckt zu lesen steht." Und indem er noch leiser sprach, fügte er hinzu: „Aber sie weiß nicht, in welcher."

Jedesmal, wenn in der Unterhaltung von „Juliette", das ist Mathilde, die Rede war, richtete sich der Kranke, indem er sich auf die Ellbogen stützte, von seinem Lager auf und sprach mit flüsternder Stimme, als ob er befürchtete, daß man an der Tür horchte.

Der arme Heine, fährt Frau Maxime Jaubert fort, war entsetzlich eifersüchtig. Mathilde hatte nun, wenn auch gerade keine besondere Vorliebe für die Literatur, doch eine ausgesprochene Leidenschaft für das Theater und den Zirkus. Das Dasein der lebenslustigen Frau verlief in Einsamkeit und Traurigkeit. Bisweilen erlangte sie von ihrem Manne die Erlaubnis, mit einigen Freunden ins Theater zu gehen. In diesem Falle verrieten immer

einige Worte, die dem Kranken unwillkürlich entschlüpften, die quälende Herzensangst, von der er nicht sprechen mochte.

Ein Zufall sollte Frau Jaubert über diese peinigende Leidenschaft Heines aufklären. Eines Morgens machte ihr ein Arzt einen Besuch, den Heinrich Heine an sie abgesandt hatte, um sie zu benachrichtigen, daß er wieder eine sehr ernsthafte Krisis überstanden habe und sich freuen würde, Frau Jaubert zu sehen. Frau Jaubert, die durch diese Mitteilung sehr beunruhigt war, fragte den Arzt, ob er das Schlimmste schon jetzt befürchte. Der Arzt, der voraussetzte, daß Frau Jaubert bei den intimen Beziehungen, die zwischen ihr und Heine bestanden, von allem, was Heine betraf, genau unterrichtet sei, sprach ganz offenherzig mit ihr.

„Was vermag unsere Kunst," sagte er, „im Kampfe gegen eine unsinnige Liebe und gegen zügellose Eifersucht? Es ist nicht möglich, Heine davon abzubringen, da er den Gegenstand seiner krankhaften Verirrung immer in seiner nächsten Nähe hat. Unter solchen Umständen war auch seine Verheiratung verhängnisvoll, und die Ehe hat das Fortschreiten seiner Krankheit erheblich beschleunigt."

„Aber," versetzte Frau Jaubert, „seine Frau pflegt ihn doch mit rührender Sorgfalt, und das muß doch für seinen Zustand eine große Erleichterung sein."

Der Doktor zuckte die Achseln und entgegnete: „Seine Frau kann nichts dafür; aber wieviel Pflege wäre wohl erforderlich, um einen Schaden wieder gutzumachen, wie den, den die vergangene Nacht angerichtet hat! Ich weiß nicht, welcher unbegründete Verdacht sich der Einbildung unseres Patienten bemächtigt hatte. Ich konstatiere nur die Tatsache. Nachdem er sich von seiner auf den Boden gelegten Matratze hatte heruntergleiten oder vielmehr herunterfallen lassen, ist er auf dem Bauche, indem er sich auf die Hände stützte, mit Anspannung aller seiner Kräfte bis zur Tür des Schlafzimmers der Frau Heine gekrochen, wo er ohnmächtig zusammengebrochen ist und Gott weiß wie lange gelegen hat. Man hat mir als Arzt diese beklagenswerte Szene anvertrauen und mich darüber aufklären müssen, weshalb ich den Patienten heute auf dem Bette seiner Frau fand. Frau

Heine hat mir die Geschichte mit einer wirklich trostlosen Miene erzählt."

Es war darauf von allen den weiteren Quälereien und Operationen die Rede, welche die Lähmung der inneren Organe zur notwendigen Folge haben würden. Es mußte einem das Herz bluten, wenn man hörte, eine wie schreckliche Zukunft dem Unglücklichen vorbehalten war.

„Heine," fügte der Doktor hinzu, „kennt sein Schicksal ganz genau, und ich weiß, daß ihn sein Mut nicht verlassen wird. Es ist ein wunderbarer Mensch. Er hat nur zwei Gedanken im Kopf: seiner Mutter den Zustand seiner Gesundheit zu verheimlichen und die Zukunft seiner Frau zu sichern."

„Aber es ist doch ein guter Mensch!" rief Frau Jaubert aus mit einem Tone, als wolle sie sich selbst wegen ihres früheren Zweifels an Heines guten Eigenschaften einen Vorwurf machen.

„Relativ gut," versetzte der Doktor ziemlich kühl. „Man darf nicht vergessen: er ist nachtragend, ja rachsüchtig. Seine Güte reicht nicht weit, und wer vorsichtig ist, wird seine Intimität scheuen. Bedenken Sie nur, mit welcher Hartnäckigkeit er Meyerbeer verfolgt! Ganz vor kurzem hat er noch ein Spottgedicht: ‚Heil dem großen Beerenmeyer' auf den Komponisten verfaßt, in dem er Meyerbeer zur Zielscheibe seiner boshaftesten Witze macht; und weshalb? Weshalb diese beständigen Angriffe auf einen Mann, dessen Freund und Bewunderer er gewesen ist? — Weil er von Meyerbeer eine Loge für die erste Aufführung des ‚Propheten' erbeten und nicht erhalten hat!"

„Sie dürfen aber auch nicht vergessen," versetzte Frau Jaubert, „daß da wieder die Liebe die Hand im Spiele hat. Die erbetene Loge war für seine Frau bestimmt, und er hat es Meyerbeer nicht verziehen, Frau Heine diese Enttäuschung bereitet zu haben."

Nachdem der Doktor sich entfernt hatte — fährt Frau Jaubert in ihrem Berichte fort —, verfiel ich in Nachdenklichkeit und suchte in meiner Erinnerung mir noch einmal alles zu vergegenwärtigen, was ich soeben vernommen hatte. Nun, wenn ich es offen gestehen darf, ich empfand eine gewisse Nachsicht für Heine und mochte ihm gern das Unrecht nachsehen, das er sich gegen den

berühmten Komponisten zuschulden hatte kommen lassen; denn dieses Unrecht fand eben in der Liebe seine Entschuldigung. Seine Liebe war so stark, sein Unglück so groß! Strenger beurteilte ich die Angriffe, mit denen er aus reinem Übermut ihm nahestehende Personen verfolgte. Er schien der Ansicht zu sein, daß es ein erlaubtes Vergnügen sei, seine besten Freunde mit überströmender Ironie und den grausamsten Witzen dichterisch zu quälen; und wenn man ihm darüber Vorwürfe machen wollte, so horchte er neugierig auf, als ob man ihm eine wildfremde Geschichte erzählte, und dann brachte er noch mit sichtlichem Behagen eine ganze Reihe von neuen kleinen Bosheiten vor, die er drucken zu lassen sich gescheut hatte. So war es um seine Reue bestellt. Ich glaube, daß er, wenn er sich in seinem Gewissen fragte und sich sagen durfte: mein Herz hat mit der Sache nichts zu schaffen, — ich glaube, daß er sich dann schon für unschuldig hielt. So auch würde es sich erklären, daß er gelegentlich auch von solchen Personen, die er durch seine Schriften beleidigt hatte, Gefälligkeiten und Freundschaftsdienste erwartete. Ich war darüber sehr erstaunt und fragte ihn, ob er denn vergessen habe, was er über die betreffenden Persönlichkeiten geschrieben habe.

„Das wird man mir doch nicht übelgenommen haben, wir waren ja Freunde," versetzte Heine unbefangen.

„Gerade deshalb," entgegnete ich.

„Bah! Man kennt mich ja. Das Pittoreske, das Bild oder die Komik nehmen mich im Fluge mit; das ist meine Natur."

„Aber ich bitte Sie," versetzte ich ärgerlich, „Sie sagen etwa, wie der Pilz in einer Fabel, dem man sein Gift zum Vorwurf macht, antworten würde: ‚Es ist meine Natur.'"

„Bravo!" rief Heine. „Das ist ganz mein Fall, liebe Freundin." Und der Kranke freute sich aufrichtig und dachte gar nicht an die wertvollen Freundschaften, die er sich verscherzt hatte.

Bemerkenswert ist noch, daß Heine von seinem Leiden und von allem Jammer, den es im Gefolge hatte, sehr wenig und immer im einfachsten Tone sprach. Von Zeit zu Zeit erlaubte er sich einen Scherz auf seine eigenen Kosten; aber niemals suchte er Mitleid hervorzurufen.

Die Einrichtung seiner Wohnung war die des behäbigen Mittelstandes. Die äußerste Reinlichkeit herrschte in seinem Zimmer. Er hatte immer das Porträt seiner Frau vor Augen. Frau Heine zog sich, sobald Besuch kam, diskret in ihr Zimmer zurück, das ganz hinten in der Wohnung lag. Wahrscheinlich hatte Heine dies selbst angeordnet, damit er jeden, der zu Frau Heine gehen wollte, hören konnte. „Wer weiß," sagt Frau Jaubert, „ob bei diesem verliebten und eifersüchtigen genialen Menschen die Seelenqualen nicht noch stärker gewesen sind als das körperliche Leiden!"

Die junge Frau, die vergnügungssüchtig wie eine echte Pariserin, kinderlos und ihrer Erziehung nach geistig träge war, hatte ein recht schweres Dasein. Man kann ihr nur das Rühmlichste in ihren Beziehungen zu Heine als ihrem Gatten und ihrem Pflegling nachsagen. Nur sehr kurze Zeit und nur selten hatte sie die verzeihliche Eitelkeit befriedigen können, sich an Heines Arme in Konzerten und Theatern dem Pariser Publikum zu zeigen. Aus der Musik machte sich Heine übrigens nicht sehr viel, wenigstens nicht aus der Musik, die er in Paris zu hören bekam. Die Malerei schien ihn mehr zu fesseln, und vor allem die Bildhauerkunst.

Man weiß, mit welcher wahren Begeisterung er über „unsere liebe Frau von Milo" geschrieben hat. In der Unterhaltung mit seinen Freunden kam er wiederholt auf den letzten Besuch, den er der Venus im Louvre gemacht hatte, zurück.

Im Frühjahr des Jahres 1848 hatte sich sein Zustand etwas gebessert. Er konnte seine Hände wieder bewegen, sein Gaumen war empfindlich geworden, und das eine Augenlid war nicht geschlossen. Man durfte wieder einige Hoffnung schöpfen. An einem schönen Frühlingstage, als Heine spazieren ging, trat er, um sich auszuruhen, in das Louvre und setzte sich der Venus von Milo gegenüber. Da, im Halblichte unter der Einwirkung dieses himmlischen Lächelns, dieser plastischen Schönheit, die fernerhin für ihn nur noch eine Erinnerung sein sollte, geriet Heine in poetische Verzückung. „Ach!" rief er, „weshalb bin ich da nicht gestorben, an jener Stelle und in jenem Augenblick! Das wäre ein dichterischer, heidnischer, ein herrlicher Tod ge-

wesen, wie ich ihn verdient hätte. Ach, wäre ich damals gestorben!" Nach einer kurzen Pause fuhr er mit spöttischem Tone fort: „Aber die Göttin hat mich mit ihren Armen nicht umschlingen wollen — Sie kennen ja ihr Unglück! Ihre Göttlichkeit ist auf die Hälfte reduziert wie meine Menschlichkeit; aber allen mathematischen und algebraischen Regeln zum Trotz haben unsere beiden Hälften noch kein Ganzes gemacht."

Heine hatte eine besondere Vorliebe für bleiche Frauen mit regelmäßigen Zügen, von einer gespensterhaften Schönheit; aber auch eigentümliche, mehr rätselhafte als regelmäßige Gesichter reizten ihn.

Seine Frau hatte ein rundes, volles Gesicht mit großen, freundlichen schwarzen Augen, üppigen Haarwuchs, schöne weiße Zähne im lachenden Munde, schwellende Formen, — der richtige Typus einer Pariser Arbeiterin mit kleinen Händen von aristokratischer Feinheit! Der Klang ihrer Stimme war für Heinrich Heine ein beständiger Zauber, und er sprach immer davon.

„Er hat mir mehrmals die Versicherung gegeben," berichtet Frau Jaubert, „daß er durch diese helle, frische Stimme ins Leben zurückgerufen sei in Augenblicken, als seine Seele zu den unbekannten Bezirken sich aufschwingen wollte. Wenn die hohe, helle Stimme seiner Frau aus dem Nebenzimmer in die Krankenstube hinüberklang, hielt Heine im Gespräch inne, lauschte auf, ein freundliches Lächeln ging über sein Gesicht, und er horchte, bis wieder Stille eintrat."

Frau Jaubert erzählt noch, daß Heine besonders unglücklich darüber gewesen sei, daß er seine Prosa und seine Verse einem Sekretär habe diktieren müssen. Da Heine argwöhnischer Natur gewesen sei, so habe er beständig Angst gehabt, daß sein Sekretär das, was der Dichter ihm diktierte, eigennützig verwerten könne. Er habe es daher eine Zeitlang mit ungebildeten und törichten Menschen versucht, von denen er vorausgesetzt habe, daß sie den Wert der Diktate nicht zu würdigen vermochten; aber diese hätten solchen Unsinn zusammengeschrieben, daß er sie immer wieder habe fortschicken müssen. Eines Tages fand ihn Frau Jaubert sehr betrübt darüber — er hatte wieder einen Sekretär fortgeschickt —, daß er nun nicht einmal imstande sei, sich die

Zeitung vorlesen zu lassen. „Aber können Sie denn Ihre Frau nicht um die kleine Gefälligkeit bitten?“ fragte Frau Jaubert.

„Nein,“ entgegnete Heine, „Frau Heine kann nur die Musterbriefe von Madame de Sévigné lesen.“

Also auch die Person, die er am meisten auf der Welt liebte, verschonte er nicht mit seinen Witzen. Eine seiner bekannten Eigentümlichkeiten war es ja überhaupt, einen witzigen Einfall um keinen Preis verschweigen zu können; er mußte ihn sagen, wenn er auch wußte, daß dadurch das Opfer seines boshaften Geistes tödlich verletzt werden würde. Frau Jaubert selbst sollte ihm ein solches Opfer zuführen.

Der weiße Elefant

Zu jener Zeit — es war während der republikanischen Episode, der der Staatsstreich ein Ende machte, — hielt sich in Paris die wegen ihrer Schönheit vielgefeierte russische Gräfin Kalergis, die Nichte des Herrn von Nesselrode, auf. Frau von Kalergis, die an Berühmtheiten ein besonderes Gefallen fand und Heine, dessen Werke sie im Original lesen konnte, hoch verehrte, drückte Frau Jaubert den Wunsch aus, dem Dichter der „Reisebilder“ vorgestellt zu werden. Frau Jaubert wußte aber, daß Heine nur sehr ungern Fremde empfing, und tat, was sie konnte, um Frau von Kalergis von ihrem Vorhaben abzubringen. Heine klagte nämlich beständig darüber, daß er von weiblichen Schöngeistern überlaufen würde. Nur selten bereitete ihm eine neue Bekanntschaft wirkliches Vergnügen. Zu diesen seltenen Fällen zählt Frau Jaubert die Bekanntschaft Heines mit Fanny Lewald. Frau von Kalergis kam indessen immer wieder und wieder auf ihre Bitte zurück; und Frau Jaubert blieb nichts weiter übrig, als den Versuch zu machen, die Bekanntschaft zwischen Heine und ihr anzubahnen. Sie suchte also seine Neugier zu reizen und las ihm ein Gedicht vor, das Theophile Gautier auf die wunderbare Hautfarbe dieser nordischen Schönheit geschrieben hatte. Wenn Heine das durch die Lähmung geschlossene Augenlid mit dem Finger aufhob, so konnte er auf einen Augenblick einen Gegenstand in heller Beleuchtung sehen.

„Nun gut," sagte er endlich, „ich werde mich bemühen, um alle die Reize, die Sie mir rühmen, in Augenschein zu nehmen."

Die Vorstellung fand also statt. Die Gräfin, die immer liebenswürdig und anmutig war, war es an jenem Tage doppelt. Dem Anschein nach waren beide von der Begegnung sehr entzückt. Die Gräfin bat um einen zweiten Besuch, und dieser wurde ihr gewährt. Frau Jaubert war bei dieser zweiten Begegnung nicht zugegen. Am anderen Tag ging sie zu Heine, um sich zu erkundigen, wie die Sache verlaufen sei. „Jetzt werden Sie mir wohl Dank wissen," sagte sie zu ihm, als sie in das Zimmer trat, „Sie sind natürlich auch bezaubert?"

„Aber, liebste Freundin," versetzte Heine, „das ist ja gar kein Weib, das Sie mir da zugeführt haben; das ist ein Denkmal, das ist die Kathedrale der Liebesgottheit."

„Ich bemerkte gleich," fährt Frau Jaubert fort, „daß etwas Schreckliches im Anzuge war, und richtig, nach einem Augenblicke trug er mir in der Übersetzung einige Verse vor, die er unter dem Titel: ‚Der weiße Elefant' gedichtet hatte. Bei der Übersetzung hatte er die größte Freude. Ich bat ihn, hier und da eine Härte des Ausdrucks, eine Derbheit der Anspielung zu mildern, aber jedesmal sagte er: ‚Das ist ja gerade der beste Vers,' und er ließ es beim alten. Nichts konnte ihn davon abhalten, die Verse sofort nach Deutschland zu schicken, wo sie in den ‚Romancero', der damals gerade veröffentlicht wurde, eingereiht wurden. Sobald der Band erschienen war, schickte er ihn der Gräfin Kalergis."

Man kennt die übermütigen und köstlichen Verse:

„Es lebt im Norden ein schönes Weib
Von hohem Wuchs und weißem Leib,
Dein Elefant ist herrlich, unleugbar,
Doch ist er nicht mit ihr vergleichbar.

Mit ihr verglichen, erscheint er nur
Ein weißes Mäuschen. Es mahnt die Natur
An Bincha, die Riesin, im Ramajana
Und an der Epheser große Diana.

Wie sich die Gliedermassen wölben
Zum schönsten Bau! Es tragen dieselben

Anmutig und stolz zwei hohe Pilaster
Von blendend weißem Alabaster.

Das ist Gott Amors kolossale
Domkirche, der Liebe Kathedrale;
Als Lampe brennt im Tabernakel
Ein Herz, das ohne Falsch und Makel.

Die Dichter jagen vergebens nach Bildern,
Um ihre weiße Haut zu schildern;
Selbst Gautier ist dessen nicht kapabel, —
O, diese Weiße ist implakabel" usw.

In Deutschland, wo man die Geschichte vom weißen Elefanten nicht recht verstand, konnte die Anspielung wenig Schaden anrichten; da aber Heine das Gedicht für die „Revue des deux Mondes" selbst übersetzte und nun einen Leserkreis fand, in dem die Gräfin Kalergis sehr bekannt war, wurde die Sache bedenklicher. Auf Frau Jauberts Zureden ließ er sich noch zu einigen gelinden Veränderungen herbei. „Weswegen liebt diese Frau die seltenen Tiere?" sagte er. „Ich will ihr den Geschmack daran verderben. Übrigens sind meine Verse außerordentlich schmeichelhaft für sie." Und um das zu beweisen, ging er die Verse noch einmal durch und machte auf all die kolossalen Schönheiten aufmerksam, die er dem „weißen Elefanten" nachgerühmt hatte.

Das Ende

In den letzten Jahren seines Lebens sprach Heine sehr oft den Wunsch aus, in aller Stille und ohne Zeremonie begraben zu werden. „Nur meine Werke sollen sprechen," sagte er, „nur sie. Und Sie wissen überdies, meine liebe Freundin, daß mich der literarische Lorbeer nicht besonders reizt. Nein, ich bin nur ein tapferer Krieger, der seine Kraft und sein Talent der großen Familie der Menschheit zur Verfügung gestellt hat. Legen Sie auf mein Grab in Form eines Kreuzes eine Schleuder und einen Bogen."

„Mit einigen guten Pfeilen," versetzte Frau Jaubert.

Er lächelte. „Von Ihnen verlange ich nichts weiter, als

daß Sie mir ein Sträußchen Reseda bringen. Sie wissen ja, das ist die Blume, die mir die kleine Veronika einst gegeben hat."

„Und ich weiß auch," entgegnete Frau Jaubert, „daß ich von dieser kindlichen Leidenschaft bis jetzt nur den Anfang gehört habe."

„Dann muß ich Ihnen also jetzt die Geschichte ganz erzählen. Das Kind kletterte den Berg hinauf und spielte mit einer Blume, die es in der Hand hielt. Es war Reseda. Es brachte die Blume an seine Lippen und schenkte sie mir. Im nächsten Jahre in den Ferien wollte ich die kleine Veronika aufsuchen, und sie war tot. Daran habe ich imm erwieder denken müssen; ich weiß nicht, weshalb. Es ist etwas Eigentümliches, Geheimnisvolles. Wenn ich an diese kleine Geschichte denke, ist mir bisweilen ganz schmerzlich zumute wie bei der Erinnerung an ein großes Unglück."

Es trat tiefes Schweigen ein; die Erinnerung und die Gegenwart, alles sprach vom Tode. Frau Jaubert wollte der Unterhaltung eine andere Wendung geben und sah sich im Zimmer um. Da bemerkte sie zum erstenmal eine Vorrichtung, die am Kopfende des Lagers angebracht ungefähr wie ein Steigbügel aussah, der vermittels eines Strickes an der Wand befestigt war. Frau Jaubert fragte ihn, was das zu bedeuten habe.

„Das ist eine neue gymnastische Erfindung," gab Heine zur Antwort, „die angeblich dazu dienen soll, meinen rechten Arm in Bewegung zu erhalten und zu üben. Unter uns gesagt, halte ich es aber mehr für eine Aufforderung zum Erhängen. Es ist eine zarte Aufmerksamkeit meines Arztes. Es gibt Dummköpfe, die sich darüber wundern, mit welchem Mut ich das Leben noch ertrage: die Leute werden aber nicht bedacht haben, wie ich es eigentlich anfangen soll, um mich umzubringen. Ich kann mich weder hängen, noch mich vergiften, noch mir eine Kugel durch den Kopf jagen, noch mich aus dem Fenster stürzen. Ich könnte mich höchstens verhungern lassen; aber diese Todesart widerstrebt allen meinen Grundsätzen. Wenn man nicht einmal mehr die Art des Selbstmordes wählen darf, dann muß man die ganze Geschichte auf sich beruhen lassen."

Heinrich Heine hat niemals daran gedacht, sein Ende zu beschleunigen und sich freiwillig von seiner Frau zu trennen. Be-

durfte sie denn nicht seiner, war er nicht ihr Beschützer? Diese Rolle des Schutzherrn schmeichelte ihm besonders. Während sich Frau Heine mit ihren Blumen und mit ihrem Papagei zu schaffen machte, ordnete, regelte und zahlte er alle Rechnungen. In seiner Ehe war Heine ein sehr haushälterischer Mann geworden, der immer sorgsam darauf bedacht war, Einnahmen und Ausgaben im Gleichgewicht zu erhalten. Wie Heine fühlte, daß er für seine Frau notwendig, so fühlte er auch, daß sie ihm unentbehrlich geworden war. Er behauptete, Mathilde übe auf ihn einen magnetischen Einfluß, und durch die Wirkung ihrer hellen Stimme, durch die Berührung ihrer kleinen Hand sei er schon mehrfach ins Leben zurückgerufen worden. Frau Jaubert zitiert zur Bekräftigung dieser magnetischen Gewalt der Frau Heine (wir nennen's jetzt Suggestion) die Geschichte vom Papagei, die in die letzten Lebenstage Heinrich Heines fällt.

Mitten in der Nacht wurde Heine wieder von einer jener fürchterlichen Krisen erfaßt, die man diesmal für die letzte halten durfte. Seine Frau stürzte in äußerstem Schrecken herbei, ergriff seine Hand, drückte sie, wärmte sie, streichelte sie, weinte heiße Tränen und bitterlich, und Heine hörte sie schluchzen: „Nein, Heinrich, das darfst du mir nicht antun! Du darfst nicht sterben! Du wirst Mitleid mit mir haben. Ich habe heute morgen schon meinen Papagei verloren, wenn du auch noch stirbst, dann werde ich zu unglücklich."

„Das war ein Befehl," fügte Heine hinzu, „und ich mußte gehorchen. Ich habe weitergelebt, denn Sie begreifen, liebe Freundin, wenn man mir mit guten Gründen kommt ..."

Es machte dem Kranken das größte Vergnügen, diese Geschichte zu erzählen. Er erzählte sie mehrmals und machte immer den trostlosen Akzent der Frau Heine nach, wobei er besonders das Wort „Papagei" betonte. Der Schmerz seiner Frau rührte ihn, und gleichzeitig amüsierte ihn königlich die komische Form, in die sich die Verzweiflung seiner Frau gekleidet hatte.

Zu Beginn des Jahres 1855 ließ sich das nahe Ende des Dichters mit Bestimmtheit vorhersagen. Die Krampfanfälle wiederholten sich immer mehr, und das Morphium versagte seine Dienste.

Ungefähr vierzehn Tage vor seinem Tode kam Frau Jaubert in den Vormittagsstunden zu ihm. In dem ersten Zimmer war kein Mensch, und die Tür zum Krankenzimmer stand offen. Frau Jaubert trat geräuschlos ein. Man machte sein Bett, während man ihn auf eine Art von Chaiselongue gebettet hatte, die er sich hatte herrichten lassen. Er war ganz in Flanell gehüllt. Frau Jaubert rührte sich nicht, weil sie voraussetzte, daß es ihm unangenehm sein würde, wenn er sich von ihr unter diesen Bedingungen überrascht wüßte. Eines der Dienstmädchen trug ihn auf dem Arm von der Chaiselongue auf die Matratze. Sein Körper, der durch die Entkräftung vermindert erschien, sah aus wie der eines Kindes von zehn Jahren. Seine Füße hingen leblos baumelnd herab und waren so verdreht, daß die Hacken sich da befanden, wo der Spann hätte sein sollen. Es war ein entsetzlicher Anblick!

Vier Tage vor seinem Tode sah ihn Frau Jaubert zum letztenmal. Er sprach mit der vollen Freiheit des Geistes, und mit Ernst. Als sie ihm beim Abschiede die Hand reichte, hielt er sie eine Zeitlang fest und flüsterte: „Bleiben Sie nicht zu lange aus, liebe Freundin, es wäre unvorsichtig!“

Der „Tannhäuser"-Skandal. März 1861

Vorbereitungen und Verstimmungen

Mein erster Aufenthalt in Paris war ursprünglich nicht auf längere Dauer berechnet. Er sollte zunächst wohl nur so eine Art von Antrittsbesuch, eine Versuchsstation sein; durch die ungemein herzliche Einladung meiner Brüder schimmerte ein gewisser Vorbehalt latenter Kündigung. Ich hatte bisher nur mit Doktor Gottfried Wagner — wir hatten uns schnell angefreundet —, mit den Landsleuten vom Stammtisch der „Brasserie", den Bekannten meiner Brüder und jungen Studenten verkehrt, mit denen wir in einer kleinen sauberen „Crémerie", gegenüber der Sorbonne, unsere Mahlzeiten einnahmen, — wenn man das stolze Wort für unsere Abfütterungen zu studentischen Preisen gebrauchen darf. Manchmal, wenn wir uns in unserer Genügsamkeit eine gute Zensur über unsere tüchtige Arbeit ausgestellt hatten, spendierten wir uns auch eine Tasse Kaffee in dem benachbarten „pauvre Job", wo es immer sehr lustig herging. Da erholten sich vergnügte Jünglinge, die mitunter die wissenschaftlichen und künstlerischen Hochschulen besuchten, von den aufregenden humanistischen Studien, die sie eigentlich machen wollten, oder in Erwartung des „Grand prix de Rome", mit dem ihr bereits skizziertes, im Kopf so gut wie fertiges nächstes großes Werk der Malerei oder Plastik unzweifelhaft gekrönt werden würde. Da wurde im Stimmengewirr, während des Geklirrs und Geklappers der Dominosteine auf den Marmortischen und der Billardkugeln auf dem grünen Tuche, im undurchdringlichen Gepaff aus den kurzen Tonpfeifen heftig krakeelt und alles kritisiert. Die zopfhaften Klassiker wurden böse zugerichtet; von den Großmäulern der romantischen Schule mochte kein Hund mehr ein Stück Brot nehmen, — von der jämmerlichen Gegenwart, den Dichtern und Künstlern von napoleonischen Gnaden, gar nicht zu reden. Erstaunlich war die vollkommene „Wurschtigkeit" dieser jungen Leute allen politischen, sozialen und kirchlichen Fragen gegenüber. „Ein garstig Lied!

Pfui! Ein politisch Lied ein leidig Lied!" sagten sie mit Goethe, von dem sie natürlich keinen Schimmer hatten.

Den Hauptgegenstand der allgemeinen Unterhaltung bildete die bevorstehende erste Aufführung des „Tannhäuser" — hüben im „Café zum armen Hiob", und besonders drüben am deutschen Stammtisch in der „Brauerei der Märtyrer". Jeder Tag brachte ungezählte Geschichten über den Hexensabbat, der schon vor der öffentlichen Vorstellung dahertrabte und sein Unwesen trieb, — über die gehässigen Intrigen der hämischen und neidischen Kollegen des deutschen Meisters und das törichte Ungestüm seiner fanatischen Anhänger.

Wagner war etwa ein halbes Jahr vorher von Zürich nach Paris gekommen. Nur wenige seiner Werke waren seinen Berufsgenossen mehr oder minder oberflächlich bekannt; im großen Publikum kannte man ihn kaum dem Namen nach.

Es war ihm natürlich vor allem daran gelegen, den Parisern zu zeigen, „was wir können". An eine Aufführung eines seiner Musikdramen in einer Pariser Oper wagte er vorerst wohl kaum zu denken. Er wußte ja, welche schier unüberwindlichen Hindernisse ihm in den Weg gelegt werden würden. Konnte es eine geschlossene Gesamtheit noch nicht sein, so ließ es sich fürs erste vielleicht mit Bruchstücken versuchen. Für diesen Plan gewann er die feurige Unterstützung einer kunstfreudigen, sehr einflußreichen und in den höchsten aristokratischen Kreisen ungemein beliebten Dame, der Fürstin Pauline von Metternich. Dank ihrer geschickten Agitation wurden auch wirklich die Mittel zu einigen großen „Wagnerkonzerten" in der „Italienischen Oper" aufgebracht.

Mit kluger Berechnung hatte Wagner für diese Konzerte hauptsächlich Musikstücke auf das Programm gesetzt, die — bis auf das Vorspiel zu „Tristan" — dem alten Opernstil sich am nächsten anschlossen: also die Ouvertüren zum „Fliegenden Holländer" und „Tannhäuser", die Introduktion und den Brautchor aus „Lohengrin", Wolframs „Lied an den Abendstern" und ähnliches. Diese Aufführungen hatten zwar Erfolg, übten aber doch nicht die Wirkung, die Wagner und seine Freunde sich davon versprochen hatten.

Der musikalische Geschmack der Pariser stand völlig unter dem Banne von Meyerbeer, Rossini, Auber, Verdi und Halévy, neben die durch seinen jüngsten großen Erfolg, „Faust", Charles Gounod gerückt war. Die auf diesen Kunststil eingeschworene musikalische Kritik, an deren Spitze Scudo in der „Revue des deux Mondes" und der ebenso geistvolle wie charakterlose Fiorentino im „Moniteur" standen, witterte schon in diesen doch noch schüchternen Andeutungen des musikalisch-revolutionären Charakters Unheimliches und verhielt sich dem Fremdling gegenüber kühl abweisend.

Darauf war Wagner auch vorbereitet. Er erwartete aber mit voller Zuversicht, daß ein kongenialer Kollege auf der äußersten Linken des musikalischen Frankreichs, der zugleich einer der geistvollsten Schriftsteller und der als erste Autorität angesehene Musikkritiker im vornehmsten Blatte, im „Journal des Débats", war — daß Hector Berlioz mit aller Entschiedenheit für ihn eintreten und geschmackvollen und kunstsinnigen Leuten die Augen öffnen werde. Seltsamerweise versagte Berlioz. Seine Kritik war, in Lob und Tadel gleichmäßig temperiert, im ganzen höflich, ja respektvoll, aber wirkungslos.

Wagner, der so manche Ungeschicklichkeit begangen hat, ärgerte sich darüber und war unvorsichtig genug, seinem Ärger in einem „Offenen Briefe an Berlioz" Ausdruck zu geben. Repliken gekränkter Autoren auf unliebsame Äußerungen regulärer Kritiker sind an sich schon mißlich. Die Entgegnung des selbstbewußten Dichterkomponisten, der sozusagen noch keinem Musikfreunde in Paris Vergnügen bereitet hatte, war nun vollends ein arger Fehlgriff. Was er sagte, war vielleicht ganz richtig, aber es klang grundfalsch. Wie kam der hergereiste Fremde dazu, über alles, was die Kunstfreunde in Begeisterung versetzte, den Stab zu brechen und von den angebeteten Wonnespendern, von unsterblichen Meistern wie Meyerbeer und Rossini von oben herab mit einer Geringschätzung zu sprechen, die hart an Verachtung streifte? Wer war denn dieser Herr Richard Wagner, der in einem Zuge die größten Komponisten der Gegenwart, die gesamte Kritik, das gesamte Publikum beleidigte?

Gerade die Franzosen sind an lächelnde Artigkeit in der

Polemik unter vornehmen Leuten gewöhnt. Wagner aber wurde wütend und grob; aus jeder Zeile seiner ungebärdigen Entgegnung sprach ein Selbstgefühl, zu dem der Meister allerdings vollberechtigt war, dessen Berechtigung indessen die Franzosen, die von diesem Wundermanne so gut wie nichts wußten, durchaus nicht gelten lassen wollten. Wie konnte er sich herausnehmen, die von ihm begehrte, aber hoffentlich nie gewährte Aufführung des „Tannhäuser" gewissermaßen als einen Tribut aufzufassen, den Paris seinem Genius schulde? War's nicht der Gipfel der Unverfrorenheit, wenn er — im Gedenken an seine Verbannung, die ihn der Genugtuung beraubt hatte, sich von der Wirkung seines „Lohengrin" auf der Bühne zu überzeugen — die vermessenen Worte schrieb: „Es langweilt mich nachgerade, der einzige Deutsche zu sein, der meine Oper noch nicht gehört hat!" Der geistvolle Berlioz, dessen „Trojaner" vor der Direktion der Großen Oper ungefähr ebensolange lagen wie die Griechen vor Troja, fand darauf die köstliche Antwort: „Mein Los ist noch viel beklagenswerter als das des Herrn Richard Wagner: ich bin nämlich der einzige Franzose, der meine Oper gehört hat!" — Die Pariser lachten.

Und sogar an Rossini, an diesem liebenswürdigsten und galantesten aller Künstler, hatte der ungeschlachte Teutone sich zu vergreifen gewagt! — an Rossini, der nicht nur als der Komponist vom „Wilhelm Tell" und „Barbier von Sevilla", sondern auch als Mensch wegen seiner bestrickenden Artigkeit und seines schlagfertigen Sarkasmus von den Parisern geradezu vergöttert wurde! Da hörte denn doch der Spaß auf. Die Pariser tobten.

Der einzige, der über den gehässigen Angriff lächelte, war Rossini selbst. Er antwortete darauf mit einigen Witzen, die bald in Paris populär wurden. Bei einem Diner setzte er Théophile Gautier, den er als fanatischen Anhänger Richard Wagners kannte, einen Teller mit Sauce vor und ließ den Fisch an ihm vorübergehen; und als Gautier nach dem Fisch verlangte, sagte Rossini: „Was brauchen Sie denn Fisch! Sie haben doch an der Sauce genug! Sie lieben ja die Wagnersche Musik!" Einem anderen Freunde der Wagnerschen Musik, der ausrief: „Sie mögen sagen, was Sie wollen, in der Wagnerschen Oper sind doch schöne

Momente!" antwortete er: „Ja, schöne Momente, aber verwünscht langweilige Viertelstunden!" (De beaux moments, mais de fichus quarts d'heure.)

Nun hatte man sich zur Genüge entrüstet und zur Genüge gelacht. In dem damals so amüsanten Paris brachte jeder Tag etwas Neues, mit dem sich der Boulevard, der Inbegriff des Pariſertums, angelegentlich beschäftigte; und so wurde denn auch Richard Wagner mit seinem kaum geglückten Versuche, durch kostspielige Konzerte die Aufmerksamkeit der Pariſer auf seine Werke zu lenken, mit seinen ungehörigen Ausfällen gegen die beliebtesten und verehrtesten Meister der Tonkunst schnell vergessen. Der Zwischenfall „Tannhäuser" war erledigt.

Auf Allerhöchsten Befehl!

Da, nach langen Monaten, fiel wie ein Blitz aus heiterm Himmel die Nachricht: Von diesem Richard Wagner soll auf Befehl des Kaisers unverzüglich in der Großen Oper irgendein Musikdrama mit einem schwer aussprechbaren Titel einstudiert und aufgeführt werden!

Die „Große Oper", die von allen französischen Komponisten umstürmt wird und immer erst nach hartem Kampfe in langen, langen Zwischenräumen dem einen oder anderen, der sich schon hervorgetan haben muß, schwerfällig und widerstrebend ihre Tür öffnet, — einem wildfremden Ausländer, dessen Leistungen von den anerkanntesten Autoritäten zum mindesten bestritten wurden, zeigte sie sich willfährig? Wie konnte das Unerhörte nur geschehen sein?

Und nun erfuhr man, daß die in ihrer Liebenswürdigkeit unwiderstehliche Fürstin von Metternich auf einem großen Hofball den Kaiser umschmeichelt und ihm das feste Versprechen entlockt hatte, daß Wagners „Tannhäuser" sofort, *vor* allen anderen seit Jahr und Tag zur Aufführung bestimmten musikalischen Werken auf der Bühne der Großen Oper gegeben werden solle. Also elende Protektionswirtschaft! Die heimischen Komponisten und ihr Anhang rasten. Ihre boshaften Bemerkungen über das

bevorzugte Schoßkind der Hofclique fiel auf um so fruchtbareren Boden, als sich Richard Wagner durch sein persönliches Hervortreten schon unbeliebt genug gemacht hatte. Während der Vorbereitungen zur Aufführung wurde durch den Kulissenklatsch die unfreundliche Stimmung des Publikums zu entschiedener Feindseligkeit gesteigert. In jeder neuen Nummer des „Figaro" und anderer Klatschblätter lasen die Pariser Unverbindliches über den Eindringling.

Er wollte ja alles auf den Kopf stellen! Mit beispielloser Vermessenheit wollte er eine Übertragung des Textes in ungereimter Sprache durchführen. Das wurde selbstverständlich nicht geduldet. Er überwarf sich mit dem Direktor Alphonse Royer. Er beleidigte in seinem fürchterlichen Französisch mit stärkstem sächsischem Akzent die Musiker und stellte das unglaubliche Ansinnen, dem angestammten Kapellmeister Dietsch, der Dreiviertel- und Sechsachteltakt so schön unterscheiden konnte, den Stab aus der Hand zu nehmen und sein Werk selbst einzustudieren und zu dirigieren. Als ob so ein obskurer Taktschläger aus dem kleinen Sachsen das besser verstände als der wohlbestallte Musikdirektor der Großen Oper zu Paris, auf die das Auge der Welt gerichtet war! Und auch die bejubelten Lieblinge des gefeierten Kunstinstituts genügten ihm nicht für die Interpretation seiner Oper. Er mußte sich einen Spezialtenoristen aus Deutschland verschreiben lassen — anders tat er's nicht! — Einen gewissen Albert Niemann — wer war denn das schon wieder? Ein eifriger Reporter sammelte biographische Daten und teilte den Lesern des „Figaro" freudestrahlend mit: „Ein früherer Fleischergeselle!" Niemann berichtigte das sofort im „Figaro" recht lustig mit dem Satze: „Ein ehrsamer Fleischergeselle bin ich nie gewesen, und bis jetzt habe ich noch keinen Ochsen totgeschlagen. Nehmen Sie sich nur in acht!"

Was aber die Abonnenten und Stammgäste der Großen Oper, auf die natürlich besondere Rücksicht zu nehmen war, völlig außer Rand und Band brachte, war Wagners kindliches Verlangen, daß seine Oper gerade wie in Deutschland ohne Ballett gegeben werden solle! Ohne Ballett! Das war noch nicht dagewesen. „Eine Oper ohne Ballett," schrieb einer der

öffentlichen Wortführer, „das ist gerade so wie ein Mädchen ohne Augen.“ Den Abonnenten wurden ja immer dieselben Opern mit derselben langweiligen Musik vorgesetzt; gerade am Ballett mit den hübschen Mädchen erfrischten sie sich, und bevorzugten Abonnenten war der Zutritt zum Künstlerfoyer hinter der Bühne gestattet. Da konnten sie sich, während sich, in diesem traulichen Raume kaum hörbar, die Sänger auf der Bühne heiser schrien, mit den hübschen Mädels unterhalten und brauchten erst zum Beginn des Tanzdivertissements in ihrer heißen Loge wieder aufzutauchen. Und der Spaß sollte ihnen verdorben werden?

Im Jockeiklub brach heller Aufruhr aus. An der Spitze der Bewegung stand der junge Herzog von Gramont, der zu jener Zeit in der Pariser Lebewelt eine große Rolle spielte und wegen seiner sinnlosen Verschwendung entmündigt wurde. Er hatte unter anderem einer ihm völlig unbekannten Dame, die bewundernd die von einem großen Juwelier ausgestellten Schmuckgegenstände musterte, das ganze Schaufenster geschenkt. Er war ein Neffe des letzten Napoleonischen Ministers, der durch seine ungeschickte Leitung der auswärtigen Politik am Ausbruch des siebziger Krieges wesentlich mitschuldig gewesen ist.

Der arme Direktor Royer erhielt einen Drohbrief nach dem anderen. Er wurde vorstellig beim Minister. Der Minister referierte an den Kaiser. Der Kaiser besprach sich mit der Fürstin Metternich — alles des Balletts wegen!

Aber zur Einfügung eines richtigen Opernballetts, das hübsch in der Mitte lag und das man nicht versäumte, wenn man seine Zigarre nach dem Diner aufrauchte, mit hübschen Ballerinen in ganz kurzen Röckchen — dazu war der eigensinnige Komponist absolut nicht zu bewegen. Nach langen Verhandlungen ließ er sich endlich zu dem Kompromiß herbei, einen bacchantischen Reigen im Venusberg für die Pariser Aufführung hinzuzukomponieren. Royer konnte nun wenigstens eine Notiz veröffentlichen, daß Wagner eine „neue Ballettmusik für Paris“ geschrieben habe. In Wahrheit aber war diese neue Komposition etwas ganz anderes als das, was die Pariser verlangten.

* * *

Als zahlender Claqueur

So hatte sich gegen Wagner und seinen „Tannhäuser" schon vor der Vorstellung eine gehässige Liga gebildet, zu der der Neid gekränkter Künstler, die Entrüstung über höfische Gönnerschaften, die Frivolität vornehmer Lebemänner, der Verdruß über persönliche Ungeschicklichkeiten des fremden Künstlers und über seine Rempeleien mit aller Welt die Mannschaften gestellt hatte. Die Aufregung wuchs, je näher der Tag der ersten Vorstellung heranrückte. Die Preise der Plätze wurden durch den Billetthandel bis zu fabelhaften Höhen getrieben. Daß unsereins mit seinem bescheidensten Einkommen den Einlaß zu dieser Premiere erschwingen könne, daran war gar nicht zu denken.

Ich dachte aber doch daran. Und im Vertrauen auf den freundlichen Zufall, der mir so oft im Leben hold gewesen ist, klopfte ich — natürlich ohne meinen Brüdern ein Wort zu sagen; denn die würden mich ausgelacht haben — bei den Leuten an, denen ich irgendwelchen Einfluß zutraute. Es waren ja nicht viel; und die Fürstin Metternich gehörte nicht zu diesen. Natürlich erhielt ich von allen Absagen. Am Mittwoch, 13. März, nachmittags, hatte ich alle Hoffnung aufgegeben, der Entscheidungsschlacht beiwohnen zu können.

Einen einflußreichen Bekannten hatte ich doch vergessen, und gerade ihm mußte ich im letzten Augenblicke begegnen, als ich übelgelaunt den Boulevard entlang schlenderte.

Im Café „Zum armen Hiob" war öfter ein etwas korpulenter, bartloser Herr aufgetaucht, der sich durch sein Alter, seine würdige Haltung und sorgfältig gepflegte Toilette von der Umgebung erheblich unterschied. Er wurde auch von den Stammgästen mit einem gewissen Respekt behandelt. Ich hatte die Ehre, ihm vorgestellt zu werden. Mit mildem Schmunzeln überreichte er mir seine Karte: „Monsieur dit ‚père' David, Entrepreneur de succès lyriques, dramatiques et chorégraphiques". Es war der Chef der Claque. Hier suchte und fand er in besonderen Fällen, wenn die bezahlten Berufsklatscher verstärkt werden mußten, für sein Unternehmen freiwillige Mitwirkende, — begeisterungsfähige junge Leute, die für die Kundgebungen ihrer

Ergriffenheit keinen anderen Lohn beanspruchten als das simple Billett. Vater David stand in hohem Ansehen und galt in seinem besonderen Fache als ein wahrer Künstler. Er verstand es meisterlich, die Stimmung seines Instruments jeder Situation anzupassen. Er war der Tonangeber, und unter seiner mitteilsamen und anregenden Leitung verrichtete die Claque wahre Wunderdinge. Auf das brutal schallende Aneinanderschlagen der Handflächen verstand sich schließlich jeder Handwerker. Auf die Schattierungen kam es an. Da wurde säuselnd gelächelt, herzlich gelacht, vor Wonne laut aufgeschrien, geseufzt, geschluchzt, kopfnickend, mit leichtem Klatschen beifällig zugestimmt, stürmisch mit den Händen gejubelt und den Füßen getrampelt, wie es eben das Wort, die Szene, der Aktschluß verlangte. Die Schlußszene der „Kameliendame" wurde zum Beispiel regelmäßig stimmungsvoll ein wenig gestört. Einer der Claqueure mußte in jeder Vorstellung, sobald der reuige Geliebte Armand zurückkehrt und die schwindsüchtige Marguérite in seine Arme sinkt, vor Rührung in Ohnmacht fallen und aus dem Zuschauerraum entfernt werden.

Dieser herrliche Vater David lief mir nun gerade an der Ecke der Rue Lafitte in den Weg. Hocherfreut drückte ich ihm die Hand, erkundigte mich nach dem Befinden der werten Familie und wagte endlich die bescheidene Anfrage: „Was halten Sie, kunstverständiger Herr und Freund, von der neuen Oper?"

„Wir haben nur der Generalprobe beigewohnt," antwortete er ausweichend. „Da lobe ich mir Meyerbeer, bei dem machen wir alle Proben mit."

„Ja, ja! Meyerbeer ..." wiederholte ich nachdenklich und fügte, bloß um die Unterhaltung nicht abzubrechen, noch allerlei Entbehrliches hinzu, bis ich endlich den Mut fand, den Stier bei den Hörnern zu packen.

„Wäre es denn gar nicht möglich," fragte ich resolut, „für wenig Geld und viel gute Worte zur heutigen Vorstellung einen Platz zu bekommen? Irgendwo! Meinetwegen auf dem Schnürboden. Nur dabei sein möchte ich. Sie sind ja ein einflußreicher Mann. Vielleicht könnte ich durch Ihre Bemühungen ..."

„Sie sind ja wohl Deutscher?" fiel mir der Chef ins Wort, während er einen prüfenden Blick auf meine Hände warf.

„Ein waschechter, ein Sachse — wie Richard Wagner." (Das stimmte nicht ganz genau, denn ich bin aus der Provinz Sachsen.) Und ich spreizte meine Finger.

„Dann kennen Sie wohl den ‚Tannhäuser' schon?"

„Auswendig."

„Und Sie lieben Wagner?"

„Bis zur Raserei."

„Dann kommen Sie mit mir ins Café. Ich will Sie einschreiben ... Ich habe noch einen Platz. Sie brauchen bloß den Kassenpreis zu zahlen, fünf Franken."

Ich wäre meinem Wohltäter am liebsten um den Hals gefallen.

Auf dem Wege über den Fahrdamm nach dem gegenüberliegenden „Café Favart" nächst der alten „Komischen Oper" vertraute mir Vater David seine Sorgen. „Wir werden ein schweres Stück Arbeit haben. Ich glaube kaum, daß wir es durchdrücken werden ... Halten Sie sich brav!"

Herrn David wurden, wie ich später erfuhr, zu wichtigen Premieren — außer den ständigen Billetten für die berufsmäßigen Claqueure, die als Kerntruppen unter dem Kronleuchter im Parterre saßen — noch einige Dutzend der anliegenden Parterresitze überwiesen, die er, nach eigener Wahl, mit zuverlässigen Leuten besetzen durfte. Mit stillschweigender Genehmigung der Direktion verkaufte er diese Plätze an Studenten, Künstler und sonstiges junges Volk, das zwar nicht kunstfertig mitarbeiten konnte, aber in seiner der Jugend eigenen Anpassungs- und Begeisterungsfähigkeit durch die animierende Tätigkeit der bezahlten Klatscher als sehr verwendbare Hilfstruppe Tüchtiges leistete.

Im Café, das überfüllt war und in dem ich auch einen meiner „einflußreichen" Bekannten traf, der gleichfalls von Davids Gnaden sein „Tannhäuser"-Privileg erkaufte, mußten wir wohl zwei Stunden warten, bis wir zum Schlachtfelde abgeführt wurden. Das militärische Bild ist nicht willkürlich gewählt. Die Claque der Großen Oper — nur von der darf ich aus Erfahrung sprechen — ist ein wohlorganisiertes Institut mit strammer soldatischer Disziplin. Der Feldherr David sitzt in der Mitte der ersten Parterrereihe, gerade unter dem Kronleuchter. Um ihn

scharen sich in regelmäßigen Abständen etwa zwanzig bis dreißig wohlgeschulte Hauptleute, die jeden Wink des Chefs sofort verstehen und weitergeben. Jedem Hauptmann ist eine Kompanie von zehn bis zwölf Mann unterstellt, so daß der Chor der Rache am ersten „Tannhäuser"-Abend sich auf etwa dreihundert Mann belief.

Einer dieser Hauptleute führte uns — das Häuflein, dem ich zugeteilt war — über die zu dieser Stunde besonders belebten Boulevards nach der Passage de l'Opéra. Einige alte Boulevardiers, denen wir begegneten, wußten, wen sie vor sich hatten, zwinkerten mit den Augen und lächelten uns an.

Nachdem wir die Passage durchschritten hatten, traten wir in einen langen, engen, schmutzigen, dunkeln Gang, der direkt mit dem Operngebäude in Verbindung stand. Dort machten wir halt. Einige wenige Häuflein waren schon vor uns angekommen, die anderen ließen nicht lange auf sich warten, und nach einem Aufenthalt von einer Viertelstunde hieß es wieder: vorwärts! und wir folgten unseren Führern in die labyrinthischen Gänge und Flure der Großen Oper. Es ging treppauf, treppab, rechts, links, geradeaus. Plötzlich befanden wir uns auf den Brettern selbst, kletterten eine schmale Holztreppe hinunter, gelangten ins Orchester und stiegen endlich in den Korridor des Parketts, der uns ohne weitere Gefahren nach dem gelobten Lande des Parterre führte.

Der Opernsaal war noch wüste und leer. Wir mußten warten noch sehr lange warten — wohl eine halbe Stunde ...

Die Vorstellung

Endlich um siebeneinviertel Uhr wurden die Pforten dem harrenden Publikum geöffnet. Die oberen, billigen Plätze waren im Nu von der hereinstürmenden Masse besetzt, und allmählich füllten sich auch die aristokratischen Regionen mit dem feinen und ausgewählten Publikum, das bei allen Pariser Premieren den Ausschlag gibt.

Es war, was die Pariser „une salle splendide" nennen. Die

Träger der stolzesten Namen der Aristokratie, der Kunst und Wissenschaft, der Finanz, der Lebewelt — alle Berühmtheiten aller Schattierungen waren vertreten. Vornehmlich waren es drei Logen, auf die sich alle Operngläser richteten.

In der einen war die österreichische Botschaft mit der noch siegesfrohen Fürstin Pauline Metternich, der intellektuellen Urheberin dieses aufregenden Theaterabends. Ihr gegenüber saßen in übermütigster Laune sehr vornehm aussehende junge Herren, Mitglieder des Jockeiklubs. Ganz vorn der Herzog von Gramont, der den Frack weit zurückgeschlagen hatte, so daß eine grüne Schnur, die um den Hals hing und sich in die Uhrtasche verlief, besonders auffällig wirkte. Was das zu bedeuten hatte, sollte erst später offenbar werden. In der dritten Loge saßen auf den Vorderplätzen zwei junge Damen, die nicht eben schön waren, aber so lebhaft und mit dem Ausdrucke so geistsprühender Sicherheit, daß sie in höherem Grade als ihre wegen ihrer Schönheit berühmten Nachbarinnen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Hinter ihnen standen ihre Männer: der eine etwas schielend, sehr dunkel, mit Backenbart, Lippe und Kinn waren frei, der andere blond, mit Knebelbart, hoher, gewölbter Stirn, kühn, fast trotzig im Ausdrucke. Die Insassen dieser Loge waren die beiden Töchter von Franz Liszt und der Gräfin d'Agoult: Blandine, die in jungen Jahren sterben sollte, und Cosima! Und hinter ihnen Emile Ollivier, damals parlamentarischer Führer der berühmten Fünferopposition, und sein Schwager Hans von Bülow.

Nun erschien der Kaiser mit seinen sonderbaren Augen ohne Blick und die damals in holdester blonder Frauenschönheit prangende junge Kaiserin. Dietsch klopfte auf. Das lebhafte Gesumme und Gesurre im Saale verstummte sofort, und die Ouvertüre begann.

Sie fand stürmischen Beifall. Aber der Beifall währte vielleicht zu lange und mochte dem einen oder anderen wohl demonstrativ erscheinen; es regte sich schon schüchtern eine gelinde Opposition.

Der Vorhang ging auf. Die Claque beklatschte von neuem eine prachtvolle Dekoration, den Venusberg, in dem linkerhand auf einem Moos- und Muscheldiwan Venus gebettet ist, zu ihren

Füßen der von Glocken träumende Tannhäuser. Bacchantinnen, Liebesgötter und Liebesgöttinnen, Grazien, alle Gebilde der Liebesluft und Wollust sind in dieser bezaubernd schönen Grotte, rechts und links, im Vorder- und Hintergrunde, in einem süßen, von lasziven Harmonien gewiegten Halbtraum gelagert. Sie ermuntern sich nach und nach, die Musik schwillt in ewigem Crescendo zum Forte, zum Fortissimo an. Die Liebesteufel ereifern, verfolgen, erhaschen sich und machen dabei alle möglichen graziösen Stellungen, die nicht leicht zu verstehen waren.

Begreiflicher erschien es, daß sich Tannhäuser in diesem wüsten Spektakel nach „der Glocken lieblichem Geläute" auf der schönen Erde sehnt, wenn man ihn im Venusberg mit solcher Musik regaliert. Und in diesem Höllenlärm schlummert er süß und träumt von Glockengeläut. Als aber der springende und johlende Hofstaat der schönen Göttin sich zurückzieht, als alles wieder hübsch friedlich und ruhig geworden, schreckt er jählings auf. So ändert man sein Temperament, wenn man zuviel mit Frau Venus umgeht.

Während dieses Bacchanals, das das verheißene „Ballett" sein sollte, wurde die Opposition beherzter und nahm schon recht ungefällige Formen an; und als neben der kleinen dicken Venus (Frau Todesco) der große, breitschultrige, kräftige Niemann von seinem Lager sich erhob, wurde recht boshaft über das komische Paar gelacht. Die Heiterkeit steigerte sich während des Zwiegesanges. Der Wankelmut des blonden Sängers, der immer gehen will und immer bleibt, die aufdringliche Zärtlichkeit der Göttin amüsierten viele Menschen. „Mais voyons, allez donc! Que ça finisse!" rief eine Stimme aus einer vornehmen Loge; „Na, Kinder, hört doch endlich auf!" — eine Bemerkung, die auf der einen Seite lebhafte Heiterkeit, anderseits wütenden Protest hervorrief. So war schon in der ersten Verwandlung die Stimmung verdorben.

Zweite Verwandlung. Am Fuße der Wartburg, der Hörselberg, ein lachendes Tal im Thüringer Walde. ... Was war denen, die da im Saale saßen, alles das? Sie empfanden nichts vom Zauber der deutschen Burg, des deutschen Berges, des deutschen Waldes. Sie sahen auf einem damals noch nicht plasti-

schen Hügel einen kleinen Jungen sitzen, der ohne Orchester nicht ganz rein sang. Und was er da so ganz allein für sich sang, gefiel ihnen gar nicht. Als er nun endlich aufhörte und ein Nachspiel auf der Schalmei blies, da war es aus. „C'est gothique!" sagten die Kenner. Jetzt hatten die Lacher unbedingt die Oberhand.

Mit dem Auftreten der Pilger schlug die Stimmung wieder um, und das, was man in der gewöhnlichen Operntermino-logie als „Finale des ersten Aktes" zu bezeichnen pflegt, hatte sogar ganz entschiedenen Erfolg, der unbestritten geblieben wäre, wenn nicht ganz zum Schluß die Meute des jagenden Landgrafen die Stimmung verdorben hätte. Die verwünschten Köter mit ihrem Gekläff und Gebell, die es gewiß gut gemeint hatten, heulten alles zuschanden. Aber noch war das Schicksal der Oper nicht entschieden.

Die größere Hälfte des zweiten Aktes ging wirkungslos vorüber. Große Schuld daran trug die Aufführung, die in ihrer öden Stimmungslosigkeit kaum mittelmäßig genannt werden durfte. Niemann überragte natürlich alle an künstlerischer Gestaltungskraft. Aber in dieser Umgebung und mit dem grausigen französischen Text konnte auch der große Künstler nicht aus sich heraus. Man fand alles viel zu weitschweifig — Elisabeths Jubelgesang, ihr Wiedersehen mit Tannhäuser, alles! — bis auf den Einzugsmarsch, der stürmisch applaudiert wurde.

Aber der Sängerkrieg! ... Die Ansprache des Landgrafen, Wolframs keuscher Minnesang, das Tugendpreisen Walters, Biterolfs geharnischte Ehrbarkeit und die leidenschaftlichen Proteste des sinnlichen Tannhäuser — alles das erschien den Parisern ermüdend, langweilig, unerträglich! Und als zum vierten- oder fünftenmal einem Sänger vom blonden Edelknaben die unkleidsame Harfe gereicht wurde, erdröhnte von oben ein urkräftiges „Oh, là, là!", „Ach, du meine Güte!", gegen dessen unwiderstehliche Wirkung auch die ernsten Freunde nichts auszurichten vermochten.

Wieder schien sich eine Wandlung zum Guten zu vollziehen, als durch Elisabeths rührende Fürbitte der sinnlich Verirrte zum reuigen Sünder sich bekehrt und sich den Pilgern nach Rom anschließen will. Aber der unerwartete Schlußeinsatz des Orchesters

entfesselte bei den Opponenten einen wahren Sturm. Die Getreuen klatschten wie besessen, die Gegner waren ihnen jedoch in ihren Ausdrucksmitteln weit überlegen. Jetzt stand der Herzog von Gramont auf, beugte sich über die Brüstung und zog aus der Westentasche eine Jagdpfeife hervor, die an der grünen Schnur baumelte. Ein langer, trillernder, schriller Pfiff gab das Signal zu einer fürchterlichen Katzenmusik. Aus verborgenen Ecken ertönten die Klänge der „Mirlitons" — „Radauflöten" nennt man sie in Berlin, bunt umwickelte Jahrmarktspfeifen, — es wurde auf Schlüsseln gepfiffen, gejohlt, getrommelt und mit wilder Wut gezischt. Was vermochte das tosende Klatschen der Freunde gegen diesen Höllenlärm der Brutalität auszurichten? Die Schlacht war rettungslos verloren!

Während dieser geradezu ekelhaften Verulkung erhob sich auf einmal die Hünengestalt des hervorragenden realistischen Malers Courbet, der später als Mitglied der Commune die Vendômesäule umlegen ließ; er wandte sich mit glühendem Antlitz nach der Mitte des Parterres, wo die Claque ihr Lager aufgeschlagen hatte, und brüllte wütend: „Die Claque zischt!" Courbet war einer der wenigen französischen Künstler, die mit einer Art von Fanatismus für Richard Wagner Partei ergriffen hatten. Er tobte und lärmte auch am meisten während des Zwischenaktes im Foyer, in dem ein wahrhaft lebensgefährliches Treiben herrschte, und bezeichnete mit weithin vernehmbarer Stimme die Opposition als „vertrottelte Bande" (tas de crétins).

Ebenso wütete der damals noch junge Dichter Catulle Mendès, der den „Tannhäuser"-Rummel noch vier Jahrzehnte überlebt hat, der Schwiegersohn Théophile Gautiers, gegen die blöden Barbaren. Wenn aber erzählt wird, daß Berlioz sich die Hände gerieben und schadenfroh über Wagners Niederlage gejubelt habe, so ist das absolut unrichtig. Berlioz war im Gegenteil von der unflätigen Lümmelei des Pariser Publikums ganz bestürzt. Ich habe ihn sehr genau beobachtet. Ich stand zufällig lange Zeit in seiner unmittelbarsten Nähe. Es machte auf mich im Gegenteil den Eindruck, als ob Berlioz sich innerliche Vorwürfe darüber machte, den deutschen musikalischen Vorkämpfer nicht genügend unterstützt zu haben. Er bereitete denn auch den Lesern des

„Journal des Débats" dadurch eine gewisse Enttäuschung, daß er taktvoll die Besprechung der ersten Aufführung und die Würdigung des „Tannhäuser" für diesmal einem anderen Musikschriftsteller überließ, Herrn d'Ortigue, wohl dem einzigen, der in vornehmer und würdiger Weise die Haltung des Publikums auf das entschiedenste mißbilligte und vom Wagnerschen Kunstwerke mit ehrlichem Respekte sprach. Ganz gewiß im Sinne des kritischen Meisters, den er vertrat.

Der Kampf tobte im zweiten Zwischenakte noch lange nach Fallen des Vorhanges weiter, pflanzte sich fort vom Zuschauerraume auf die Korridore und das Foyer, es kam von Verbal- zu Realinjurien, es war ein Gassenbubentumult, wie er widerwärtiger kaum dagewesen ist.

Daß nun die ergreifenden Schönheiten des letzten Aktes, durch die fratzenhafte Verzerrung der Aufnahme des Vorhergegangenen entstellt, durch das bestialische Getrampel zerstampft, unverstanden bleiben mußten, bedarf keines Wortes. Dieser letzte Akt war nichts anderes als eine unausgesetzte Leichenschändung. Es genügte den Skandalmachern noch nicht, daß sie den „Tannhäuser" bereits umgebracht hatten, sie mußten ihn unter Gewieher und Geheul auch noch zerstückeln und verstümmeln.

Persönliche und sachliche Ursachen des Skandals

Also ist am 13. März 1861 Richard Wagners „Tannhäuser" vom Publikum der Pariser Großen Oper blutig verhöhnt, ausgelacht und ausgepfiffen worden. Nach der dritten Aufführung hat Richard Wagner in einem vom 25. März 1861 datierten Briefe an den Direktor der Großen Oper, Herrn Alphonse Royer, mit der entmutigten Motivierung: „Mir bleibt anständigerweise nichts anderes übrig" die Oper zurückgezogen.

Am 13. Mai 1895 hat derselbe „Tannhäuser" in derselben Großen Oper zu Paris die begeistertste Aufnahme gefunden. Alle Blätter Frankreichs und Deutschlands stellten mehr oder weniger tiefsinnige Betrachtungen darüber an, wie es denn möglich sei, daß ein Kunstwerk, dessen Schönheiten nun völlig be-

griffen wurden und wahren Jubel hervorriefen, vierunddreißig Jahre vorher so schmählich hatte abfallen können. Und um für das schwer Begreifliche eine Erklärung zu finden, wurden alle möglichen Geschichten über jene sonderbare erste Aufführung im Jahre 1861 wieder aufgewärmt. Die damaligen Richter, die so lieblos und ungerecht geurteilt hatten, wurden nicht nur der Frivolität, der bedauernswertesten Ignoranz, sondern auch der blinden Gehässigkeit und äußersten Voreingenommenheit bezichtigt. Man sprach von dieser ersten Aufführung wie von einem Ereignisse, das von der Gegenwart kaum noch kontrolliert werden konnte, und griff zu spitzfindigen Deduktionen, als ob die nüchterne Feststellung des Tatsächlichen gar nicht mehr möglich sei. Der Pariser Berichterstatter der „Neuen Freien Presse", Theodor Herzl, schrieb dagegen: „Es sind freilich vierunddreißig Jahre vergangen, und wer da weiß, wieviel in einem einzigen Jahre in Paris stirbt und verdirbt und vergeht, der wird meinen, daß kein Teilnehmer der ‚Tannhäuser'-Schlacht mehr lebe. Nein, es gibt Leute, welche damals dabei waren und heute noch da sind."

Allerdings gibt es noch einige Leute, die Zeugen dieser Katzbalgerei gewesen sind, die noch heute unter den Lebenden wandeln und daher über Selbsterlebtes wohl ein bescheidenes Wörtlein mitsprechen dürfen. Und da das Alter an und für sich doch nur als ein recht anfechtbares Verdienst gelten kann, wird es wohl keine Vermessenheit sein, wenn ich mich als „Zeitgenosse" an diesem Gespräch beteilige.

Ich habe über den schmählichen Durchfall des Kunstwerkes, das nun auch Gnade vor den Parisern gefunden hat, unmittelbar unter dem ersten Eindruck, April 1861, einen langen Aufsatz, in Form eines Briefes an den Herausgeber des „Deutschen Museums", Robert Prutz, veröffentlicht. Und dieser Aufsatz war eigentlich mein e r s t e r schriftstellerischer Versuch. Für mich hat er also eine persönliche Bedeutung. Mit eigentümlichen Empfindungen habe ich diese Aufzeichnung aus meiner literarischen Lehrlingszeit wieder gelesen. Sie enthält recht viel Verkehrtes, das durch die jugendliche Sicherheit des Vortrages nicht richtiger geworden ist; aber sie hat mir doch den denkwürdigen Abend mit allen seinen Einzelheiten in aller Schärfe wieder vergegenwärtigt

und meine Erinnerung da, wo mich mein Gedächtnis im Stich zu lassen drohte, wieder wachgerufen. Mir war, als hätte ich das Geschilderte, das nun ein halbes Jahrhundert hinter mir liegt, vor ein paar Wochen miterlebt.

In einem wesentlichen Punkte bin ich noch heute derselben Meinung, der ich gleich nach der kläglichen Märzaufführung von 1861 Ausdruck gegeben habe, — im Widerspruch mit den Berichten deutscher Blätter, die da behaupteten, daß „Tannhäusers" Mißgeschick in Paris lediglich niedrigsten Intrigen und Kabalen zur Last falle: vor allem den unqualifizierbaren Ungezogenheiten einiger jungen übermütigen und geräuschvollen Mitglieder des aristokratischen Jockeiklubs. Wagner selbst neigte dieser Auffassung zu, und die Stimme des Meisters entschied. Das Märchen aus alten Zeiten hat sich als dauerhaft erwiesen, und man hat auch jetzt noch den völligen Umschwung in der Pariser Stimmung von der gewalttätigen Erdrosselung 1861 zum glorreichen Wiederauferstehen 1895 daraus erklären wollen.

Mit Unrecht, wie ich meine. Die jungen Herren vom Jockeiklub, die sich gewöhnlich erst so gegen neun Uhr — nach der Dinerzigarre und vor Beginn des Ecarté — in der Oper einfanden und während dieser Ruhepause ihr Ballett haben wollten, hätten auch mit ihren silbernen Jagdpfeifen nicht viel ausgerichtet, wenn sie eine vereinzelte Clique unter den Zuschauern gebildet hätten. Es wäre ihnen vielleicht gelungen, die Vorstellung zu stören; wenn aber die Mehrheit des Publikums auf Wagners Seite gestanden hätte, so wäre man schließlich — bei der zweiten oder einer folgenden Vorstellung — sicher mit ihnen fertig geworden. Augiers Schauspiel „Olympias Ehe" ist über hundertmal hintereinander ausgezischt worden und steht noch heute auf dem Repertoire.

Aber der unklugen Überhebung und der störrischen Unverbindlichkeit Wagners war es gelungen, nahezu alle Welt gegen sich einzunehmen. Das persönliche Motiv spielte bei der widrigen Ablehnung gewiß eine Rolle. Er war den gesamten Pariser Kunstkritikern feindlich entgegengetreten, als Fremder und lieblos; und Paris hat ihn zunächst wie einen Fremden lieblos behandelt.

Dies Persönliche war indessen für das Schicksal seines Musikdramas nicht ausschlaggebend. Das Sachliche war vielmehr entscheidend: die damalige Geschmacksrichtung der Pariser. Die Opern, für die man schwärmte, waren die „Hugenotten" und der „Prophet", der „Barbier von Sevilla" und „Wilhelm Tell", der „Schwarze Domino" und die „Stumme", der „Troubadour" und die „Traviata". Mit der Wagnerschen Musik und Kunstanschauung hatten die Musikfreunde an der Seine nicht die geringste Fühlung. Sie verstanden sie einfach nicht. Die Schuld lag nicht an der Voreingenommenheit des Publikums, sondern an seinem Geschmack, oder sagen wir, an seiner ungenügenden Vorschulung, nicht an der Clique blasierter Pflastertreter, sondern an der Beschaffenheit des Wagnerschen Kunstwerks. Die Pariser standen dem Zauber, den auf uns die deutsche Sage übt, vollständig kühl und unempfindlich gegenüber. Der Thüringer Wald, die Wartburg, der Sängerwettstreit — was war ihnen Hekuba? Die deutsche Dichtung war in der französischen Auflage gar nicht wiederzuerkennen, die Übersetzung von Nuitter in ihrer kindischen Lächerlichkeit geradezu zum Erbarmen. Herr Nuitter hat unter anderem auch „Wanderstab" mit „bâton du chemin" übersetzt, gerade wie Kladderadatsch-Müller und Schulze während ihres Aufenthaltes in Paris „Heil dir im Siegerkranz" mit „Salut à toi! dans la guirlande des victoires" wiedergaben. Es war mit einem Worte etwas ganz anderes, das ich da sah, als der „Tannhäuser", wie ich ihn in Deutschland gesehen hatte. Und eine mittelmäßige Aufführung obenein — trotz Niemann, der der Pariser Großen Oper und ihrem Stammpublikum geradeso fernstand wie das Publikum dem musikalischen Werke und der dramatischen Kunst des Hauptdarstellers.

Unverstandene Musik, reizlose Handlung, stümperhafte Übersetzung, langweilige Aufführung — genügt das noch nicht, um es erklärlich zu machen, daß die unschmackhaft zubereitete und schwerverdauliche Kost dem verwöhnten Gaumen und schwachen Magen der guten Pariser nicht behagen konnte?

In den langen Jahrzehnten, die seitdem verflossen sind, haben sie mancherlei gelernt und haben pater peccavi gesagt. Bußfertig sind die Sünder von 1861 in dichten Scharen nach Bayreuth

gepilgert, und nicht wenige mögen sich zur neuen Lehre, die heute schon nicht mehr die neueste ist, bekannt haben. Lamoureux, vielleicht der tüchtigste französische Kapellmeister, hatte es sich geradezu zur Lebensaufgabe gestellt, für die Wagnersche Kunst in Frankreich zu wirken, und trotz aller nationalen Anfeindungen erstaunliche Resultate erzielt. Er hat den Mut gehabt, die dem Nichtdeutschen am allerschwersten zugänglichen Tondichtungen Richard Wagners: Bruchstücke aus den „Nibelungen", aus „Tristan", aus den „Meistersingern", in Paris zur Aufführung zu bringen, und zwar mit einem Erfolge, der uns Deutsche vielleicht noch mehr überrascht hat als die Franzosen selbst. Das so vorbereitete Auditorium hat der „Walküre" in Paris den bedeutendsten Erfolg der letzten Jahrzehnte bereitet. Da begreift man allenfalls, daß nunmehr auch der so viel leichter faßliche „Tannhäuser" zu posthumen Ehren kommen konnte. Das Opernpublikum, das dem einst so schnöde behandelten „Tannhäuser" am 13. Mai 1895 zujubelte: „O kehr zurück, du kühner Sänger!" schämte sich wohl ein bißchen und wollte wieder gutmachen, was die Väter vor vierunddreißig Jahren gesündigt hatten.

Aber ein Rätsel bleibt es darum doch, daß die Pariser zu Richard Wagner überhaupt in ein verständnisvolles Verhältnis haben treten können. Für deutsches Wesen, das im Wagnerschen Kunstwerk so entscheidend mitspricht, besitzen die Franzosen auch wohl heutzutage kaum mehr Verständnis als damals. Vielleicht sogar recht viel weniger. Der geheimnisvolle Zauber, den die nordische Sage auf unser Gemüt übt, der wundersame Reiz der alten deutschen Stadt mit den verwinkelten Straßen und den blühenden Fliederbüschen, des Minnesangs und der thüringischen Berge und Burgen kann doch wohl kaum vom Nichtdeutschen echt und recht empfunden werden. Die innigste Verbindung, die im Wagnerschen Kunstwerk zwischen Wort und Ton besteht, wird schon durch die Übertragung in die fremde Sprache aufgelöst.

Aus allen diesen und vielen anderen Gründen mußte uns die helle Begeisterung, die Wagners Werk nun entfachte, — in Frankreich, das wegen der unmöglichen Übersetzungen weder Shakespeare noch Goethe je hat verstehen können, — in aufrichtiges Erstaunen versetzen. Und man war geneigt, dem Urfranzosen

Ambroise Thomas, der durch seine „Mignon" und seinen „Hamlet" am besten gezeigt hat, wie weit die Fähigkeit eines französischen Künstlers zum Mit- und Nachempfinden Goethes und Shakespeares reicht, oder wie weit ihn seine eigene Nationalität vom künstlerischen Erfassen des germanischen Genius zurückhält — man war geneigt, dem alten Herrn zuzustimmen, wenn er den Wagnerkultus in Frankreich als eine Mode bezeichnete, die vorübergehen werde, und wenn er als echter Franzose den Einfluß Richard Wagners auf die jungfranzösische Schule mit aufrichtiger Betrübnis beklagte.

Wessen wir uns aber in unseren Tagen von seiten der künstlerischen Landsleute des Herrn Poincaré zu versehen haben, hat uns der jüngste und gewaltigste Krieg gelehrt. Er hat den neidischen Burschen, die den Schmerz über jeden deutschen Erfolg auf jedem Gebiete wie eine zehrende Krankheit schweigsam mit sich herumschleppten, den Mund geöffnet. Wir brauchen bloß an Camille Saint-Saëns zu denken, an dies stehengebliebene Wunderkind, dessen kindlich reine Seele schon der bloße Name „Richard Wagner" an die fünfzig Jahre und darüber wie ein gräßlicher Alb gedrückt hat. Diesem Künstler, der zwar kein Diamant, aber ungeschliffen ist, war es vorbehalten, aus Wagners Musik das Jammern und Stöhnen herauszuhören, den Schmerzensschrei der geschändeten Jungfrauen, der verstümmelten Verwundeten und aller Opfer der von uns Barbaren verübten Greueltaten! Es ist derselbe Herr, der vor ein paar Jahren mit dem artistischen Bärenführer aus Monte Carlo nach Berlin kam und sich in große Gala warf, um vor unserem Kaiser katzbuckeln zu können. Habeat sibi.

Die Verhetzung des Deutschtums in Frankreich ist hoffentlich auch nur eine Mode — eine recht abscheuliche! Aber sie wird vorübergehen, mit anderen Kriegspsychosen — und schneller als die Wagnermode, die dem guten Ambroise Thomas so mißfiel.

Boulevard-Spaziergänger

Der Boulevard-Bummel

Für uns Deutsche, denen früher noch in weit höherem Grade als jetzt die Leichtigkeit der Anschmiegung an verführerisches Fremdes zu eigen war, brachte ein längeres Verweilen in Paris sogar die Gefahr mit sich, unser nationales Gefühl, das durch die einzige Waffentat der letzten Jahrzehnte, den Schimmel von Bronzell, wohl nicht genügend gefestigt war, womöglich noch zu schwächen. In den langweiligen Tagen der bundestäglichen und -kläglichen Stagnation mußte man sich eigentlich erst darauf besinnen, daß das Volk des Großen Kurfürsten, des Alten Fritz und der Befreiungskriege doch wohl das Zeug in sich habe, eine Nation zu sein und seinen „Platz an der Sonne" zu beanspruchen. Aber, du lieber Gott, Fehrbellin, Leuthen, Waterloo — das war so lange her! Die Gegenwart war freudeleer, und Zukunftsträume waren eben Träume.

Wie hätten wir uns hier, im glücklichen, freundlich selbstbewußten Paris, dem frohsinnigen Zentrum der „Grande nation", der verführerischen Wirkung unserer Umgebung entziehen können? Was waren das für nette Menschen, mit denen wir verkehrten! Man mußte unwillkürlich an die Lotophagen denken; jeden Fremdling nahmen sie mit offenen Armen auf und gaben ihm von den süßen Früchten des Lotos zu schmecken:

„Wer nun die Honigsüße der Lotosfrüchte gekostet,
Dachte nimmer der Kundschaft und dachte nimmer der Heimkehr,
Sondern begehrte bei jenen für alle Zeiten zu bleiben,
Lotos immerfort pflückend und der Heimat gänzlich vergessend."

Wie Sonnenschein flimmert's mir vor den Augen, denk' ich an meine Pariser Jugend zurück. Ich erinnere mich auch nicht eines einzigen trüben Regentages; und in den nahezu vier Jahren hat es doch gewiß manchmal geregnet. Ich sehe immer nur die Boulevards in hellem, goldigem Lichte, das frische Grün der Bäume, auf dem Fahrdamm die vornehmen Gespanne mit den eleganten Damen, die, je weniger vornehm, um so eleganter

waren, die dicht besetzten Tische vor den Cafés, an denen in langsamer Flutung der dichte Strom der unzähligen sorglosen Nichtstuer vorüberwogte. Da strömten sie vor der Hauptmahlzeit des Tages, so zwischen fünf und sieben, von allen vier Winden zusammen: die Tausende, die sehen, die Hunderte, die gesehen sein wollten, und schlenderten in bedächtigem Tempo auf der kleinen Strecke der „Boulevards des Capucines“ und „des Italiens“ zwischen der Madeleine und dem Faubourg Montmartre auf und nieder.

Alle hatten Zeit, alle sahen vergnügt aus, viele kannten sich, tauschten ein paar freundliche Worte, gingen ein Weilchen miteinander, bis sie sich loslösten, um sich zu einer anderen Gruppe von Bekannten zu gesellen; es herrschte die richtige Ferienstimmung behaglichen Wohllebens. Den Fremden aus der Provinz oder dem Auslande, den das geprüfte Auge des gewohnheitsmäßigen Boulevardiers auf den ersten Blick erkannte — am Rock, am Schuhwerk, am Hut, die er, wenn er sie auch eben erst von ersten Lieferanten bezogen hatte, doch anders trug als der eingeborene oder eingelebte Pariser, — machte der freundliche Cicerone mit besonderem Vergnügen auf einige der Dutzende von Berühmtheiten aufmerksam, denen man an diesem Sammelpunkte des Pariser Lebens alltäglich zu begegnen ziemlich sicher war.

Da tauchten die charakteristischen Gestalten des schmunzelnden Rossini und des alten Dumas mit seinem fidelen Mulattenkopf auf; des feisten Schlemmers Villemessant, der den damals noch geschmackvollen und witzigen „Figaro“ gegründet hatte und weniger seiner Charaktereigenschaften wegen respektiert, als wegen seiner schonungslosen Draufgängerei gefürchtet wurde. Auch der dicke Jules Janin watschelte öfter durch die dichten Reihen. Théophile Gautier fiel durch seine extravagante Biedermeiertracht und seinen wundervollen Löwenkopf auf. Die beiden alten Mitarbeiter Scribe und Auber gingen bedächtig daher in ihren tadellosen schwarzen Gehröcken mit der roten Rosette im Knopfloch, beide glatt rasiert, — Scribe mit der sonderbar starken Wölbung der Stirn über den dunkeln Augen und der gelbbräunlichen Gesichtsfarbe eines Leberkranken; Auber, ein verhutzeltes, einge-

schrumpftes Männchen, trotz seiner spärlichen schneeweißen Haare und trotz seiner hohen Jahre noch immer ein zärtlicher Beschützer der jüngsten und hübschesten Elevinnen des Konservatoriums, dessen Direktor er war. Man sah auch regelmäßig die beiden waschechten Erzpariser deutscher Nationalität: das kluge, scharfe Gesicht Offenbachs, den langen bartlosen Albert Wolff, an dessen piepsige Fistelstimme und krumme Rückenhaltung man nicht mehr dachte, wenn man dem grundgescheiten Plauderer im Café zuhörte oder seine köstlich boshaften Artikel im „Figaro" las. Der zapplig nervöse Victorien Sardou, dem liebenswürdige Leute damals nachsagten, daß er dem ersten Konsul ähnlich sehe, während ihn weniger freundliche für einen engagementslosen Theaterbösewicht aus der Provinz halten konnten, mußte einem noch als einer der „kommenden Männer" gezeigt werden; denn er hatte soeben erst seinen ersten Erfolg davongetragen. Auf Schritt und Tritt stieß man auf irgendeine Größe des Tages, auf irgendeine markante Persönlichkeit.

Scribe

Der erste, der aus diesem langen Zuge der Boulevardpilger verschwand, war Eugen Scribe, der fruchtbarste und kassenerfolgreichste Dramatiker seiner Zeit und seines Landes. Als er sich der Bühnenschriftstellerei widmete, bestand noch das Theatermonopol in seiner unbeugsamen Starrheit. Nur den beiden privilegierten Staatsbühnen, dem „Théâtre Français" und dem „Odéon", stand das Recht zu, die klassischen Dramen und die späteren Stücke „höherer Richtung" zur Aufführung zu bringen — das heißt: solche ohne Musikeinlagen, ohne läppisches Gedudel beim Auftritt oder Abgang der Personen, ohne Ensemblegesang beim Aktschluß. Die Zahl der Theater des „leichteren Genres", das sich durch obligatorische Einfügung des musikalischen Unfugs kundzugeben hatte, war auf zwei beschränkt. Diese, das „Vaudeville" und die „Variétés", sollten der unerschöpflichen Produktivität des beliebten Vielschreibers bald nicht mehr genügen; dank der mächtigen Fürsprache seines hohen Gönners, des Herzogs von Berry (des zweiten Sohnes Karls X., der 1820 ermordet

wurde), erhielt, eigens für Scribe, noch ein drittes Genretheater die Konzession: das „Théâtre de Madame“ (später „Gymnase“). Hier beherrschte er allein als unangefochtener Autokrat das gesamte Repertoire. Er allein — natürlich mit soundsoviel genannten und ungenannten Mitarbeitern — bestritt den ganzen Theaterbedarf. Zehn Jahre lang. Hundertundfünfzig kleine Komödien hintereinander, freilich leichte Ware, aber zum großen Teil recht vergnüglich, wie die Überlebenden behaupteten. Das jüngere Geschlecht kannte sie kaum noch dem Namen nach.

Seitdem hatte er sich aber auch zum Autor der vornehmsten Bühne heraufgearbeitet, und seine im „Théâtre Français“ gegebenen Stücke, wie „Gönnerschaften“, „Fesseln“, „Erzählungen der Königin von Navarra“, „Damenkampf“, „Adrienne Lecouvreur“ und vor allem „Ein Glas Wasser“, die ja auch bei uns oft aufgeführt wurden, hatten sich in der Gunst des Publikums fest behauptet — allen heftigen Anfeindungen der Kritik zum Trotz. Eines mußten auch die entschiedensten Gegner dem geschickten Handwerker lassen: er war ein Meister in der Beherrschung der theatralischen Technik. In der Verwicklung und Entwirrung der Fäden, der „ficelles“, tat es ihm keiner gleich.

Die verschmitzte Eigenart seines Talentes kam ihm besonders als Librettoschreiber zustatten. Da brauchte er sich weder um Schönheit noch um Glanz der Sprache, noch um Tiefe der Gedanken und Empfindungen anzustrengen. Wirksamen Situationen einen Text unterzulegen, — dazu war er der rechte Mann. Und ihm verdankten die zeitgenössischen Tondichter die besten Bücher ihrer Opern: „Die weiße Dame“, „Die Stumme von Portici“, „Fra Diavolo“, „Robert der Teufel“, „Die Hugenotten“, „Der Prophet“, „Die Jüdin“, und wie sie alle heißen, haben seinen Namen um den Erdball getragen.

Über vierhundert Stücke hatte Scribe geschrieben und einige Millionen damit verdient. Er war stolz auf den Ursprung des Vermögens, das er sich redlich erarbeitet hatte, und sprach in der Inschrift, die er am Giebel seines Landschlosses bei Paris anbrachte, seinen Gönnern gefälligen Dank dafür aus:

„Le théâtre a payé cet asile champêtre.
Vous qui passez, merci! Je vous le dois peut-être.“

Er war ein glücklicher und lieber Mensch. Er machte zwar einen ziemlich schwächlichen Eindruck, aber er war kerngesund. Er lebte sehr vernünftig, machte sich viel Bewegung und arbeitete, ohne sich anzustrengen. In seiner wohlorganisierten Lust- und Schauspielfabrik durfte der Werkmeister die schwere Arbeit getrost seinen verläßlichen Gesellen überlassen. Er war nie krank gewesen. Er hatte einen guten Magen und ein gutes Herz.

Einmal schwebte er aber doch in ernster Lebensgefahr; daß er daraus gerettet wurde, hatte er eben seinem guten Herzen zu danken. Eines Tages ließ sich ein unbekannter Kollege bei ihm melden. Der junge Mann klagte ihm seine liebe Not und bat ihn schließlich um eine Unterstützung von ansehnlichem Betrage. Scribe gab, ohne sich lange bitten zu lassen, dem Petenten das Gewünschte. Der Fremde war von der unerwartet freundlichen Aufnahme ganz betroffen, dankte beschämt und entfernte sich hastig.

Es war Lacenaire, der berüchtigte Verfasser renommistisch-zynischer Brand- und Blutlieder, der soundsoviel Morde und Raube auf dem Gewissen hatte. Als interessanter Verbrecher erregte er die Bewunderung idiotisch verzückter Modenärrinnen. Man schickte ihm Blumen in die vergitterte Zelle und bat ihn um eine Haarlocke. Vor den Richtern erklärte er lächelnd: „Ich töte einen Menschen, wie ich ein Glas Wasser trinke", und in der Nacht vor seiner Hinrichtung besang er in schlechten, aber schwungvollen Versen seine Braut: die Guillotine. Dieser Lacenaire hatte Scribe aufgesucht, unter dem Vorwande, ihn anzubetteln, aber fest entschlossen, ihn totzuschlagen. „Ich hatte", wie er vor Gericht erzählte, „den Stiel meines in der Rocktasche verborgenen Hammers schon mit der Faust umspannt, als Scribe sich freundlich abwandte und den Geldschrank öffnete. Da tat mir das kleine Kerlchen doch leid. Ich ließ den Hammer los und reichte ihm dankend die Hand." —

Scribe war ganz plötzlich gestorben. Er hatte eine Spazierfahrt machen und seinen Freund Auber abholen wollen. Erst als der Wagen vor der Tür hielt und der Kutscher den Schlag öffnete, gewahrte man, daß der Insasse tot war.

Nun verstummte die Gehässigkeit, und man erinnerte sich

seiner nur noch als des Mannes, der nahezu ein halbes Jahrhundert lang Unzähligen Freude bereitet hatte, — indessen die Toten reiten schnell, und der Lebende hat Recht; wenn irgendwo, dann in Paris.

Rossini

Und es lebten ja noch so viele, die sich des Daseins erfreuen durften und, wenn sie in hellen Nachmittagsstunden auf den Boulevards, die auch am Alltage ihr Feiertagskleid nicht abzulegen schienen, schwatzend und witzelnd sich ergingen, an Tod und Trauer nicht denken mochten.

Da war der alte untersetzte Herr mit der schlecht gemachten Perücke, mit dem scharfen und feingeschnittenen Spitzmausgesichte, den sprühenden und blitzenden Augen und dem kaustisch sarkastischen Zuge um den Mund — der alte Herr, der, auf seinen Stock gestützt, sich langsam fortbewegte, umgeben von einem Schwarm jugendlicher Künstler, die jede seiner witzigen und geistreichen Bemerkungen mit hellem Lachen begleiteten und offenbar stolz darauf waren, sich in dieser Gesellschaft zu zeigen — R o s s i n i. Er wohnte hier gleich um die Ecke, in der Chaussée d'Antin. Der vergnügte Rossini, damals schon beinahe ein Siebziger, immer in rosigster Laune, war, wie ich schon früher, gelegentlich der abfälligen Bemerkung Richard Wagners über Rossinis Opern, erwähnte, der allgemeine Liebling von Paris. Ein wunderbares Gemisch von herzgewinnender Gutmütigkeit und versteckter Bosheit. Jedem musikalischen Clown schickte er auf Verlangen sein Bild mit der stereotypen Widmung „à son cher maître". Sie waren berühmt, diese „Cher-maître-Bilder" des braven Rossini! Es verging keine Woche, ohne daß nicht ein mehr oder minder guter Witz Rossinis die Pariser Salons durchschwirrte.

Der Komponist des „Postillon von Lonjumeau", Adolf Adam, war gestorben. Wenige Tage darauf erbat und erhielt ein jugendlicher Tondichter die Erlaubnis, Rossini einen Trauermarsch „in treuem Gedenken an Adolf Adam" vorspielen zu dürfen, in dem einige lustige Motive aus den Adamschen Opern sinnig und elegisch verwertet waren. „Sehr hübsch," sagte Rossini, als der

junge Mann den Schlußakkord angeschlagen hatte, „aber ehrlich gesagt, ich könnte es mir eigentlich noch hübscher denken, wenn Adam den Trauermarsch in treuem Gedenken an Sie geschrieben hätte."

Ein andermal trat ein junger Musiker mit zwei furchtbar dickleibigen Manuskripten bei ihm ein. Es waren zwei Symphonien. Der Musikdirektor in der Heimatstadt des jungen Mannes hatte sich bereit erklärt, eine dieser umfangreichen Tondichtungen in dem winterlichen Abonnementskonzerte zur Aufführung zu bringen. Rossini möge nun gütig entscheiden, welche. Der jugendliche Tondichter setzte sich an den Flügel, Rossini in andächtiger Haltung neben ihn auf den Sessel. Nach den ersten zehn Takten erhob sich Rossini, klopfte dem Jüngling auf die Schulter und sagte mit väterlicher Freundlichkeit: „Die andere!"

Rossini und Meyerbeer verkehrten zwar äußerlich auf dem besten Fuße, aber es war begreiflich, daß sich die beiden nicht ausstehen konnten. Ganz allgemein erzählte man sich in Paris, daß Meyerbeer zu jeder Vorstellung einer Rossinischen Oper auf die sichtbarsten Plätze in der Mitte des ersten Ranges zwei elegant gekleidete Herren entsandte, die eine Viertelstunde nach Beginn der Vorstellung einschlafen mußten. Bis zum Schluß durften sie die Augen nicht wieder auftun. Die Abonnenten der Oper behaupteten, die „sommeilleurs de Meyerbeer" ganz genau zu kennen. — Eines Tages erhielt nun Meyerbeer folgendes Billett:

Teurer Meister und Freund!

Morgen wird in der Italienischen Oper „Semiramis" mit dem Geschwisterpaare Marchisio wieder aufgenommen. Da ich zu meinem tiefen Bedauern gehört habe, daß es Ihnen in den letzten Tagen nicht nach Wunsch geht, bereiten Sie mir vielleicht die Freude, die beiliegenden Billette zu benutzen. Die Loge ist von allen Seiten des Hauses sichtbar. Die Fauteuils sind bequem. Kurz vor Schluß der Vorstellung werde ich Sie wecken lassen.

In wahrer Bewunderung Ihr G. Rossini.

Derartige liebenswürdige Bosheiten, deren Zahl sich schockweise vermehren ließe, erregten die reinste Freude der Pariser, die so gut Spaß verstehen.

* * *

Jules Janin, der Fürst des Feuilletons

Den gemütlichen Beinamen des „dicken Papas" hatte mit Rossini der „gros papa" Jules Janin gemein, der für gewöhnlich draußen in Passy in seiner Villa ein beschauliches Dasein führte, aber vor jeder interessanten ersten Aufführung, über die er zu schreiben hatte, doch ziemlich sicher beim „Glacier Napolitain", bei Tortoni oder im „Café Mazarin" anzutreffen war. Er war von unheimlichem Leibesumfang und wog gewiß weit über zwei Zentner. Ich habe ihn nie anders gesehen als mit einer hohen, bis oben zugeknöpften schwarzen Atlasweste und einem weichen weißen Foulard um den feisten Hals. Er war damals noch lange nicht sechzig Jahre alt, aber er sah älter aus. Noch ziemlich volles weißes Haar und ein weißer Backenbart umrahmten das breite, unendlich gemütliche Gesicht. Die Partie um den Mund war, wie damals bei der überwiegenden Mehrheit der Akademiker, bartfrei. Der breite, aber schöngeformte Mund und die leuchtenden Augen sprachen von Klugheit und Freundlichkeit. Aber es mußte einem doch gesagt werden, daß der dicke Herr, den wir in Marienbad schon in soundso vielen Exemplaren gesehen zu haben glaubten, der große J. J., der gefeierte „Fürst des Feuilletons" war.

Die große Zeit Jules Janins war eigentlich schon vorüber, als ich ihn kennen zu lernen das Glück hatte. Aber er zehrte noch von seinem alten Ruhme; er galt noch immer als der unbestritten geistreichste Theaterkritiker, und jede Montagsnummer des „Journal des Débats", die seinen Aufsatz brachte, war für die Pariser Gesellschaft ein Ereignis. Damals schrieb er wohl schon an die dreißig Jahre und vielleicht noch länger allwöchentlich, ohne ein einziges Mal auszusetzen, sein Montagsfeuilleton, das sich von Rechts wegen mit den neuesten Bühnenerscheinungen beschäftigen sollte. Seit mehr als dreißig Jahren, unausbleiblich an jedem Montage! Man darf sich daher nicht darüber wundern, daß er sich mit der Zeit eine gewisse Manier angewöhnt hatte. Sein Stil hatte etwas Asthmatisches bekommen. Er sprach eigentlich nur noch in kurzen abgehackten Sätzen, mit beständiger Anrufung aller möglichen olympischen Götter und Göttinnen, und

mißbrauchte das Recht der Zitate, die er vorzugsweise den alten spätlateinischen Lyrikern entnahm.

Mit der eigentlichen Kritik des Stückes, das er zu besprechen hatte, machte er es sich in der letzten Zeit seines feuilletonistischen Erdenwallens oft recht bequem. Manchmal sprach er von der Dichtung und Darstellung so gut wie gar nicht. Er schrieb nieder, was ihm gerade einfiel — und es fiel ihm immer etwas ein —, wenn es auch mit dem Gegenstande, über den man etwas von ihm hören wollte, herzlich wenig oder gar nichts zu schaffen hatte. Er nahm seinen Leser gemütlich unter den Arm und ging mit ihm spazieren. Auf der breiten Straße blieb er nicht lange. Er schlug bald einen Seitenweg ein, in den ein neuer Abweg mündete. Der mußte auch mitgenommen werden. Und dann noch ein kleiner schattiger Pfad, wo sich's hübsch ungestört über alles mögliche plaudern ließ. Aufs Plaudern verstand er sich wie kaum ein zweiter. Er war unter den Kritikern unzweifelhaft der Belesenste, jedenfalls der mit dem besten Gedächtnis Ausgestattete. Sein Wissen war stupend, und er hatte in seinem langjährigen intimen Verkehr mit fast allen bedeutenden Männern und Frauen seiner Zeit einen unerschöpflichen Schatz von köstlichen Erinnerungen und Erfahrungen gesammelt. Sowie er nur die Feder in die Hand nahm, drängten sich die „freundlichen Gestalten", die ihm auf goldenen Schüsseln die schönsten Erinnerungen an Erlerntes und Erlebtes darboten, an ihn heran; und von jeder nahm er eine Kleinigkeit. Und er schrieb es mit leichter Hand anmutig nieder, bis er an der Zahl der vollgeschriebenen Seiten merkte, daß die ersten elf Spalten seines Feuilletons nun gefüllt waren. Da besann er sich gerade noch vor Toresschluß, daß er eigentlich über ein neues Stück zu schreiben hatte, um den diesmaligen Titel seiner Wochenplauderei zu rechtfertigen; und das wurde dann auf der letzten, der zwölften Spalte kurz und bündig abgefertigt.

Glänzend waren seine Feuilletons immer. Vielleicht war ihnen nur der vergängliche Schimmer zu eigen, der „für den Augenblick geboren" ist. Ich fürchte fast, sie werden die Probe, als Echtes unverloren auf die Nachwelt zu kommen, schlecht bestehen. Die leichten Blätter, die in zahlreiche Bände gesammelt worden sind, haben sich nicht zu einem unvergänglichen Lorbeer-

kranze gefügt; sie sind schnell verwelkt. Mit wehmütiger Enttäuschung habe ich da einige der alten Feuilletons, die mich bei ihrem ersten Erscheinen entzückt hatten, wieder gelesen und mir gesagt, wie das auf Diderot gemünzte Wort: „Il a écrit des pages magistrales, mais il n'a jamais su faire un livre" mit viel größerer Berechtigung auf Janin angewandt werden könne.

Von der Wirkung aber, die seine Feuilletons bei ihrem Erscheinen übten, macht man sich keine Vorstellung. Sie waren ja auch alle im höchsten Grade lesenswert und amüsant; auch diejenigen — und diese sogar ganz besonders —, aus denen man über das, was man eigentlich von ihm hören wollte, so gut wie nichts erfuhr. Am belustigendsten war er, wenn er über das schlechte Stück eines guten Freundes zu schreiben hatte. Dann strengte er sich wirklich an und schmückte seine Liebe mit dem Schönsten, was er auf den Fluren fand. War's ein antiker Stoff, so zauberte er ein wundervolles Bild in lebendigsten Farben vor unseren Augen hervor und stellte die in der Dichtung leblos gebliebenen Schemen mit einer Kraft und plastischen Anschaulichkeit hin, daß man sie greifen konnte. „Das ist das Bild, wie es sich uns darstellt," schloß er, „wie wir es in der Hast der Tagesschriftstellerei zu skizzieren ungelenk versuchen. Nun denke man sich, wenn ein Dichter in der Abgeschiedenheit seines Studierzimmers, in der himmlischen Ruhe und Behaglichkeit des geistigen Schaffens sich liebevoll in diese Wunder der Vergangenheit versenkt, sie lebendig für unsere Gegenwart macht, die Helden, die an uns achtlos vorüberhuschen, durch die Gewalt seiner Dichtung bannt und sich mit ihnen befreundet! Was wird daraus werden? Ganz Paris wird sehen wollen, was daraus geworden ist."

Handelte es sich um ein modernes Problem, so holte er mit unendlichem Scharfsinn aus dem Vorwurf alles heraus, was der unbeholfene Autor darin hatte stecken lassen. Er dichtete ein neues Stück mit fesselnden Menschen und packenden Situationen und verstand es, die Grenze zwischen dem, was er im Theater wirklich gesehen, und dem, was er zu sehen gewünscht hatte, so geschickt zu verwischen, daß man im unklaren darüber blieb, wo der dichterische Indikativ aufhörte und der kritische Optativ einsetzte.

Bei seiner Falstafffschen Leibesfülle hatte er in den engen

Reihen und auf den schmalen Sitzen der Pariser Theater und bei seinem Asthma in der schlechten heißen Luft viel auszustehen. Er war öfter genötigt, seinen Eckplatz zu verlassen, um im Korridor sich zu recken und eine Weile aufzuatmen. Wenn ihn das, was in dem drückend heißen Saale sich abspielte, nicht interessierte, so wurden diese Ausspannungen manchmal ein bißchen länglich, und er bekam vom Stück nur ein geringfügiges Bruchstück zu sehen. Aber sein Feuilleton kam dabei nicht zu Schaden. Dem Korridor verdanken wir einige kleine Meisterwerke Jules Janins, unter anderem auch das seinerzeit berühmte Feuilleton über „Alfred und Jenny“:

„Jenny liebt Alfred. Alfred liebt Jenny. Als Alfred Jenny sagt: ‚Ich liebe dich, Jenny,‘ antwortet Jenny: ‚Sie sind ja mit Luisen verlobt, Alfred.‘ Worauf Alfred antwortet: ‚O das macht nichts, Jenny.‘ Aber Jenny entgegnet Alfred: ‚Bitte sehr, das macht viel, Alfred.‘ Da kommt die Mutter Alfreds hinzu und sagt: ‚Das macht viel, Alfred.‘ Darauf versetzt Alfred: ‚So lebe wohl, Jenny.‘ Nun will Jenny Alfred aufsuchen, um ihn zu bewegen, sie, Jenny, zu vergessen. Inzwischen aber kommt Alfred zu Jenny und sagt ihr: ‚Ich werde dich entführen, Jenny.‘ Jenny antwortet: ‚Da du es so willst, so entführe mich, Alfred.‘ Und Alfred steht im Begriff, Jenny zu entführen, als Jennys Eltern dazu kommen. Jennys Vater sagt: ‚Entführen Sie nicht meine Jenny, Alfred.‘ Jennys Mutter schreit: ‚Verlasse mich nicht Alfreds wegen, Jenny!‘ ...“

Und in dieser Weise geht's weiter, immer weiter, unermüdlich, unerbittlich weiter! Es wird immer toller. Man wird ganz blödsinnig, wenn man die zwölf Spalten mit Alfred und Jenny verschluckt hat. Aber man setzt nicht ab, man leert das Feuilleton bis auf die Neige. Und man wird den infamen Geschmack gar nicht wieder los. Tagelang schmeckt einem alles nach Alfred und Jenny.

Francisque Sarcey, der für Janin nicht viel übrig hatte, vergleicht hier seinen kritischen Kollegen mit dem Jongleur, der die beiden Namen Alfred und Jenny beständig in die Luft schleudert und immer wieder auffängt, bald auf der Fingerspitze, bald auf der Nase, bald mit dem Ellbogen, und der sie so lange durch-

einanderwirbelt, bis dem Publikum Hören und Sehen vergeht, um schließlich in helles Gelächter auszubrechen.

Und solche Scherze erlaubte sich Jules Janin im „Journal des Débats"! In diesem vornehmsten, würdigsten, akademischen Blatte, in dem man sich nur in tadelloser Korrektheit gemessen bewegte und nur in gedämpftem Flüstertone sprach. Der dicke J. J. durfte sich aber alles erlauben.

Einer seiner harmlosen Späße ist ihm übrigens schlecht bekommen. Er hatte sich mit einem reichen, hübschen jungen Mädchen verheiratet. Am nächsten Montag brachte er anstatt der Theaterkritik ein Feuilleton unter dem Titel „Le mariage du critique", in dem er das Glück seiner jungen Ehe mit wahrhaft himmlischer Naivität und in allen möglichen Einzelheiten schilderte. Er war seit vierundzwanzig Stunden verheiratet, und er hatte es, wie der Gärtner von Kalisch, „noch keinen Augenblick bereut". Das war für die boshaften Kollegen von der kleinen Presse ein gefundenes Fressen. Er wurde entsetzlich gehänselt, und zum erstenmal hatte er die Lacher nicht auf seiner Seite. Jahrelang wurde er nie anders genannt, als der „critique marié". Es wurde ihm noch zwanzig Jahre später aufgemutzt.

Wenn er seine Aufgabe als Kritiker zuweilen auch mit einer fröhlichen Leichtigkeit auffaßte, die man beinahe Frivolität nennen durfte, so konnte er doch auch, wenn er dazu aufgelegt war, sehr gründlich, tiefgreifend und ernst sein. Seinem durchdringenden Scharfblick verdankt Frankreich die Entdeckung der beiden in ihrem Fach gefeiertsten Bühnengrößen.

Jules Janins Entdeckungen: Débureau

Da draußen auf den fernen östlichen Boulevards hinter dem Château d'eau, nicht mehr weit von der Bastille entfernt, hatte sich nach der endlich errungenen „Theaterfreiheit" eine lange Reihe von größeren und kleineren Volksbühnen aufgetan. Das unansehnlichste, vernachlässigtste und reizloseste dieser Theater war das „Théâtre des Funambules": ein kleiner Saal mit einer hölzernen Galerie, der alles in allem wohl nicht mehr als dreihundert Personen faßte. Alles schmutzig und verstaubt, jämmer-

lich grämliche Beleuchtung, die Sitze eng, hart und wacklig, zum großen Teil nur Holzbänke, die ersten Plätze mit Wachsleinwand überzogen, die überall Sprünge und Risse zeigte. Das Orchester nahm die beiden vordersten Reihen ein; es bestand aus fünf bis sechs Musikern, armen Bierfiedlern, die auf ihren schlechten Geigen herumkratzten und aus ihren verstimmten Blasinstrumenten entsetzliche Töne hervorstießen. Becken und große Trommel übertönten zum Glück den Mißklang der Streicher und Bläser.

Der Vorhang wird aufgezogen, bei dürftiger Beleuchtung sieht man ungefähr die ausgetrockneten Dielen von schwärzlichem Grau mit lauter Höckern und Beulen. Gefegt wird da gewiß recht wenig, gescheuert nie. Die alten verlumpten Dekorationen und Versatzstücke sind mit einer dichten Schmutzpatina überzogen, die alle Farben zu einem gräulichen Mischton gedämpft hat. An der Farbe ist der Rosenstock vom Felsstück nicht mehr zu unterscheiden. Das Ganze ist der Typus der Theater, die heutzutage aus den modernen Hauptstädten in die dunkelsten Winkel der Provinz gefegt sind, im Theaterjargon aber als sogenannte „Schmieren" fortleben.

„Funambule" heißt eigentlich Seiltänzer. Das Wort wird aber im weiteren Sinne auch auf alle Künstler angewandt, die sich nicht der Sprache bedienen, um die dramatische Handlung, um Seelenaffekte zu veranschaulichen, sondern nur vultu et gestibus, durch den Ausdruck des Gesichtes, durch körperliche Gebärden die äußeren Vorgänge und inneren Regungen veranschaulichen. Also die Pantomimen.

In diesem Hause wurden nun bis in die sechziger Jahre die letzten durch die Überlieferung übrigens ziemlich rein erhaltenen Volksbelustigungen, die mit dem Beginn des weltlichen Theaters als commedia dell' arte in Frankreich eingeführt worden waren, dargestellt. Mimische Spiele mit den typischen Figuren der altitalienischen Jahrmarktskomödien. Unausbleiblich waren: Der gefoppte Alte: Pantalone oder Kassander; seine Tochter oder sein Mündel, die anmutige, nicht sehr tugendfeste: Kolombine; der glückliche Liebhaber, der leichtfüßige und gewandte: Harlekin; und der boshafte, allerlei Schabernack treibende, häßlich schnarrende Laute ausstoßende: Polichinell, dessen Gestalt durch Höcker auf

der Brust und auf dem Rücken burlesk entstellt war. Dazu kamen dann noch verschiedene Nebenpersonen: der Arzt mit der Brille, der Notar mit dem Pergament und der Feder, der Apotheker mit der Klistierspritze, der soldatische Raufbold, der Kapitän, Häscher und dergleichen.

Im Mittelpunkt dieser Gesellschaft stand gewöhnlich der arme Pierrot, dessen Mißgeschick zugleich auch die eigentliche Handlung bildete. Ein lieber, täppischer Gesell mit goldenem Herzen, für dessen tiefes Empfinden die leichtfertige Kolombine kein Verständnis hat und dem es, wie allen Guten in der Welt, miserabel ergeht. Heine mag bei seinem armen Peter, der blaß wie Kreide beiseite steht und an den Nägeln kaut, während der Hans und die Grete herumtanzen, unwillkürlich an diesen rührenden Pierrot gedacht haben. Es ist ganz dieselbe traurige Geschichte, die uns die Pantomimen erzählen. Kolombine wird regelmäßig vom Harlekin entführt, und der treuliebende Pierrot bleibt in tiefer Niedergeschlagenheit zurück. Er hat auch dieselbe Farbe des Winters und des Todes, die die Asiaten, eigentlich mit mehr Logik als wir unser Schwarz, als die Farbe der Trauer gewählt haben. Im Gegensatz zu dem buntscheckigen Kostüm des Harlekins, das sich eng an die Glieder schließt, ist der Pierrot von oben bis unten schlohweiß gekleidet, mit weißen Schuhen, mit weißen Strümpfen, langen und bauschigen weißen Beinkleidern, einer schlotternden weißen Bluse, die vorn durch faustgroße schneeballartige weiße Knöpfe geschlossen wird und übertrieben lange, weite Ärmel hat. Gesicht, Hals und Hände sind ebenfalls schneeweiß, zunächst mit Fett bestrichen und dann mit einer dicken Mehlschicht übertüncht. Nur die Augenbrauen sind ein klein wenig schwarz nachgezogen, und die dicht aufsitzende Kappe, die das kurzgeschorene Haar völlig bedeckt, ist ebenfalls schwarz.

Das Stammpublikum dieses Theaters bestand ausschließlich aus Angehörigen des Proletariats. Die Männer waren in Blusen oder Hemdsärmeln, hatten die Mütze auf dem Kopf, schlugen die Beine über die Brüstung der Galerie, ließen sie baumeln und gaben durch Anschlagen der Fersen an das dröhnende Holz ihren Beifall zu erkennen. Die Mädel und Frauen trugen die Hauben und Häubchen ihrer Heimat und Schürzen. An die

körperliche Gewandtheit und gymnastische Tüchtigkeit der Darsteller der drei Hauptrollen: des Harlekins, Polichinells und Pierrots, wurden ziemlich starke Anforderungen gestellt; sie mußten gute Turner und Tänzer sein, ohne weiteres vom Schnürboden auf die Bühne und von der Bühne durch ein hochgelegenes Fenster springen, auf den Händen laufen, sich in der Luft überschlagen können und dergleichen. Im übrigen war man genügsam, und auf ernstere und tiefere Kunst waren diese akrobatischen Lazzi bisher nicht gewertet worden.

Irgendein Zufall führte Jules Janin eines Abends in diese Bude. Die Widerwärtigkeit der verschmierten Umgebung störte ihn nicht weiter, denn er sah da einen Künstler, der ihn verblüffte, durch die Echtheit des Ausdrucks wahrhaft ergriff, ja erschütterte. Am nächsten Montag erfuhren die Leser des „Journal des Débats" zu ihrer höchsten Überraschung, daß in Paris, in dem erbärmlich kleinen, in den Salons kaum dem Namen nach bekannten „Théâtre des Funambules" ein Künstler allerersten Ranges wirke, der an Tiefe der Empfindung und Kraft der Veranschaulichung vielleicht von keinem lebenden Schauspieler erreicht werde!

Er konnte die Backen vollnehmen, wenn er wollte, der gute Janin, und wenn er einmal die Stimme erhob, dröhnte es durch ganz Paris. In flammenden Worten erzählte er, welchen Eindruck das wortlose Spiel des weißen Mannes auf ihn gemacht, wie er mit ihm gebangt, wie ihm das traurige Schicksal des armen Teufels geradezu Tränen entlockt habe. Er sprach von der wunderbaren Ausdrucksfähigkeit dieses klugen, feinen Gesichts, von der Beredsamkeit seiner schönen, ehrlichen Augen, von der Anmut seiner Bewegungen, von der Größe seiner Gesten, von der erschütternden Echtheit der Empfindung und der Wiedergabe. Débureau hieß dieser außergewöhnliche Mime, der von einem Tage zum anderen eine Pariser Berühmtheit wurde.

Von nun an war das kleine Theater, das bis dahin durch die Gunst der wenigst Besitzenden mühsam sein Dasein gefristet hatte, allabendlich ausverkauft. Die verwöhntesten Damen der elegantesten Gesellschaft, die blasiertesten Stutzer, alle wollten und mußten Débureau sehen und ließen die unmittelbarste Nachbar-

schaft mit den priemenden und speienden Arbeitern von der Küste der Bretagne und den knoblauchduftenden Mädeln aus der Provence gelassen über sich ergehen.

Débureau rechtfertigte übrigens vollkommen die Reklame seines kritischen Schutzpatrons. Er entzückte und begeisterte alle Welt. Die jungen Komtessen aus dem Faubourg St. Germain liefen ihm nach, der Zar ließ ihn nach Petersburg kommen, er wurde ein wohlhabender Mann und blieb bis an sein Lebensende eine anerkannte künstlerische Größe. Jules Janin hat über seinen Liebling ein ganzes Buch geschrieben.

Nach Débureaus Tode verfiel das kleine Theater, dessen Stern er gewesen war und das er nie verlassen hatte. Es verfiel, obwohl ihm in dem köstlichen Pierrot Paul Legrand ein würdiger Nachfolger erwachsen war. Aber mit der Person des berühmtesten Pierrots des vorigen Jahrhunderts war auch die Sache abgetan. Die alte Pantomime mit ihren Fußtritten und Prügelszenen, mit ihrer Rührseligkeit und der immer wiederholten Darstellung der Qualen der Eifersucht und des Schreckens — darin war Débureau der unerreichte Meister gewesen — hatte sich überlebt. Die Versuche, die Tote wieder zu beleben und dem ganzen Genre ein viel weiteres Feld zu erschließen, die Pantomime zu einer Art von Tragödie ohne Worte umzugestalten und sie aus der Niederung, in der sie so vortrefflich gediehen war, auf höheren Boden mit reinerer Luft zu verpflanzen, wie sie Séverin in Paris mit unbestreitbarem Talent unternommen hat und die bis in unsere Tage vom Überbrettl fortgesetzt werden, sind über mehr oder minder gelungene Mumifizierungen nicht hinausgediehen.

Von viel weiter tragender, ja, man darf beinahe sagen, von universaler Bedeutung ist eine andere Genieentdeckung Jules Janins geworden.

Rachel Felix

Es war im Hochsommer des Jahres 1838. Die meisten Pariser Theater waren geschlossen; die Kritiker verbrachten ihre Ferien auf dem Lande oder an der See. An jedem lieben Montag er-

zählte Jules Janin mit seiner rührenden Pünktlichkeit den Lesern der „Débats“ irgend etwas von seiner Reise, das sich mit dem Theater in irgendeinen, wenn auch noch so lockeren Zusammenhang bringen ließ. In seinem Montagsfeuilleton vom 13. August kündigte er feierlich seine Rückkehr an. Er habe sich nun lange genug über die Engländer geärgert, die ihm überall in die Quere kämen, die Seeluft sei ihm viel zu rein; schließlich könne man doch nur auf einem Fleck Erde leben, und das sei das heiße Paris; und die erquickendste Luft sei und bleibe der schwüle Dunst im Theater. Am nächsten Montag werde er also seine Theaterkritiken wieder aufnehmen.

Er war auch richtig am Sonnabend, 18. August, in aller Frühe in Paris eingetroffen und las nun emsig die Anzeigen aller Theater, um über irgend etwas zu schreiben. Nichts als abgetaner Schund. Wie alljährlich um diese Zeit debütierte wieder einmal im „Théâtre Français“ eines der jungen Mädchen, die vor kurzem das Konservatorium verlassen und sich dem „Théâtre Français“ zu Versuchsspielen zu verpflichten hatten. Das junge Mädchen war schon seit über zwei Monaten Gast im Haus Molières. Es hatte seit dem 12. Juni bereits sechsmal in klassischen Tragödien auf den Brettern gestanden, kein Mensch hatte sich um die jugendliche Schauspielerin gekümmert. Das Haus war und blieb hundeleer. Die Durchschnittseinnahme dieser ersten sechs Vorstellungen betrug fünfhundertelf Franken siebenundzwanzig Centimes; also zweitausendzweihundert Franken weniger als die Kosten. Die Kleine war abgetan. Am 18. August, also zufällig am Tage der Rückkehr Janins, sollte mit ihr noch ein siebenter und wahrscheinlich letzter Versuch als Camilla in Corneilles „Horatiern“ gemacht werden. Auf eine schlechte Einnahme mehr oder minder kam es in diesen überheißen Tagen nun auch nicht an. Da Janin absolut nicht wußte, was er schreiben sollte, schleppte er reisemüde und keuchend seine schwere Körperlast nach der Rue Richelieu; er ahnte, was ihm bevorstand. Irgendein abgerichteter Tragödienpapagei würde ihm die wohlbekannten, in der Hochschule eingelernten Kunststückchen vormachen.

Während vor der unausbleiblichen Säulenhalle des Palastes die ersten hundert Alexandriner in langweiligem Singsang her-

untergedudelt wurden, war Janin in dem beängstigend leeren Hause in süßen Halbschlummer eingenickt. Er blinzelte, als Sabine, auf die eintretende Camilla weisend, die Worte sprach: „Voyez, qu'un bon génie à propos nous l'envoie."

Er rieb sich die Augen, als die Debütantin nach vorn trat, er öffnete die Augen weit, als er sie erkannte. Vor ein paar Monaten hatte er sie im Gymnasetheater in einer ungeeigneten Rolle gesehen, aber sie war ihm aufgefallen. Er hatte sogar ein paar freundliche Worte über sie gesagt.

Es war ein blutjunges, schnell aufgeschossenes, aber nicht großes Mädchen, schmalbrüstig, mit hageren Armen, schmalen, dünnen Händen, einem nicht gerade schönen, aber ungemein interessanten Kopf, von ausgesprochen orientalischem Typus: feingeschwungene Nase, ausdrucksvolle Lippen, volles, sich wellendes Haupthaar, das sich an die auffallend gewölbte Stirn sanft anschmiegte, und ganz prachtvolle dunkle Augen. Ja, es war dieselbe, die er gesehen hatte; jetzt erinnerte er sich auch ihres Namens. Aber nach den ersten zehn Versen sah er: es war doch eine ganz andere! Eine wunderbare, schier unglaubliche Wandlung schien mit ihr vorgegangen zu sein. „Sie sprach zu ihm, da war's um ihn geschehn." Ein schöneres, edleres Organ, eine Stimme, in der die Klage so rührend zitterte, der Schmerz so ergreifend wühlte, die Verzweiflung so erschütternde Akzente fand, hatte er nie gehört. Als der Vorhang gefallen war, stürzte er hinter die Kulissen. Vor dem kritischen Allgebieter öffneten sich die sonst so streng gehüteten Pforten des künstlerischen Sanktuars. Er ließ sich das Mädel, das siebzehn bis achtzehn Jahre alt sein mochte, aus der Garderobe ins Konversationszimmer kommen; sie zitterte und bebte von den Aufregungen des Spiels und aus Respekt vor dem wichtigsten Kunstrichter der Hauptstadt. Er fand sie in der Nähe gesehen eher häßlich als hübsch, und es machte beinahe einen komischen Eindruck auf ihn, als er hörte, wie die Debütantin, die eben noch der edelsten und vornehmsten Sprache der französischen Dichtung warmes Leben eingehaucht hatte, in der Unterhaltung sich ausdrückte. Sie sprach ein jämmerliches, fehlerhaftes Französisch. In ihrer Familie wurde ja nur das häßliche, deutsch-hebräische Kauderwelsch „Jiddisch" gesprochen,

und sie war vollkommen ungebildet. Der kurze Dialog, wie ihn Janin skizziert, läßt sich in der Übersetzung nur umschreiben. Sie sagte ihm: „Sie haben mir vielleicht auf eine andere Bühne gesehen, aufs Gymnase?" „Da werde ich Ihnen wohl gesehen haben," antwortete Janin*). Aber gerade diese Unvollkommenheiten erhöhten nur die ungestüme Bewunderung Janins vor diesem erstaunlichen Genie. Und zwei Tage darauf, am 20. August, verkündete Janin mit schmetternden Trompetenstößen urbi et orbi das Aufgehen eines neuen Sternes erster Größe:

„Hört meinen Worten aufmerksam zu und bereitet euch auf große Dinge vor! In dem Augenblick, da ich zu euch spreche, feiert das ‚Théâtre Français' einen Triumph, auf den eine ganze Nation stolz sein darf, wenn sie den Barbarismen und Gewalttätigkeiten ohne Ende entrissen wird und zu reineren Gefühlen, zu stolzer Sprache, zu züchtiger Liebe zurückkehrt. Ja, wir besitzen das erstaunlichste wunderbarste kleine Mädchen, das unser Geschlecht jemals auf den Brettern gesehen hat. Dies Kind, merkt euch seinen Namen! dies Kind heißt Fräulein R a ch e l. Sie ist mir schon früher aufgefallen in einer kleinen Rolle, an einem anderen Theater; aber jetzt ist sie im ‚Théâtre Français'! Jetzt erst ist sie in das Drama eingetreten, das allein ihrem frühzeitigen Genie gewachsen ist. Es ist ein wunderbares Schauspiel. Da tappt so ein kleines, unwissendes Ding, ohne künstlerische Bildung, ohne Schule, mitten in unsere alte Tragödie hinein, und dies kleine Mädchen haucht dieser alten Tragödie neues Leben ein. Ja, Leben und Funken sprühen um sie her. Fragt sie nur nicht, wer Horatius, Hermione und Helena ist. Davon weiß sie nichts. Sie weiß überhaupt nichts. Sie hat aber etwas Besseres als erworbenes Wissen. Sie hat den göttlichen Funken des Genies, der alles um sie her erhellt. Kaum betritt sie die Bühne, so wächst sie riesengroß empor. Sie hat die Gestalt der homerischen Helden, ihr Haupt erhebt sich, ihre Brust breitet sich, ihr Auge flammt auf, ihre Geste ist wie ein Laut, der aus der Seele dringt. Ihr von Herzensleidenschaft durchzittertes Wort dringt in die Weite und

*) Im Original lautet der betreffende Passus in seinem frevelhaften Französisch wörtlich so: Elle me dit: „c'est moi qui j'étai t'au Gymnase"; à quoi j'ai dû répondre: „je le savions".

verhallt. Und so schreitet sie im Drama Corneilles daher und sät Schrecken und Entsetzen um sich. Leidenschaft, Majestät, Großartigkeit, nichts ist ihr versagt. Hier ist der Himmel und die Erde für dies wunderbare Kind. In den Gefilden der Poesie ist sie geboren und kennt alle ihre geheimsten und lauschigsten Winkel; und alle diese märchenschönen Geheimnisse enthüllt sie uns. Laßt es nur groß werden, dieses kleine Mädchen, das, ohne es zu wissen, eine Umwälzung vollbringt! Wir werden sehen, wie auf den Altären von Racine und Corneille und allen verlassenen Göttern die erloschene Kerze von neuem entzündet wird. Es handelt sich um etwas sehr Ernstes. Mit Vorsicht, mit Liebe, mit väterlicher Fürsorge muß über dem neuen Ankömmling des ‚Théâtre Français' gewacht werden, der bald die Ehre dieses Theaters sein wird! ... Fräulein Rachel ist eine lebhafte mächtige Intelligenz, die durch schwache Organe bedient wird. Eine Klinge von Gold in tönerner Scheide, ein herrliches Beispiel dafür, was in der Kunst Herz und Seele vermögen, ganz unabhängig von ihrer sterblichen Hülle."

Das Feuilleton schlug ein wie der Blitz. Beim nächsten Auftreten Rachels war das „Théâtre Français" dicht besetzt, von da an allabendlich ausverkauft. Sie trat in dem Jahre noch vierzigmal auf, und die Durchschnittseinnahme für jede dieser Vorstellungen betrug viertausendeinhundertvierundneunzig Mark — gegen fünfhundertelf Mark v o r der Kritik! Nun sage mir einer noch, daß die Kritik ohnmächtig sei! Aber ich muß mich auch fragen, welcher Kritiker würde heutzutage den Mut einer solchen Überschwenglichkeit besitzen, und was würden die Leute von 1915 sagen, wenn sie diese Sprache von 1838 hörten?

Mit dem völlig veränderten Wesen unserer Tagespresse, in der die Schnelligkeit der Berichterstattung zum obersten Gebot geworden ist, ist auch die Theaterkritik, die damals noch als wirklich schriftstellerische Arbeit angesehen wurde, mehr oder minder zu einer Kraftprobe der Kunstfertigkeit und Schlagfertigkeit geworden. Damals hatte man es noch nicht so eilig. Es sprach sich ja doch herum, was an dem neuen Stücke war, und das genügte zu jener Zeit. Man wartete geduldig bis zum nächsten Montag auf die kritische Würdigung, auch wenn das Stück acht Tage vorher

bereits aufgeführt war. Diese bedächtige Ruhe der Kritik würde allerdings im Wirbelwind unserer politischen Publizistik von heute wie ein unbegreiflicher Anachronismus wirken. Heutzutage wollen alle Leute alles so früh wie möglich erfahren. Dem Verlangen der Ungeduldigen hatte auch die Theaterkritik, zunächst mit den sogenannten Vornotizen, entgegenzukommen. Aber diese kurzen Notizen über die Aufnahme des Stücks sind mit der Zeit zur richtigen abschließenden Theaterkritik ausgewachsen. Wer sich vergegenwärtigt, wie diese Kritiken entstehen, wie der geplagte Rezensent gar nicht schnell genug aus dem Theater heraus kann, in aller Eile nach der Redaktion stürzt, dort in ungemütlichster Umgebung, ohne Sammlung, ohne sich nur auf sich selbst zu besinnen, mit heißem Kopf, in nervöser Erregung über den unausstehlichen Druckerjungen, der ein beschriebenes Blatt nach dem anderen in die Setzerei bringt, den Artikel herunterfledert, — der wird nicht daran denken können, an diese Hetzarbeit, die unbedingt sofort und in schnellster Zeit fertig sein muß, den Maßstab des ruhig durchdachten und ergründenden Arbeitens in künstlerischer Freiheit anzulegen; der wird sogar darüber ehrlich staunen, wie diese Nachtkritiken, die nichts anderes sein können als die Wiedergabe des ersten Eindrucks, noch so gut ausfallen, wie sie manchmal wirklich sind. Aber noch heute würde ich, bei allem schuldigen Respekte vor kritischen Kollegen, doch gern ein paar Tage warten, wenn ich einen Jules Janin lesen könnte.

Der junge Sardou

Zu den Boulevardiers jüngeren Datums, deren Namen man bisher kaum gehört hatte und nach denen man sich noch nicht umdrehte, gehörte ein schlanker, bartloser Herr, der zwar einige Jahre älter sein mochte als ich, aber meinen Semestern doch am nächsten stand, und mit dem ich wie mit einem Gleichaltrigen verkehren konnte. Und gerade diesen wenigst Bekannten hatte ich in kritischen Stunden der Entscheidung, die eine intimere Annäherung begünstigen, näher kennen gelernt. Ich war nun schon beinahe ein Jahr in Paris, hatte mich eingelebt, mit der Schnellfertigkeit der Jugend unter sympathischen Menschen Freunde ge-

funden, frische, warmherzige, enthusiastische Jugendfreunde — besseren begegnet man auf seinem späteren Lebenswege wohl kaum — und das Glück gehabt, auch zu etwas älteren, bedeutenderen, die es schon zu etwas gebracht hatten und es noch weiter bringen sollten, in gemütliche Beziehungen zu treten. Ich nenne hier bloß Henri Murger, den echtesten Typus und liebevollsten Schilderer der Pariser Bohème, und Courbet, den damals viel verhöhnten und scharf bekämpften Bahnbrecher in der Malerei, den Führer der „realistischen Schule".

Ich wohnte jetzt in der Rue d'Hauteville, in einem Viertel, wo sich — wegen der Nähe des Konservatoriums, der relativ geringen Entfernung vieler Boulevardtheater, der zahlreichen Ateliers und der auf bescheidenste Verhältnisse berechneten kleinen Wohnungen zu billigen Preisen — eine Kolonie von Künstlern und künstlerischen Mitläufern gebildet hatte. Ich hatte also das Quartier Latin auf dem linken Ufer der Seine mit dem ähnlich gearteten Seitenstück am rechten Seineufer vertauscht. Die jungen Leute, deren Hauptvermögen in Wechseln bestand, die sie mit eigenem Gefälligkeitsakzept auf ihre Zukunft zogen, trafen abends nach der schweren Arbeit, die sie gewöhnlich hatten liegen lassen, in verschiedenen Stammlokalen zusammen, zu deren bevorzugten, außer der „Brasserie des Martyrs", das „Café des Variétés" und das „Café du Gymnase" gehörten. Ich verkehrte hauptsächlich im Gymnasecafé, das in nächster Nähe meiner Wohnung mir am bequemsten lag.

Dort lernte ich den Schauspieler François-Louis Lesueur, der zu den beliebtesten und tüchtigsten Künstlern dieses Theaters gehörte, kennen; und in der gemeinsamen unglücklichen Leidenschaft für das Dominospiel wurden wir bald sehr gute Freunde. Wir spielten beinahe täglich zusammen. Je zwei Partien repräsentierten eine „consommation" von vierzig Centimes. Die beiden Tassen Kaffee wurden regelmäßig ausgespielt, gewöhnlich auch noch das bewußte petit verre, das Gläschen Kognak; mitunter kam es sogar noch zu einer dritten Auflage.

Domino ist ein friedliches Spiel; und wenn wir vom Geklapper der Steine auf dem runden Marmortischchen genug hatten, waren wir immer in bester Stimmung, uns allerhand zu

erzählen. Lesueur — an den mich Albert Bassermann jedesmal, wenn ich ihn sehe, lebhaft erinnert — war in seiner Kunst ein großer Optimist; er hielt jedes neue Stück für eine Offenbarung und jeden jungen Autor für den berufenen Dramatiker der Zukunft. Ich war daher auch etwas mißtrauisch, als er mir in überschwenglicher Weise von dem neuen Lustspiel sprach, das seit einigen Wochen täglich probiert wurde und in etwa vierzehn Tagen herauskommen sollte; und es regte mich nicht besonders auf, als er den Verfasser dieses neuen Stückes, der eines schönen Nachmittags sich zu uns setzte, und mit dem er mich bekannt zu machen die Freundlichkeit hatte, den „jungen Scribe" nannte, — „ich meine den guten Scribe des ‚Glas Wasser' und der ‚Gönnerschaften' — Sie werden sich wundern ... Ein Teufelskerl! (Il a le diable au corps)".

Über den „jungen Scribe" wunderte ich mich gar nicht; denn es war der dritte oder vierte, dem Lesueur mich vorgestellt hatte. Daß aber der junge Herr den Teufel im Leibe habe, setzte mich allerdings in einiges Erstaunen. Er mochte achtundzwanzig, neunundzwanzig Jahre zählen, war mittelgroß, engbrüstig, bis zur Zappeligkeit lebhaft in seinen Bewegungen, und beim Sprechen überkollerten sich seine hastig, scharf hervorgestoßenen Worte. In seinem schmalen, bartlosen Gesicht wetterleuchtete manchmal ein nervöses Zucken. Er sah sehr klug aus. Die von einer Mähne brauner Haare umrahmte Stirn trat in starker Wölbung über den ausdrucksvollen dunklen Augen hervor, die Nase war fein geschnitten, der Mund scharf gezeichnet, das starke Kinn ließ auf Willenskraft schließen. Man hat später oft von diesem jungen Manne gesagt, daß er frappante Ähnlichkeit mit Bonaparte als erstem Konsul besitze, an den ja auch Nase und Kinn einigermaßen erinnerten. Aber damals hatte sein ganzes Gebaren doch etwas auffallend Eingeschüchtertes, Beunruhigtes, Hilfloses; und als ich ihn so vor mir sah, dachte ich weniger an den Sieger von Arcole, als an einen armseligen Kandidaten der Theologie, der in Todesangst lebt, daß man ihm seine Hauslehrerstelle kündigt, oder an den Theaterbösewicht einer kleinen Wandertruppe.

* * *

Die Komödie, von der mir Lesueur Wunderdinge erzählte, führte den Titel „Les pattes de mouche", und der Autor hieß Victorien Sardou. „Pattes de mouche" (wörtlich: „Fliegenfüßchen") nennen die Franzosen die manchmal etwas flüchtige und unleserliche Handschrift junger Damen, deren zärtliche Briefe mitunter so aussehen, als ob Fliegen ihre Füßchen ins Tintenfaß getaucht hätten und damit übers Papier gelaufen wären — also „Damengekritzel" wäre etwa die Übersetzung des Titels. Dem Inhalt des Stückes entsprechender hat der deutsche Übersetzer die Komödie „Der letzte Brief" genannt.

Ich erinnerte mich ganz dunkel, den Namen einmal als den des Verfassers eines im Odéon gründlich durchgefallenen Stückes gehört zu haben; es war mir aber entgangen, daß der junge Herr zur Eröffnung des ganz kleinen „Théâtre Déjazet" für die damals schon hochbetagte Künstlerin, die sich von ihren jugendlichen Rollen auch im Alter der Matronen nicht trennen mochte, das Einführungsstück „Figaros erster Waffengang" geschrieben und damit einen freundlichen Erfolg errungen hatte. Da ich nur über seine Niederlage einigermaßen unterrichtet war, hielt ich es für richtig, seine kurze Vergangenheit als dramatischer Autor zu ignorieren.

Lesueur, der den Abend zu spielen hatte, mußte sich in die Garderobe begeben; wir blieben noch zusammen — noch recht lange zusammen. Der erregte junge Autor fühlte offenbar das Bedürfnis, sich mit einem noch Jüngeren auszusprechen, der nicht blasiert war, der mit wirklicher Teilnahme zuhörte und seinen Redefluß nur selten mit geringfügigen Einwürfen unterbrach.

Ich bin in meinem Leben mit so manchem Autor in Nöten vor seiner Premiere zusammengewesen. Aber ich habe nie einen Bühnendichter kennen gelernt, den die Seelenangst so bei der Gurgel gepackt, der mit einem überführten Verbrecher vor der unausbleiblichen Verurteilung eine so verzweifelte Ähnlichkeit gehabt hätte, wie Sardou. Er lenkte selbst das Gespräch auf den Unglücksabend im Odéon, der ihm mit allen Schrecknissen noch jetzt, nach Jahr und Tag, in allen Gliedern spukte.

Es war ja nicht zu beschreiben, was sich an jenem Abend alles

zugetragen hatte! Die Träger der männlichen und der weiblichen Hauptrolle hatten sich gezankt, ließen sich absichtlich mit den Stichworten im Stich, suchten sich gegenseitig zu lähmen und den Erfolg zu unterbinden; beim ausgezeichneten Beleuchtungsinspektor, der leider ein Quartalsäufer war, hatte sich der Koller eingestellt, und für den Dienstunfähigen hatte im letzten Augenblick ein Pfuscher einspringen müssen, der sich im Buche nicht zurechtfinden konnte und alles verkehrt machte. Beim Sonnenschein im Buche herrschte tiefe Finsternis auf der Szene; und es war taghell, als der betrogene Geliebte den glücklichen Rivalen, seinen ältesten Freund, verstohlen unter verdächtigsten Umständen durch den Raum huschen hört und die jetzt lächerlich wirkende Frage an ihn stellt: „Wer sind Sie? Antworten Sie? Wer sind Sie?" Im Buche war „Mitternacht" vorgeschrieben.

Dann entstand gelegentlich eine endlose Pause, weil ein wichtiger Auftritt versäumt wurde; ein Schauspieler verlor seinen Bart, der Vorhang fiel am wichtigsten Aktschlusse zu früh, mitten in die wirksamste Szene hinein!

Sardou fand kein Ende im Erzählen seiner Mißgeschicke. „Ich bin meiner Sache ganz sicher, es geschieht wieder Fürchterliches!" schloß er zitternd und seufzend, „Sie werden's sehen!"

* * *

Nach der Generalprobe, am Tage vor der ersten Vorstellung kam Sardou wieder ins Café, und ich war eingebildet genug, seine Versicherung, daß er mich aufsuche, für bare Münze zu nehmen. Als Zuhörer schien ich bei ihm wirklich Erfolg gehabt zu haben.

Er sah jämmerlich aus, ganz verstört und verzerrt. Es war wirklich so gekommen, wie er es sich in seiner wilden Phantasie ausgemalt hatte. Alles war drunter und drüber gegangen und die Hauptszene durch eine lächerliche Kleinigkeit völlig verpufft.

Man erinnert sich wohl, daß es sich in den „Pattes de mouche" um einen verfänglichen Liebesbrief handelt, der unbeachtet von einer Hand in die andere wandert, nur nicht in die Hand der

Person, die ihn um jeden Preis wiederhaben und vernichten will. Endlich, endlich kommt's so weit. Nichtsahnend spielt der Bewußte, vor dem der Brief vor allem verborgen werden soll, mit diesem kompromittierenden Ding. Vergeblich versucht man, es ihm unauffällig abzuschwindeln. Im Augenblick, da man es ihm entrissen zu haben hofft, nimmt er es arglos wieder an sich. Zum Glück aber macht er einen Fidibus daraus, mit dem er gemächlich seine Zigarre anzündet. Das vom Feuer nicht verzehrte Stück des zusammengeknüllten Papiers wirft er gleichgültig beiseite. Nun beginnt die Jagd nach diesem angesengten Fetzen, aber das hier gehört nicht zur Sache. Von äußerster Wichtigkeit ist, daß das Papier zum Teil verbrannt, zum Teil angesengt wird. Bei der Generalprobe hatte der Fidibus nun versagt, er wollte absolut kein Feuer fangen. Es dauerte und dauerte, und schließlich mußte mit dem völlig unversehrten Fidibus weitergespielt werden. Dadurch kam der ganze Akt um die Schlußwirkung, die für das Schicksal des ganzen Abends entscheidend werden kann.

Sardou war in heller Verzweiflung. Hätte ich doch einen Stenographen zu Seiten gehabt, der nachgeschrieben hätte! Er entwickelte in der Schilderung seiner Mißwende eine tragikomische Beredsamkeit von hinreißender Gewalt. „Und was morgen noch alles sich zutragen wird, ich wage gar nicht daran zu denken! Ein Kataklysm. Ja, mein Lieber, ein Kataklysm!"

Es war spät geworden. Die Kellner stellten die Stühle zusammen, richteten die Billards zu Schlaflagern ein, löschten nahezu alle Flammen und machten uns in gar nicht mißzuverstehender Weise begreiflich, daß sie auf unsere weitere Gesellschaft keinen Wert legten. Wir zahlten und gingen. In der Richtung auf meine Wohnung. Vor meinem Hause blieben wir eine Weile stehen.

Da Sardou offenbar noch sehr viel auf dem Herzen hatte, mochte ich ihn in seiner Trübsal nicht allein lassen, und wir setzten unsere Wanderung durch die ganz still gewordene Straße fort. An der nächsten Straßenecke bogen wir links ab, an der nächstnächsten wieder links und nochmals links, und da waren wir wieder glücklich vor dem Café angelangt und nach einem halben

Stündchen wieder vor meiner Wohnung. Ich blieb wiederum stehen und bemerkte zu meiner Entlastung: „Hier wohne ich nämlich; wollen Sie bei mir oben noch ein bißchen mit mir plaudern? Ein bißchen hoch ist es freilich, im fünften über dem Entresol ..."

„Ach nein, ich danke herzlich! Ich habe Sie ja schon viel zu lange festgehalten ..."

„Bitte, bitte ..."

„Und ich bin auch müde, ich will schlafen gehen oder wenigstens mich ins Bett legen. Aus dem Schlaf wird ja nicht viel werden. Ich habe mir aber vorsorglich Kamillentee zurechtgestellt. ... Wenn's morgen nur gut geht! ... Schlafen Sie wohl! Ich will Kamillentee trinken!"

Ich hatte angeläutet. Es dauerte natürlich eine Weile, bis sich der Concierge ermunterte und von seinem Bett aus halb verschlafen durch den Zug an der Schnur die Haustür öffnete. Währenddem hörte ich nur noch abgerissene Worte: „Wenn's morgen nur gut geht ... Kamillentee ... gute Nacht ... Kamillentee!"

„Gute Nacht!" — —

Nun, es ging gut! — Der Fidibus brannte, alle Pointen schlugen ein; dieses erste Stück Sardous an der maßgebenden Bühne des „Gymnase" hatte einen vollen, echten, durchschlagenden Erfolg, den Sardou mit späteren dramatischen Werken wohl manchmal wieder erreicht, aber nie übertroffen hat.

* * *

Nach dem glücklichen Verlauf des Entscheidungsabends trafen wir sehr oft zusammen. Sardou versäumte fast keine der ersten fünfzig Vorstellungen seines Stücks; es machte ihm immer dasselbe Vergnügen, sich davon zu überzeugen, wie er den Zuschauern, die das Haus bis auf den letzten Platz füllten, Vergnügen bereitete. Und dann beschlossen wir zudritt, mit Lefeuer, den fröhlichen Tag mit einem Schlummerpunsch im „Gymnase"-Café. Erst als Sardou sein nächstes Stück einer anderen Bühne, dem Vaudevilletheater am Börsenplatz, gab, stellte er seine Besuche in unserem Stammkaffeehause ein, und Lefeuer und ich

kehrten zu unserem gewohnten Domino zurück. Wir sahen uns dann nur noch gelegentlich, drei-, viermal, drückten uns die Hand, tauschten einige freundliche Worte und schieden mit dem üblichen Wunsche: Auf Wiedersehen!

Das Wiedersehen ließ zuletzt lange auf sich warten. Denn ich verließ Paris. Dann brach der Krieg aus. Jahre vergingen. Und mit dem sorglos glücklichen Paris, das ich so liebgewonnen, nach dem ich mich so oft gesehnt hatte, war's nun wohl vorbei.

Als ich wiederkam . . .

Von unſerem Botſchafter Grafen Harry Arnim

Im Sommer 1873 ſollte ich Paris zum erſtenmal nach dem Kriege wiederſehen. Auf Enttäuſchungen war ich genügend vorbereitet, und ſie konnten mich nicht ſonderlich tief kränken, da ich ja wußte, daß gewiſſe Ungemütlichkeiten, die ich nicht vermeiden konnte, nicht meiner Perſon, ſondern meiner Nationalität zu gelten hatten. Aber eigentümlich war mir doch zumute, wenn ich wahrnehmen mußte, wie alte Freunde und Bekannte, die mich bisher mit vollſter Herzlichkeit begrüßt hatten, nun den Kopf abwandten, ſobald ſie mich erblickten, um der Peinlichkeit, mit mir einen Gruß zu tauſchen, enthoben zu werden.

Gleich am erſten Tage nach meiner Ankunft wurde ich über die gegen uns herrſchende Stimmung gründlich belehrt. Ich ſaß im Café und erwartete einige Herren — Landsleute, mit denen ich mich zum Diner verabredet hatte. Da erblickte mich plötzlich ein guter Bekannter, mit dem ich während der letzten Monate meines Pariſer Aufenthaltes ſehr viel, ich darf ſagen: beinahe intim verkehrt hatte, — ein alter „normalien“, in deſſen Geſellſchaft ich höchſt anregende Stunden mit Prévoſt-Paradol, Edmond About und anderen ſeiner Kollegen von der „Normalſchule“ hatte verbringen dürfen. Er hatte mich zuerſt geſehen, ſprang ſofort auf, eilte vom benachbarten Tiſche mit vorgeſtreckten Händen auf mich zu und rief mit unüberlegter Freudigkeit, indem er meine Rechte herzhaft drückte: „Herr Paul!“ (Ich wurde, zur Unterſcheidung von meinen Brüdern, immer bei meinem Vornamen genannt.) „Wo haben Sie denn geſteckt? Seit wann ſind Sie denn hier? Wo kommen Sie denn her?“

„Ich bin erſt geſtern hier eingetroffen. ... Ich habe mich ſeinerzeit doch feierlich von Ihnen verabſchiedet. Sie haben's gewiß vergeſſen, es iſt ja ſo lange her! Jetzt wohne ich in Berlin.“

Er hatte es wirklich im Augenblick vergeſſen! Seine Phyſiognomie veränderte ſich völlig. Er ließ meine Hand los, verbeugte ſich ein wenig und brachte in ſeiner Verlegenheit nur die Worte hervor: „Ah, ja!“

Abermalige kurze Verbeugung. Er trat an seinen Tisch zurück, drehte möglichst unauffällig den Stuhl herum und vertiefte sich wieder in die Lektüre des „Charivari".

Die Herren, denen ich diese eigentümliche Begegnung bei Tisch erzählte, wunderten sich gar nicht darüber. Da ich beim besten Willen nicht in der Lage war, wegen meiner deutschen Herkunft, der Regierung unseres Kaisers, Bismarcks Politik und Moltkes Kriegführung um Vergebung zu bitten, so beschränkte ich mich für diesmal fast ausschließlich auf den Verkehr mit meinen Landsleuten. Die Gehässigkeit gegen die verwünschten „Prussiens" schwächte sich übrigens mit den Jahren erheblich ab, und ich habe später keinen Grund mehr gehabt, in meinen geschäftlichen und persönlichen Beziehungen, die sich mit gebildeten Franzosen geknüpft hatten, über irgendwelche Ungehörigkeiten zu klagen.

Durch meinen Bruder Rudolf, der gleich nach dem Friedensschluß unserer Botschaft attachiert wurde, lernte ich Baron Holstein näher kennen und wurde auch dem Botschafter Grafen Harry Arnim vorgestellt. Graf Arnim nahm mich mit ausgesuchtester Höflichkeit auf. Er beehrte mich ungewöhnlich oft mit Einladungen, und bei jedem meiner Besuche richtete er es so ein, daß er mich von den übrigen Gästen trennte, mich beiseite nahm, um, ohne daß ich den geringsten Anlaß dazu gegeben hätte, sich über alle möglichen Fragen der hohen Politik, die er selbst aufwarf, in überaus fesselnder Weise zu äußern.

Ich war nicht eingebildet genug, um seine erstaunlich liebenswürdige Mitteilsamkeit meiner Persönlichkeit zuzuschreiben. Ich mußte vielmehr Freunden, denen es nicht hatte entgehen können, in wie auffallender Weise ich von Seiner Exzellenz bevorzugt wurde, Recht geben, wenn sie annahmen, daß es vor allem der Journalist war, der Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse" und Herausgeber der „Gegenwart", dem diese vertraulichen Artigkeiten galten. Aber es blieb mir doch unverständlich, wie mein geistvoller und gesprächiger Wirt dazu kam, sich gerade an mich zu wenden, wenn er sich vergegenwärtigte, daß seine Offenherzigkeiten in mehr oder minder vollständiger und korrekter Wiedergabe durch mich in die Öffentlichkeit gelangen könnten, für die sie mir eigentlich doch wohl nicht bestimmt zu sein schienen.

Und er sprach in voller Unbefangenheit, ohne den geringsten Vorbehalt, immer scharf und rücksichtslos über recht heikle Dinge. Und nicht etwa über nächstliegende, über seine Pariser Mission, über seinen Verkehr mit Thiers, Mac Mahon, Grévy, Gambetta, über französische Verhältnisse und dergleichen. In viel höherem Grade als die ihm gestellten Aufgaben interessierten ihn offenbar die politischen Fragen, die zunächst in das Ressort unseres Reichskanzlers fielen. An ihnen übte er eine entschieden ablehnende Kritik, die sogar mitunter wirkliche Erbitterung verriet; und wenn ich nicht gewußt hätte, daß ein deutscher Botschafter zu mir sprach, hätte ich glauben dürfen, die Stimme eines unversöhnlichen Führers unserer Fortschrittspartei zu vernehmen.

Ganz besonders war es der „Kulturkampf", der ihn erregte. Er betrachtete diesen Kampf, wie ihn Bismarck jetzt führte, als einen verhängnisvollen Fehler, der kaum wieder gutzumachen sei. Er nahm daran ein gewissermaßen persönliches Interesse. Er habe früher die Stimme erhoben, um im rechten Augenblicke in einen wahren Kulturkampf einzutreten. Denn dieser wahre Kulturkampf — die Idee, den Übergriffen der Ultramontanen entgegenzutreten, sei sein eigenstes Werk und werde fälschlich auf Bismarcks Konto gesetzt. Er sei der Anstifter, der intellektuelle Urheber, der „instigateur", — er wählte hier das französische Wort. Das war aber zur Zeit des ökumenischen Konzils und der Bulle „de salute animarum". Damals hätte man erklären sollen, daß der Papst der Unfehlbarkeit ein anderer geworden sei als der Papst, mit dem wir bis jetzt verhandelt hatten; dieser unfehlbare Papst sei ein politisches Unding. Die päpstliche Autorität hätte geschwächt und die der Bischöfe gegen Rom gestärkt werden müssen. Gerade das Gegenteil sei geschehen. Und nun gehe man gegen die aufsässigen Bischöfe mit den ungeschicktesten Mitteln und übel angebrachter Energie vor. „Die deutschen Bischöfe, die sich nicht geringer dünkten als der römische Oberhirt, sind nicht mehr die Fürsten von ehedem, sie sind die Untertanen des Vatikans; und daß sie es geworden sind, ist unsere Schuld. Anstatt die Fäden o b e n abzuschneiden, hat man unten an den Enden herumgeschnippelt. Nun wollen wir die Werkzeuge unschädlich machen und lassen die Hand, die diese Werk-

zeuge hält und gebraucht, unangetastet. Das kommt mir gerade=so vor," sagte Graf Arnim beinahe wörtlich, „als ob ein Vater seine Söhne einem Erzieher übergibt und ihnen eindringlich einschärft, genau alles das zu tun, was der Herr Lehrer ihnen sagt. Nun beklagen sich die Jungen, man lehre sie unmoralische Sachen. ‚Ihr habt eurem Lehrer zu folgen,' erwidert der Vater. Schließlich manifestieren sich aber diese bedenklichen Lehren in unsittlichen Handlungen. Was tut der Vater? Anstatt den Lehrer an die Luft zu setzen, prügelt er die Jungen ..."

Das Vorstehende ist ein Auszug aus meinem Pariser Tagebuche, Juni 1873.

Als ich über diese Unterredungen, aus denen ich wahrscheinlich kein Geheimnis machen sollte, mit den Herren von der Botschaft sprach, zu denen damals auch Baron Holstein gehörte, warnte man mich dringend und freundschaftlich, über diese Angelegenheiten öffentlich zu sprechen. Es hätte dieser Warnung nicht bedurft, um mich zu bestimmen, eine Veröffentlichung zu unterlassen, die meinem freundlichen, bei aller Klugheit aber doch vielleicht etwas unvorsichtigen Gönner oder irgendeinem anderen Unbequemlichkeiten hätte bereiten können.

Bei meiner Verabschiedung versäumte ich denn auch nicht, mit meinem Danke für die so unverdient gütige Aufnahme die beiläufige Bemerkung zu verbinden: „Ich glaube wohl nicht fehlzugehen, wenn ich voraussetze, daß Eure Exzellenz bei Ihren interessanten Aussprachen sich bewußt waren, nicht einem Interviewer gegenüberzustehen; ich brauche also auch nicht besonders hinzuzufügen, daß ich diese Äußerungen als vertraulich ansehen werde."

Der Graf antwortete mit einem vielsagenden Lächeln — und schwieg.

Über vierzig Jahre sind seitdem vergangen. Besiegter und Sieger sind längst tot. Von einer Indiskretion kann jetzt füglich nicht mehr die Rede sein. Ich darf aber wohl sagen: der mit äußerster Energie, ja mit Leidenschaft geführte Kampf Bismarcks gegen Arnim, der bald darauf entbrannte, wäre mir weniger verständlich gewesen, wenn ich unseren geistvollen und in der gesellschaftlichen Form ungemein verbindlichen Botschafter zu

jener Zeit in Paris nicht kennen gelernt hätte. So ganz „pro nihilo“ war dieser Kampf doch wohl nicht.

Mein zweiter Besuch nach dem Kriege. Neue Bekannte

Mein erster Pariser Besuch nach dem Kriege also war kein Erfolg gewesen. Ich hatte mich in der schönen Stadt, die mir eine zweite Heimat geworden war, früher so behaglich gefühlt, daß sie sogar in meiner wahren Heimat ein Gefühl des Heimwehs in mir hatte hervorrufen können. Nun war ich ein Fremdling geworden und geblieben.

Ich ließ wieder fünf, sechs Jahre vorübergehen, bis ich mich zu einer abermaligen Reise nach Paris entschließen konnte, und diesmal waren es völlig unsentimentale Geschäfte, die mich dazu bewogen. Ich blieb auch nur kurze Zeit, etwa vierzehn Tage. Aber das „Geschäft“ führte mich in dieser kurzen Zeit mit interessanten Menschen zusammen, mit denen ich bis dahin nur brieflich verkehrt hatte: insbesondere mit Paul de Musset, Alfreds Bruder, mit Emile Augier, dem jüngeren Dumas, Emile Zola und Jules Claretie.

Alle waren die Zuvorkommenheit selbst.

Paul de Musset erzählte mir in seinem kleinen, engen, niedrigen Stübchen — wenn man die Hand erhob, konnte man die Decke streifen, und man mußte sich bücken, um mit dem Kopf nicht an den kleinen Kronleuchter zu stoßen —, er erzählte mir viele merkwürdige Geschichten aus dem Leben des unglücklichen Dichters. Seine Bruderliebe, die seine Berichte mitunter wohl etwas beeinflußt und sein Urteil getrübt haben mag, hatte etwas Rührendes. Noch heute bebte er vor Zorn, wenn er auf Georges Sand und das Abenteuer in Venedig zu sprechen kam.

Dumas zeigte mir die wundervollen Gemälde, die alle Wände seiner fürstlichen Wohnung, sogar das Treppenhaus bedeckten, — moderne Franzosen, vorzugsweise kleine Meisterwerke von Meissonier, auf die er besonders stolz war.

Zola holte mich in meinem Hotel ab und brachte mich nach seinem gemütlichen Landsitz in Médan. Es wunderte mich, wie duldsam und wohlwollend sich dieser in seinem schriftstellerischen

Wirken rücksichtsloseste Draufgänger über die Werke aller, auch der seiner Eigenart sehr fernstehenden Kollegen äußerte. Seine Erfolge hatten ihn milde gestimmt.

Mit Jules Claretie durchstreifte ich Montmartre und lernte die neueste Theaterspezialität, die Vorläufer unserer Überbrettl, kennen. Daß mein gefälliger Cicerone dereinst die vornehmste und zurückhaltendste Bühne des Landes, das „Théâtre Français", leiten und Mitglied der Akademie werden würde, ahnte ich nicht.

Bei einem Frühstück, das mir Emile Augier, ein Meister echt französischer Liebenswürdigkeit, gab, machte ich die Bekanntschaft mit Guy de Maupassant, der die köstlichsten und lustigsten Geschichten geschrieben und ein so unerbittlich tragisches Ende genommen hat.

Kurzum, die Ernte war in der knapp bemessenen Zeit für mich überreich gewesen. Aber von meinem alten Paris hatte ich so gut wie nichts gesehen. Mit bedeutenden Männern, die mir über alles Erwarten artig begegneten, war ich zusammengetroffen. Aber wo waren meine Freunde von ehedem? So fragte ich mich, als ich auf der Heimreise im Coupé saß. Und ich mußte mir gestehen: dieser zweite Aufenthalt im republikanischen Paris war nur eine erfreuliche Episode. Und eine Episode ist er in meiner Erinnerung geblieben.

Der dritte und letzte Besuch. Die Physiognomie der Stadt

Zeit der Handlung: fünfundzwanzig Jahre später.

Anfang Juni 1902 hielt der „Deutsche Bühnenverein", zu dessen Mitgliedern ich gehörte, seine Generalversammlung in Straßburg ab. Ich wollte, wie gewöhnlich, meine Sommerferien auf Helgoland verbringen. Aber in der Durchführung meiner Reisepläne bin ich nie ein Pedant gewesen, und für Helgoland war es noch ein bißchen früh. Da fiel mir ein: hier bin ich ja auf dem halben Wege nach Paris. Wie wär's? ...

Und wieder saß ich allein im Coupé, und wieder legte ich mir die Frage vor: was mag aus meinen alten Freunden geworden sein, — den wirklichen Freunden von ehedem? Die Antwort,

die ich mir geben mußte, war nicht sehr heiter. Einige hatten es, wie ich mir hatte sagen lassen, zu achtbaren Stellungen gebracht und waren Ritter der Ehrenlegion; andere waren zu ihren Angehörigen in der Provinz zurückgekehrt, hatten ihre Erbschaft angetreten und bauten als ehrsame Ackerbürger ihren Kohl. Diese und jene waren richtig vermählt, und ihre ältesten Söhne standen etwa in dem Alter, in dem wir Väter Freundschaft geschlossen hatten; einige waren verdorben und andere verstorben. An allen merkte ich, daß auch ich in diesen langen Jahrzehnten nicht jünger geworden war.

Die Lust, mich davon zu überzeugen, war mir vergangen. Meine Begegnung mit dem „normalien" hatte doch einen bitteren Nachgeschmack hinterlassen. Von den schwankenden Gestalten, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt, mochte ich keiner wieder begegnen. Nicht die Menschen, nur die Stadt wollte ich mir doch noch einmal gründlich ansehen. Hier hatte ich keine Enttäuschung zu befürchten, denn meine Erwartungen waren gering. Ich hatte ja von aller Welt gehört und war darauf vorbereitet, daß ich die Stadt sehr verändert finden würde. Ich erlebte indessen doch eine Enttäuschung; aber eine angenehme.

Zwischen dem inneren Wesen, so wie es nach der Beobachtung der Sachkundigen und nach den öffentlichen und privaten Stimmen, die man darüber hörte, beschaffen sein sollte, und dem äußeren Bilde, das Paris darbot, schien mir ein ziemlich scharfer Widerspruch zu bestehen. Man hatte immer nur Klagen vernommen. Freilich, die Menschen haben zu allen Zeiten und allerorten über alles mögliche geklagt; aber zwischen den üblichen und landläufigen Jeremiaden über die schlechten Zeiten und den ernst schwermütigen und erbitterten Beschwerden, die sich über die Verhältnisse in dem derzeitigen Paris — der Hauptstadt der damals dreißigjährigen Republik — erhoben, bestand doch ein gewaltiger Unterschied.

„La dèche" schien das lokale Losungswort des Tages geworden zu sein. „Es ist kein Geld da!" Das war der Klageruf, der von allen Seiten ertönte. Die Ladenbesitzer beklagten sich darüber, daß die Geschäfte ganz ungewöhnlich schlecht gingen, daß der Fremdenverkehr in auffälliger Weise nachgelassen habe.

Die öffentlichen Wirtschaften und Kaffeehäuser waren allerdings im Vergleich zu früher spärlich besucht und die Preise in den großen Hotels tatsächlich gesunken. Trotz aller Verwünschungen, die gegen die Regierung des letzten Napoleon ausgestoßen wurden, mußten auch die wetterfestesten Republikaner dem bitterbösen Napoleon widerwillig die Eigenschaft zugestehen, daß er es verstanden hatte, Leben in die Bude zu bringen; „il faisait marcher le commerce".

Nach solchen verdrossenen Berichten hätte man glauben müssen, daß der Glanz der Pariser Sonne erloschen wäre und die einst so lustige Stadt in Sack und Asche trauerte. — Es leuchtete und funkelte aber doch noch gar mancherlei recht vergnüglich, und es war auch lauteres Gold dabei! An die glänzendsten Tage des Kaiserreichs durfte man allerdings nicht denken. Damals hatte das öffentliche Treiben wirklich etwas Verblüffendes, Berauschendes. Die verschwenderische Eleganz, der übermütige Luxus, die in prächtigen Wagen über die Boulevards und Champs-Elysées dem Bois de Boulogne zurollten und sich abends in den Logen der Theater breitmachten, das prunkhafte Auftreten des heimischen Strebertums und der fremden Genußsucht, die renommistischen Extravaganzen des strahlenden Lasters, mit dem die vornehme Gesellschaft in den wunderlichsten Wettkampf eintrat, — alles das gab dem Pariser Leben unter dem zweiten Kaiserreich die funkelnde Pracht einer sinnlosen Genußfreudigkeit ohnegleichen. Das war nun unter der Herrschaft einer zweifellos sittlicheren Republik freilich ganz anders geworden. Die Zahl der vornehmen herrschaftlichen Wagen hatte sich erheblich verringert und die der schäbigen Mietskutschen entsprechend vermehrt. Die Toiletten waren weniger auffällig, weniger kostbar und weniger anspruchsvoll. Aber trotz alledem blieb doch immer noch genug übrig, um das Auge des Unbefangenen, der durch die Straßen der wunderschönen Stadt schlenderte, zu fesseln und zu erfreuen; und trotz aller Niederlagen, trotz allen Jammerns war die Physiognomie der Pariser Straßen noch immer überaus heiter und lebensfroh.

Ein eigentümliches Gefühl bemächtigte sich meiner, als ich nach so langer Abwesenheit zum erstenmal wieder das richtige

Pariser Pflaster trat. Da waren sie ja wieder, die charakteristischen Läden, die ich im Laufe der Zeit ganz vergessen hatte. Ich fühlte mich wieder pariserisch angeheimelt. Besonders vertraulich wirkten auf mich die kleineren Straßen. Da begegnete ich lauter alten Bekannten: den Crémerien mit ihren weißgestrichenen Schildern, den verlockenden Sahnenkäsen und appetitlich hergerichteten Koteletten und Beefsteaks in der Auslage; den Tabaksläden mit ihrer wunderlich stilisierten Kolossalzigarre, in der das Gasflämmchen als ewige Lampe brannte; den Apotheken mit ihren riesigen Glaspokalen, die in den schönsten Farben prangten; den Holz- und Kohlenhandlungen, in deren Schaufenstern die beharzten Holzbündel zum Anzünden des Kaminfeuers, die säuberlich geformten Preßkohlen wie Schmuckgegenstände künstlerisch aufgeschichtet lagen; den offenen Läden der Waschfrauen, die in ihren Schaufenstern als Beweis ihrer Kunst im Waschen und Plätten die niedlichen Häubchen, die reichen Spitzenhemden der Damen und so weiter ausbreiteten, während man durch die Scheiben die jugendlichen Wäscherinnen mit hochaufgestreiften Ärmeln und die Plätterinnen mit erhitzter Stirn ihre Arbeit verrichten sah. Das alles hatte ich früher so oft gesehen, daß ich es nicht mehr bemerkte. Jetzt, da ich es wiedersah, fiel es mir auf, und der Anblick versetzte mich sogleich wieder in die alte Zeit zurück. Auch das Auftstapeln von allerlei Verkaufsgegenständen vor den Läden auf dem Trottoir der Straße, mit dem marktschreierischen Aufreiz zur Kauflust, war mir wieder etwas Neues geworden.

Und das Geschrei auf den Gassen, das in allen möglichen Variationen die Gegenwart der fahrenden Händler und herumziehenden Handwerker verkündete: wieder hörte ich den scharfen Kehl- und Nasallaut der Kleiderhändler („... chand d'habits"), den heiser pfeifenden Klagelaut der Regenschirmverkäufer („... p'uie ..."), das häßliche Schnarren der Glaser („vitrie ..."), das Blöken und Johlen der Gemüse- und Austernhändler („oh, les pommes de terre" und „à la barque"), das Geklapper und den sehnsüchtig melancholischen Gesang der Kuchenfrauen mit den gerollten Oblaten („régalez vous, Mesdames! voilà l'plaisir!"). — Auf den Boulevards wurden nur

die neuesten Zeitungen mit einem pikanten Stichwort ausgeschrien. Am lautesten brüllten natürlich die Verkäufer des „Anti-Prussien".

Die Aufdringlichkeit des öffentlichen Anpreisens ist mir früher nie besonders aufgefallen. Ob der Neologism „dernier cri" mit diesem Gassengeschrei in Verbindung steht?

Die stärkste Veränderung hatte nach meiner Wahrnehmung der Boulevard erlitten. Da fand ich am meisten das Wort bestätigt, das ich in jenen Tagen so oft hören sollte: „Le niveau a baissé." Auch das war vielleicht nicht zutreffend. Die Berühmtheiten des Tages kannte ich ja kaum, und wenn die lange Reihe von Tischen und Stühlen weniger als sonst besetzt war, so mochte das wohl an der Ungunst der Witterung liegen. Aber die Flutung des weltstädtischen Lebens mit allen seinen Sonderbarkeiten, Häßlichkeiten und reizvollen Merkwürdigkeiten hatte doch noch immer etwas Großartiges und Fesselndes, und auch damals konnte man es dem edlen Baron Gondremark nachempfinden, wenn es ihm, selbst bei dem niedrigeren Wasserstande, Spaß machte, sich „in den Strudel, Strudel, Strudel hinein" zu stürzen.

Wiedersehen mit Sardou

So vergnügt war nun die Weise allerdings nicht, die ich für mich hinsummte, wenn ich an das alte Paris meiner Jugend dachte; dazu hätte sich der Text des Bérangerschen Liedchens: „Non, tu n'es plus Lisette" viel besser geeignet. Die Fäden, die mit ihm mich verknüpften, waren so gut wie abgerissen. Aber mit dem neuen Paris hatten sich in der Zwischenzeit doch wieder andere, neue angesponnen — weniger aus uneigennützig freundschaftlichem Drange als aus mehr oder minder geschäftlichen Rücksichten, die das reifere Alter nehmen darf.

Durch meine Arbeiten über Musset, die neuen französischen Romanschriftsteller und Dramatiker, sowie auch meine Übersetzungen von französischen Schauspielen („Etrangère", „Princesse Georges", „Francillon", „Lionnes pauvres", „Fédora", „Marcelle" und viele andere) war ich mit zahlreichen Pariser Schriftstellern in brieflichen Verkehr getreten. Sardou kannte

ich ja ſchon; mit Emile Augier, dem jungen Dumas, Zola, Jules Claretie und Paul de Muſſet, die ich ſpäter kennen gelernt, hatte unſer Briefwechſel einen immer freundlicheren Verkehr angenommen, — Augier und Claretie hatten mir ſogar die Artigkeit erwieſen, mich bei ihrem Publikum einzuführen und überaus ſchmeichelhafte Vorreden zu meinen ins Franzöſiſche überſetzten Werken zu ſchreiben. Und alle hatten mich freundlich eingeladen, ſie ja wieder zu beſuchen, wenn mein Weg mich noch einmal nach Paris führen würde. Von dieſen Einladungen konnte ich leider nur ſehr beſchränkten Gebrauch machen. Paul de Muſſet, Dumas und Augier waren inzwiſchen geſtorben, und ich brauchte meine Abreiſe aus Paris nur um wenige Tage zu verſchieben, um Emile Zola das letzte Geleit zu geben. Die Überlebenden empfingen mich mit derſelben unbefangenen Artigkeit wie früher. Claretie führte mich freilich nicht mehr durch die verqualmten Kabarette auf dem Montmartre, aber er ſtellte als nunmehriger Direktor mir allabendlich ſeine Loge im „Théâtre Français“ zur Verfügung.

Mit Sardou traf ich zufällig im Bureau des „Figaro“ zuſammen.

Unſer Wiederſehen war ſehr freundlich, ich möchte beinahe ſagen: freundſchaftlich, obwohl ſich inzwiſchen durch den Krieg ein ganz anderes Verhältnis zwiſchen Franzoſen und Deutſchen herausgebildet hatte, als es zur Zeit unſerer erſten Begegnung beſtand. Ich nahm ſeine freundliche Einladung nach Marly an, verbrachte in ſeinem ſehr ſchönen Schloſſe — denn er hatte es inzwiſchen zu Würden und Ehren gebracht, Orden und Schätze geſammelt — reizende, ungemein anregende Stunden. Und da erinnerte ich ihn an unſer erſtes Zuſammentreffen, an ſeine Todesangſt vor den tückiſchen Teufeleien des Bühnenzufalls ... an den Fidibus und den Kamillentee!

„Ich trinke jetzt auch noch Kamillentee,“ fiel Sardou lächelnd ein, „immer Kamillentee! Mein bejammernswerter Zuſtand hat ſich nicht gebeſſert. Ich weiß, es iſt lächerlich! Aber alle philoſophiſche Erkenntnis des Unſinns hilft mir nichts ... ich trinke Kamillentee! Ich gehe gar nicht mehr in meine erſten Vorſtellungen, ich lege mich ins Bett und laſſe mir durch Boten Be-

richt erstatten. Und jetzt habe ich für meine törichte Schwäche nicht einmal mehr die Entschuldigung der Jugend und der Unerfahrenheit. Ich bin alt geworden (natürlich widersprach ich) — alt geworden! Husten und Schnupfen sind bei mir chronischer Logierbesuch, Sie sehen, ich mummle mich ein wie ein Greis. Jeder Luftzug wirft mich um. Dann trinke ich auch Kamillentee! Immer Kamillentee! ..."

Diese wehmütige, sich selbst ironisierende Stimmung hat in der Aufschrift auf einem Bilde, das vor Ausbruch des Krieges, im Mai 1870, aufgenommen wurde und das er neunzehn Jahre später wiedersah, einen überaus anmutigen Ausdruck gefunden. Er klagt, daß er nicht ohne ein Gefühl bitterer Schwermut das alte Bild mit dem spitzen Kinn ansehen könne. Damals war er ja zwanzig Jahre jünger und fürchtete sich noch nicht vor dem Schnupfen, hatte noch den Hals frei und trug einen Klappkragen. Damals machte er sich noch lustig über den Tugendpreis, den der brave Montyon für das sittsamste literarische Werk des Jahres gestiftet hat, und es machte ihm Spaß, mit den vierzig Unsterblichen der Akademie (zu denen er nun selbst längst gehörte) anzubandeln; und die jungen Damen, sagt er, die ihn besuchten, dachten wohl kaum daran, sich um einen Tugendpreis zu bewerben ...

Aber es ist wohl richtiger, anstatt der schwerfälligen prosaischen Umschreibung den Dichter selbst in seiner eigenen Sprache reden zu lassen, deren Rhythmus und Reim er ebenso meisterlich beherrscht wie die kristallklare Prosa im feingeschliffenen Dialog seiner Dramen.

Hier sind die Verse vom November 1889:

Hélas! je ne vois pas sans un peu d'amertume
Cette image au menton pointu.
J'avais vingt ans de moins; je dédaignais le rhume
Et portais un col rabattu!
Je raillais Montyon! Je déclarais la guerre
Aux Quarante de l'Institut.
Et celles qui venaient chez moi, n'y songeaient guère
A concourir pour la vertu! V. Sardou.

Erinnerung an Emile Augier

Daß es mir nicht mehr gegönnt sein sollte, Emile Augier die Hand zu drücken, ging mir recht nahe. Unter allen Schriftstellern, die ich in Paris kennen gelernt hatte, war er mir dichterisch und individuell die sympathischste Erscheinung. Unser Verkehr war der Stundenzahl nach kurz bemessen, aber durch gegenseitige Stimmung begünstigt, wurde er im Handumdrehen — ich möchte sagen: intim. Augier war durch und durch Franzose, im angenehmsten Sinne des Wortes; und deshalb hatte er auch das volle Verständnis dafür, daß man durch und durch Deutscher sein konnte. „Wäre ich zehn Jahre jünger," sagte er mir einmal, „so würde ich Ihnen versprechen können, Ihren Besuch zu erwidern — sogar in Berlin," setzte er lächelnd hinzu. Das „à Berlin!" hatte damals noch einen ganz besonderen Klang.

Es war selbstverständlich, daß ich in unseren vertraulichen Gesprächen gelegentlich die Frage berührte, weshalb er seine dichterische Tätigkeit so früh eingestellt habe. Ein Mann, der sich jahrzehntelang die vollste Gunst der Zeitgenossen zu bewahren gewußt hatte, dessen letztes Stück: „Die Fourchambault" auch ein letzter Triumph für ihn gewesen war, der durfte doch nicht die Feder beiseitelegen, meinte ich, der konnte doch unmöglich sein letztes Wort gesprochen haben ...

„Mein lieber Freund," entgegnete mir Augier, „ich habe die Erfahrung gemacht, daß man niemals im rechten Augenblick aufhört: man hört immer entweder zu früh oder zu spät auf. Man hat da die Wahl. Ich habe mich für das Zufrüh entschieden. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die mich in meinem Entschluß noch bestärkt hat. Als ich noch jünger war und meine ersten Erfolge gehabt hatte, befand ich mich eines Tages im Bureau eines Theaterdirektors. Der Direktor war von unendlicher Liebenswürdigkeit. Während unserer Unterhaltung brachte der Diener eine Karte. Der Direktor machte ein mürrisches Gesicht, nachdem er einen Blick auf die Karte geworfen hatte, und gab dem Diener den ärgerlichen Bescheid: ‚Ich bin nicht zu sprechen.' ‚Der alte Quälgeist,' setzte er hinzu, nachdem wir wieder allein waren. ‚Er soll mich doch endlich ungeschoren lassen.' Ich las

die Karte. Es war Eugen Scribe, der sich hatte anmelden lassen! So empfing der Theaterdirektor den Mann, der die größten Bühnenerfolge des Jahrhunderts gehabt hat, den Großmeister in allen Theaterdingen! Da leistete ich mir selbst das stille Gelübde: das soll mir niemals widerfahren! Ich will es in der Tat nicht darauf ankommen lassen, daß mir ein Diener des Theaterdirektors den Bescheid überbringt: man sei für mich nicht zu sprechen ... Da haben Sie die beste Erklärung für meinen unwiderruflichen Entschluß! Mein Leben hat sich nun in den letzten Jahren so einfach wie nur irgend möglich gestaltet. Das Theater macht mir keine Freude mehr, ich habe es neulich gelegentlich der Proben der ‚Aventurière', die in neuer Besetzung am ‚Théâtre Français' zur Aufführung gekommen ist, wiederum festgestellt. Ich werde müde, nervös, und ich langweile mich dabei. Ich arbeite also nicht mehr. Ich habe keine Kinder, ich habe meine Frau noch immer herzlich lieb, wie es braven Sechzigern zukommt, und so sehen wir beide denn in den Dämmerstunden des Lebens mit Andacht und Sammlung dem Einbruch der Nacht ruhig entgegen."

In voller Innigkeit schieden wir voneinander; und immer, wenn ich an die in Paris verbrachten Tage zurückdachte, waren es vor allem die mit Augier gemeinsam verlebten Stunden, die mir die tiefste und ernsteste Freude bereitet hatten und entrückte Erinnerungen mir wieder nahebrachten.

Abschied von Paris. Meine literarischen Anfänge

Lange, lange zehrte ich an diesen Erinnerungen, und die Fülle von Lebensfreude, die ich in vollen Zügen tief, tief in mich eingesogen, hatte weidlich vorgehalten; wenn sie sich zu vermindern schien, ergänzte sie sich jedesmal wieder; und auch viel später, in gar nicht mehr jungen Jahren, da die griesgrämigen Tage kamen, von denen der Prediger Salomo sagt: „sie gefallen mir nicht", wollte es mir scheinen, als ob der Vorrat noch immer nicht verbraucht wäre. Es lächelte uns etwas an wie eine ferne, zwar verlassene, aber doch unvergessene Jugendliebe ... Daß uns das je hat verleidet werden können!

Wer hätte es ahnen können, daß die schmerzlichen Peinlichkeiten, die der Krieg von 1870—71 über Frankreich gebracht hatte, jemals zu so unerhörten Roheiten ausarten konnten, wie sie in diesen blutigen Tagen des allgemeinen Völkermordens zu begehen der Wahnwitz unserer Feinde als unbestreitbares Recht in Anspruch nimmt? Wer hätte es für möglich gehalten, daß dieser frevelhafte Weltkrieg die Brücke sprengen konnte, die über engherzige Verblendung hinwegführte und auf der anständige Menschen von hüben und drüben sich begegneten?

Das Unglaubhafte ist rauhe Wahrheit geworden. Und wenn, wie wir mit Grauen sehen, vornehmste Geister von bezahlten Verleumdern sich einfangen und narren lassen, wenn diese Hetzer es dahin bringen, daß ein Mann wie Anatole France mit sittlichem Ekel von dem jämmerlichen Zerrbilde der deutschen Barbaren sich abwendet und in der Beschimpfung des Deutschtums jenem verkommenen Zeitungsgesindel sich brüderlich zugesellt, — den Elenden, die ihre Gemeinheit mit aufgelesenen Kulturfetzen zu bemänteln suchen, — dann muß man wirklich verzweifeln, daß selbst der Friede den jetzt verfeindeten Nationen in absehbarer Zeit Aussöhnung bringen werde. In Trauer gedenke ich alter Freunde; aber die Sehnsucht nach Paris wird mich nicht wieder befallen.

Beim Abschied auf Nimmerwiedersehen denk' ich noch einmal „an euch, ihr himmlisch schönen Tage der seligen Vergangenheit". Ich hatte viel gebummelt, aber auch ernst gearbeitet, und viel genießend auch mancherlei gelernt, wie ich glaube. Niemals war es mir in den Sinn gekommen, daß Paris für mich etwas Anderes sein könne und solle als ein Übergangsstadium; es summte mir beständig durch den Kopf: „Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond." Und als meine Brüder Paris verlassen hatten, war mir ganz klar, daß auch meines Bleibens nicht mehr lange sein würde.

Inzwischen hatte ich angefangen, mich schriftstellerisch zu versuchen. Die Leiden und Enttäuschungen literarischer Anfänger sind mir erspart geblieben. Der erste, der mich dazu verleitet hat, etwas von mir drucken zu lassen, war, soweit ich mich erinnere, mein Freund Cramer, dessen Vornamen kein Sterblicher je

erfahren hat, — natürlich eine Bekanntschaft aus dem Kaffeehause. Cramer hatte das Äußere eines ehrwürdigen Patriarchen, mit langwallendem braunem Vollbarte, in den sich schon einige silberne Fädchen eingeschlichen hatten. Er hatte soeben die „Pariser Zeitung" begründet, ein ziemlich ödes und recht entbehrliches Blättchen, das wohl nur kurze Zeit bestanden hat, mit dem späteren gleichnamigen also nicht identisch ist. Im Hauptamte war Cramer Berichterstatter für die „Kölnische Zeitung", und dabei hatte er mich mitunter, wenn die Zeit vor Postschluß drängte, für Auszüge aus den Abendblättern herangezogen. Für diesen Liebesdienst, den ich ihm gern erwies, belohnte er mich mit der Einladung zur Mitarbeiterschaft an seiner „Pariser Zeitung". „Diese Beiträge werden natürlich honoriert," fügte er hinzu. Es war in Wirklichkeit ein Honorar, das er mir auszahlte; und für mich war die Ehre ebenso groß wie das Vergnügen.

Auch für den ständigen Korrespondenten der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", den kleinen klugen, verwachsenen Doktor Heffner, durfte ich, während seiner Erkrankung, einspringen und einige Wochen — jetzt schon etwas selbständiger — Pariser Briefe schreiben.

Nun war mir der Appetit beim Essen gekommen, und ich schickte an die von Hallberger ins Leben gerufene illustrierte Zeitschrift „Über Land und Meer" einige ziemlich belanglose Skizzen, über die mir der Herausgeber Hackländer eine viel günstigere Zensur erteilte, als sie in Wahrheit verdienten. Aber jeder junge Schriftsteller sagt sich wohl mit Dingelstedt: „Sie glauben gar nicht, wieviel Lob ich vertragen kann," und guten Mutes schilderte ich in einem umfangreichen Aufsatze die denkwürdige erste „Tannhäuser"-Aufführung. Ich schickte den mit meinem Namen gezeichneten „Brief an den Herausgeber des Deutschen Museums" an Robert Prutz. Das war also eigentlich mein opus 1.

Dem interessanten Stoffe war es wohl vor allem zu danken, daß dieser Brief einige Beachtung fand. Auf dem Umwege über Leipzig, unter der Adresse des Verlags des „Deutschen Museums", F. A. Brockhaus, ging mir eines Tages ein Schreiben zu, in dem

der Herausgeber des „Magazins für die Literatur des Auslandes", Joseph Lehmann, mich einlud, seinem Blatte über bemerkenswerte Vorgänge im literarischen Frankreich Berichte zu geben. Das machte mich nicht wenig stolz. Denn der alte Joseph Lehmann war ein Mann von umfassendem Wissen und auserlesenem Geschmack und hatte das von ihm im Jahre 1832 begründete „Magazin für die Literatur des Auslandes", das er seit über dreißig Jahren leitete, zu hohem Ansehen gebracht. Neben dem Stuttgarter „Morgenblatt", das der ältere Bruder des in früher Jugend gestorbenen Wilhelm Hauff, Hermann, herausgab, den „Blättern für literarische Unterhaltung", von Hermann Marggraff geleitet, und dem „Deutschen Museum" von Robert Prutz behauptete sich Joseph Lehmanns „Magazin" in der ersten Reihe der damaligen literarisch-kritischen Zeitschriften. Auf gut Glück schickte ich dem Herausgeber des „Magazins" ein Feuilleton über die Spektakelstücke napoleonisch-chauvinistischer Tendenz, die wie „Les massacres de la Syrie" von d'Ennery und ähnliche auf den Boulevardbühnen, namentlich im großen Theater der „Porte St. Martin", mit prunkhaftem Aufgebot von roten Hosen, Burnus und Gewehrsalven für das zweite Kaiserreich Propaganda machten. Joseph Lehmann nahm es nicht nur an, sondern forderte mich in einem ungemein freundlichen und ermutigenden Schreiben sogar zu weiteren Beiträgen auf.

Meine gelegentliche Mitarbeiterschaft am „Magazin" entwickelte sich mit der Zeit zu einer regelmäßigen und dauernden. Ich schrieb über alles mögliche, über Molière und Regnard, über Diderot und die Enzyklopädisten, über Victor Hugo und die George Sand, über Augier und den jungen Dumas. Jede Empfangsanzeige war eine Ermutigung. Der briefliche Verkehr zwischen dem klugen und erfahrenen Herausgeber und seinem jugendlichen Mitarbeiter wurde immer freundlicher, immer intimer. — Obgleich ich Joseph Lehmann bis dahin noch nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte, war er mir doch ein wahrer Gönner geworden; und ohne indiskret zu sein, durfte ich es schließlich wagen, ihm anzuvertrauen, daß es mein ehrgeiziger Wunsch sei, womöglich in einer, wenn auch bescheidenen journa-

listischen Stellung nach Deutschland zurückzukehren. Und der vortreffliche Mann, der weitverzweigte Verbindungen hatte und dessen Empfehlung etwas galt, förderte mich jetzt, und auch später bei jedem Anlaß. Unter seiner Ägide durfte ich mein Heil versuchen, — zunächst, nach einer kurzen Episode an der „Sternzeitung", von der später die Rede sein soll, als Redakteur der „Düsseldorfer Zeitung".

Am Rhein

Redakteur der „Düsseldorfer Zeitung“

Wie alles hatten zu meiner Düsseldorfer Zeit in der ersten Hälfte der sechziger Jahre auch die lokalen Preßverhältnisse, um die ich mich hauptsächlich zu kümmern hatte, einen durchaus patriarchalischen Anstrich. Da war freilich vor kurzer Zeit eine neue Zeitung gegründet worden, die sich wohl die Aufgabe gestellt hatte, als Hecht im Karpfenteich zu wirken: die entschieden fortschrittliche „Rheinische Zeitung“; aber es war ein rein politisches Parteiblatt, das sich um die Angelegenheiten im Erscheinungsorte nur nebenher kümmerte, das mehr sein wollte und auch mehr war als ein Düsseldorfer Blatt, nämlich das maßgebende Organ der vorgeschrittenen Freisinnigen im preußischen Westen.

Die beiden Hauptredakteure des Blattes waren: Heinrich Bürgers, ein Mann von großer Bildung, von scharfem Verstande, unerbittlich in der publizistischen Polemik und von bestrickender Liebenswürdigkeit im persönlichen Umgang — er ist leider ziemlich jung gestorben —, und der vielgenannte Doktor Hermann Becker, damals Abgeordneter für Dortmund, allgemein bekannt unter dem Namen „der rote Becker“. Er verdankte diesen Spitznamen dem Zusammenstimmen seiner roten Haarfarbe und der gleichen Färbung seiner politischen Gesinnung. Er galt wenigstens allgemein als ein „Roter“. Ich will mich wirklich nicht gescheiter machen, als ich bin, aber ich habe an diese Röte nie geglaubt.

Später, im Hochsommer 1867 — wie ich hier vorgreifend einschalten möchte —, machte ich einmal einen mehrtägigen Ausflug mit ihm durch das finsterste Westfalen. Becker kannte Land und Leute wie kein zweiter. Er erschloß mir da eine neue Welt, oder vielmehr er führte mich in eine uralte Welt, von der sich meine Schulweisheit nichts hatte träumen lassen und die, wie ich glaube, bis auf den heutigen Tag noch ihres Entdeckers harrt: er machte mich bekannt mit einem fossilen Bauernadel, der trotz Militärpflicht, Schulzwang, Eisenbahnen und den anderen der

Isolierung feindlichen Gewalten unserer Kultur in seinen Höfen versteckt, abseits vom großen Getriebe, an der Scholle der roten Erde eigensinnig kleben bleibt, völlig frei vom Ehrgeize, durch militärische Ehren oder hervorragende Stellungen im Staate und in der Gesellschaft zu glänzen, im Reichtum und Ansehen, im Selbstgefühl und Stolz aber es aufnehmen kann mit der feudalsten Aristokratie, wie sie im Gotha'schen Buche steht.

Wir waren, wenn wir nicht gerade mit unseren Wirten und ihren Leuten an dem säuberlichst gescheuerten langen und breiten Holztische in der Diele tafelten, da immer allein. Und wir waren nicht schweigsam. Was ich zu jener Zeit morgens nach dem Aufstehen, abends vor dem Zubettgehen und auf unseren gemeinsamen Spaziergängen durch Wälder und Felder von Becker über seine Auffassung des leitenden Staatsmannes und der Entwicklung unserer politischen Verhältnisse vernahm, ließ mir keinen Zweifel darüber, daß er schon damals das Prädikat, das ihm nun einmal angeheftet war, nicht mehr verdiente; und daß es gar keiner Bekehrung mehr bedurfte, als er einige Jahre später als gern genehmigter Oberbürgermeister zuerst von Dortmund, dann von Köln, und als Mitglied des Herrenhauses in zwar durchaus freisinniger, aber keineswegs regierungsfeindlicher Weise seine bedeutenden Kräfte dem Gemeinwohl widmete.

Im Jahre 1865 also wurde Hermann Becker noch immer zu den „intransigeants" der äußersten Linken gerechnet. Man sah im roten Becker den „unentwegten" Achtundvierziger, der wegen seines Radikalismus aus der Liste der anstellbaren Juristen gestrichen war und eine langjährige Festungshaft, da oben in Weichselmünde, hatte absitzen müssen. Da hatte er sich die Augen gründlich verdorben und das Schnupfen angewöhnt. Im übrigen hatte die lange Gefangenschaft seiner urkräftigen Konstitution nicht viel anhaben können.

Becker war eine westfälische Eiche — geographisch richtiger: eine bergisch-märkische, denn er war geborener Elberfelder. Er war groß, stark, schwer, mit breiter Brust, einem Stiernacken und einem gewaltigen Schädel von urgermanischer Bildung. Er wog gewiß an die zweihundert Pfund, wenn nicht darüber. Als ich

ihn kennen lernte, hatte sich sein rotes Haar schon gelichtet, obwohl er erst vierundvierzig Jahre zählte.

Ob er damals schon ein anderer war, als er eingeschätzt wurde, vermag ich nicht zu sagen. Auf alle Fälle hätte er Mühe gehabt, das Band, das ihn an seine revolutionäre Jugend fesselte, zu lösen. Nicht nur noblesse, auch jeunesse oblige.

Denen gegenüber, die von der Marschroute der Partei abweichen, um ihre eigenen Wege zu gehen, ist man mit dem kränkenden Vorwurf als „Renegaten“ schnell zur Hand; und auch der Klang des Wortes „Konvertit“ hat einen Unterton, der nicht ganz rein mitsummt. Das aber ist sicher, daß Becker die Erwartungen derer bitter enttäuschen mußte, die von ihm flammende Reden gegen Bismarcks charakterlose Politik etwa im Fortissimo der altliberalen Biedermeierei Grabows oder der schnaubenden Bezirksvereinsrhetorik Franz Dunckers zu hören wünschten. An den Debatten im Plenum beteiligte er sich so gut wie gar nicht. Wurde er gleichwohl von allen seinen Kollegen als Parlamentarier als der Tüchtigsten einer geschätzt, so verdankte er das hauptsächlich seinem Fleiße, seinen gediegenen Kenntnissen und der Gründlichkeit seiner Arbeit in den Kommissionen.

Becker hatte in der Tat sehr viel gelernt und sehr viel behalten. Als Parlamentarier war er besonders auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und Verwaltung bewandert, und in der Kenntnis der verwickelten Geschichte des Niederrheins und Westfalens tat's ihm so leicht keiner gleich. Ich hörte ihm gern zu und freute mich jeder Stunde, die ich mit ihm verbringen durfte. Und ich weiß, daß er seinem beinahe zwanzig Jahre jüngeren „Kollegen“ mit freundschaftlichem Wohlwollen zugetan war.

Zu diesen beiden Redakteuren, Bürgers und Becker, gesellte sich bald als hervorragender Mitarbeiter ein interessanter junger Mann, dem von allen seinen Bekannten ungewöhnliche Geistesgaben, eherner Fleiß und umfassende Kenntnisse, namentlich auf volkswirtschaftlichem Gebiet, nachgerühmt wurden. Wir standen ungefähr im gleichen Alter. Er hatte erst vor kurzem seinen Regierungsassessor gemacht. Er sah mit seinem mächtigen Schädel, der gewölbten, namentlich über den Brauen stark vorspringenden Stirn und den ernsten Augen älter aus, als er war. Er war ein

Düsseldorfer Kind, der Sohn eines allgemein hochgeschätzten Arztes. Der junge Mann, namens Eugen Richter, war zum Bürgermeister von Neuwied gewählt worden. Aber die um das Wohl des Staates allzu besorgte Regierung zu Koblenz versagte dem gefährlichen Menschen die Bestätigung. Der junge Richter hatte nämlich arge Missetaten begangen: Er hatte unter dem Ministerium der neuen Ära in einer Broschüre die Handhabung des Schankgesetzes unter dem reaktionären Ministerium Westfalen-Kleist-Retzow kritisiert. Er hatte ferner in der ruchlosen „Rheinischen Zeitung" ein Feuilleton unter dem Titel „Eine Magdeburger Spukgeschichte" veröffentlicht, in dem die Magdeburger Konservativen ein bißchen gehänselt wurden. Er hatte endlich einen öffentlichen Vortrag für den fortschrittlichen Schulze-Delitzsch gehalten. Das war sein schwer belastetes Sündenregister. Man durfte es nicht dulden, daß ein Mann mit so demagogischen Gesinnungen eine ganze große Gemeinde wie die von Neuwied vergiftete. Der Mann mußte unbedingt unschädlich gemacht werden. Er wurde also nicht bestätigt. Und so hat denn die weise vorhersehende Regierung zu Koblenz durch ihre Vorsorglichkeit von den Machthabern, vom preußischen Staate und später vom Deutschen Reiche alle Unannehmlichkeiten, die der Bürgermeister von Neuwied ihnen hätte bereiten können, glücklich abgewandt.

Außer dieser „Rheinischen Zeitung", die wohl überall mehr gelesen wurde als gerade am Orte ihres Erscheinens, gab es damals nur noch ein harmloses Lokalblättchen, dessen redaktioneller Teil lediglich als begleitender Text zu den Anzeigen aufzufassen war, und dann die „Düsseldorfer Zeitung", ein altes und altmodisches Blatt, das mit bescheidensten Mitteln arbeitete, ein beschaulich ungestörtes Dasein fristete, aber als eigentlich einziges wirkliches Lokalblatt doch in jedem Hause zu finden war.

Da trat ich zunächst als Mitarbeiter ein und avancierte bald zum ersten Redakteur, — was um so weniger Erstaunen erregen darf, als ich vorher eben der einzige Mitarbeiter des Verlegers gewesen war. Mein Wirkungskreis war unermeßlich. Ich beherrschte die große und die kleine Welt. Für einen jungen Menschen, der gerade vor dem fünfundzwanzigsten Jubiläum seiner Geburt

stand, hatte das etwas sehr Verlockendes. Nachdrücklich tadelte ich Bismarcks innere Politik, leider ohne rechten Erfolg. Mannhaft trat ich mit Classen-Kappelmann ein für alle möglichen uns verfassungsmäßig gewährleisteten Rechte. Ich schrieb fulminante Leitartikel. Und da es gerade zur schlimmsten Zeit der Preßverordnung vom 1. Juni 1863 war, erhielt ich von dem mir persönlich übrigens sehr wohlgesinnten Regierungspräsidenten von Massenbach eine „Verwarnung“. So bedeutend wie als „Verwarnter“ bin ich mir nie wieder in meinem Leben vorgekommen.

Nach Wiederherstellung des verfassungsmäßigen Zustandes für die Presse hatte ich noch fünf oder sechs Preßprozesse, die meist ganz gelinde abliefen. Aber der letzte Düsseldorfer Preßprozeß drohte doch ein übles Ende für mich zu nehmen. Die Veröffentlichung der letzten Rede Lassalles vor den Düsseldorfer Richtern — mein Verkehr in Düsseldorf mit Lassalle wird ein eigenes Kapitel in diesen Aufzeichnungen bilden — hatte mir in der ersten Instanz eine sehr strenge Strafe zugezogen. Man hatte mich als Berichterstatter der Lassalleschen Rede mit dem Redner identifiziert, für alles, was Lassalle zu seiner Verteidigung gesagt hatte, für alle seine Angriffe gegen die leitenden Persönlichkeiten des Staates und insbesondere gegen seine Düsseldorfer Richter mich verantwortlich gemacht, und der Staatsprokurator hatte eine längere Freiheitsstrafe für mich beantragt. Die Richter gingen zwar nicht so weit, aber sie legten mir doch eine ganz empfindliche Strafe auf. Natürlich ging ich an die zweite Instanz.

Nun fügte es ein unangenehmer Zufall, daß ich wenige Tage vor dem Termin der Verhandlungen in der Berufungsinstanz an einer Halsentzündung erkrankte, die mich nötigte, längere Zeit das Bett zu hüten. Ich war noch nicht wieder ausgegangen und noch immer sehr schwach, als eines Tages ein Gerichtsreporter, der uns und anderen Blättern kurze Berichte über die wichtigsten Prozesse gab, in großer Aufregung zu mir kam und mir mitteilte, daß meine Sache um elf Uhr vormittags aufgerufen sei. Ich hatte sie vollständig vergessen. Der Reporter hatte dem ihm bekannten Gerichtsschreiber mitgeteilt, daß ich seit einigen Tagen erkrankt sei, und der Gerichtsschreiber hatte dem Vorsitzenden davon Kenntnis gegeben. Infolgedessen vertagte der Gerichtshof die Ver-

handlung auf Nachmittag fünf Uhr desselben Tages, um mir Gelegenheit zu bieten, entweder persönlich mit meinem Verteidiger zu erscheinen oder meinen Verteidiger wenigstens zu instruieren.

Ich bekam einen gehörigen Schreck, ließ mir einen Wagen kommen und fuhr zum Rechtsanwalt Bloem, der meine Sache in erster Instanz geführt hatte. Leider war mein Freund über Land. Ich fuhr zu einem anderen mir bekannten Advokaten und trug ihm die Sache vor. Meine Stimmbänder waren so schwach, daß ich mich kaum verständlich machen konnte. Justizrat Fuchsius, den ich als Retter in der Not angerufen hatte, machte ein langes Gesicht und sagte mir: „Ihre Vorstrafe in der ersten Instanz ist ein bißchen hoch. Ich scheue die Verantwortlichkeit, Ihre Sache völlig unvorbereitet zu verteidigen, aber Sie haben ja mit humanen Richtern zu tun. Daß Sie krank sind, sieht und hört man Ihnen an. Lassen Sie sich ein Zeugnis von Ihrem Hausarzt geben. Legen Sie es dem Gerichtshof vor, bitten Sie um Vertagung und ersuchen Sie den Staatsprokurator, keinen Einspruch zu erheben. Dann ist die Sache abgetan."

Ich folgte dem Rate. Ich ließ mir das ärztliche Attest ausstellen. Ich wartete auf den Staatsprokurator im Flure, faßte ihn ab und trug ihm mein Anliegen vor. Er erklärte mir auf der Stelle, daß er meinem Wunsche gern entsprechen werde. So trat ich denn bald darauf guten Mutes in das kleine Verhandlungszimmer, wo die fünf Männer bereits hinter dem grünen Tisch in ihren feierlichen Roben saßen. Gleich nach Eröffnung der Sitzung trat ich vor und bat um die Erlaubnis, eine Bemerkung zu machen. Unter Vorlegung des Krankheitszeugnisses und Darlegung des Sachverhalts bat ich um Vertagung. Der Staatsprokurator erklärte, er habe nichts dagegen einzuwenden. Die fünf Herren steckten ihre Köpfe zusammen und sprachen leise mir Unverständliches. Ich war natürlich zurückgetreten. Zu meinem äußersten Befremden wurde mein Antrag abgelehnt. Der Gerichtshof trat in die sofortige Beratung meiner Sache ein. Nach Verlesung der umständlichen Akten, die sich auf die erste Verhandlung bezogen, richtete der Vorsitzende an mich die Frage, was ich zur Sache zu erklären habe. — Ich antwortete: „Nichts!" —

Der Vorsitzende machte ein sehr erstauntes Gesicht und wiederholte fragend: „Nichts?“ — „Nichts!“ Ich fügte hinzu mit wirklich beinahe tonloser Stimme: „Sie werden mir doch anhören, daß ich nicht sprechen kann. Da mein Verteidiger nicht zur Stelle ist, muß ich Ihnen alles Weitere anheimgeben.“

„Der Herr Staatsprokurator hat das Wort.“

Der Staatsprokurator erhob sich und begann sein Plädoyer etwa mit folgenden Worten: „Es ist ein Mißbrauch, wenn man mich in meiner amtlichen Stellung als ‚öffentlichen Ankläger‘ bezeichnet. Ich fasse mein Amt in einem anderen, weiteren und, wie ich glaube, richtigeren Sinne auf und betrachte mich nicht unter allen Umständen als öffentlichen Ankläger, sondern als Anwalt des Staates, der allen seinen Angehörigen Gerechtigkeit schuldet. Durch leidige Zufälligkeiten, an denen der Angeklagte unschuldig ist, wird ihm heute die Verteidigung seiner Sache zur Unmöglichkeit gemacht. Ich erachte es also als meine Pflicht, ihm zur Seite zu stehen, um Ihnen, meine Herren, die Möglichkeit zu bieten, Ihr Urteil nach dem alten unumstößlichen Grundsatz zu fällen: ‚Audiatur et altera pars!‘ ... Die Anklage ist in der ersten Instanz von folgenden Gesichtspunkten ausgegangen ...“ Der Prokurator faßte nun scharf und klar die Gründe zusammen, welche die Erhebung der Anklage gegen mich veranlaßt hatten. Nachdem er diesen ersten Teil seiner Rede abgeschlossen hatte, fuhr er fort: „Gegen diese Auffassung ließen sich nun vom Standpunkt der Verteidigung aus folgende Einwendungen erheben.“ Und daran schloß sich die glänzendste Verteidigung, die ich mir nur wünschen konnte. „Ich enthalte mich“, so schloß er, „unter den gegebenen Umständen eines besonderen Antrages. Der einseitige Vertreter der Anklage würde ohne Zweifel Bestätigung des Urteils aus den Gründen des ersten Richters von Ihnen fordern. Wenn dem Angeklagten aber ein Verteidiger zur Seite stände, so würde dieser, gleichfalls ohne Zweifel, mit vollster Wärme die Freisprechung beantragen. Ich stelle Ihrem gewissenhaften Ermessen alles Weitere anheim.“

Der Gerichtshof zog sich zurück und verkündete nach zehn Minuten meine Freisprechung.

Ich erkundigte mich nach dem Namen dieses Staatsprokurators,

den ich bei diesem Anlaß zum erstenmal sah. Ich hatte mit der Absicht, ihm meinen Dank auszusprechen, wiederum auf dem Flure auf ihn gewartet, bis er sich seiner Robe entledigt hatte; aber ich bemerkte an der Art und Weise, wie er sich mir näherte, deutlich, daß es ihm nicht angenehm sei, hier angeredet zu werden, und begnügte mich daher, ihn höflich zu begrüßen. Ich schrieb ihm noch am selben Nachmittag ein kurzes Wort meines warmen Dankes für sein chevalereskes und vornehmes Verhalten mir gegenüber; und ich erhielt am anderen Morgen seine Karte: „Staatsprokurator Nebe-Pflugstedt dankt für die freundlichen Worte."

Jahrzehntelang habe ich den Mann nicht wiedergesehen. Als ich dann wieder einmal mit ihm zusammentraf — an einem parlamentarischen Bierabend beim Reichskanzler —, war er zu einer der höchsten Stufen im Dienste der Justiz aufgestiegen. Er war Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Exzellenz und Staatssekretär im Justizministerium. Er erinnerte sich unserer Begegnung vor den Düsseldorfer Richtern noch sehr wohl.

Großtaten eines Provinzialredakteurs

Mit meinen kühnen Streifzügen auf das Gebiet der hohen Politik war meine publizistische Tätigkeit in Düsseldorf natürlich lange nicht erschöpft. Für die politischen Bedürfnisse der Mitbürger sorgten ausreichend die imposante Nachbarin aus Köln und die „Rheinische Zeitung". Ich brauchte nicht mitzumachen, und ich durfte es auch nicht, denn ich hatte viel Wichtigeres zu tun. Ich mußte über Wahlversammlungen, über besonders interessante Gerichtsverhandlungen, über Bilderausstellungen, Schach- und Fachkongresse, musikalische und dramatische Aufführungen lange Berichte schreiben, lokale Mißstände bekämpfen und in farbenreichem Stile verheerende Brände, angeschwemmte Wasserleichen und dergleichen schildern. Und das Hübscheste dabei war: ich war von allem so überzeugt! Ernsthafter nahm mich kein Mensch als ich mich. Aber so gescheit war ich denn doch schon in meinen jüngsten Jahren, daß ich bald bemerkte, wie meine Aufsätze über die großen Fragen in Staat, Kirche und Gesellschaft weit weniger

Eindruck machten als die harmlosesten Besprechungen mittelmäßiger schauspielerischer Leistungen, meine polemischen Ausfälle gegen ungenügende Straßenreinigung und dergleichen. Auf diesem bescheidenen Gebiete erwuchs mir auch mein erster journalistischer Erfolg. Es war wirklich ein großer lokaler Erfolg.

Unsere Redaktion lag in der Grabenstraße, in nächster Nachbarschaft der schönen Kastanienallee und des großen weniger schönen Exerzierplatzes. Ich hatte seit kaum vierzehn Tagen vom Sessel und Pult des Redakteurs Besitz ergriffen, als sich eines Morgens eine unbeschreibliche Katzenmusik vernehmen ließ. In unwahrscheinlichen Höhelagen wurde gepfiffen, schauderhaft unreine Bläsereien aus Blechinstrumenten, die wohl schrecklich verstimmt sein mußten, klangen barbarisch durch den lieblichen Frühlingsmorgen, und darunter rasselte es vom Kalbleder, was nur das Fell hielt. In äußerster Bestürzung blies ich durch das Sprachrohr, und der brave Faktor Courth stürzte herbei. „Um Gottes willen," fragte ich, „was ist denn da los?"

Nach einer Kunstpause versetzte er: „Das werden wohl die Spielleute sein, die auf dem Exerzierplatze üben."

„Aber dabei kann doch kein Mensch arbeiten. Das ist doch einfach entsetzlich! Kommt denn das öfter vor?"

„Ab und an," entgegnete Courth ruhig.

„Wer hat denn das angeordnet?" fragte ich weiter.

„Wahrscheinlich Generalleutnant Graf Monts."

„Den kenne ich nicht, aber ich kenne den Oberbürgermeister Hammers, und ich denke mir, ein Oberbürgermeister kann alles. An den schreibe ich."

Es war mir nicht möglich, bei dem Höllenlärm einen klaren Gedanken zu fassen, und wie es in solchen Fällen öfter geschieht, fing ich an zu dichten. Am selbigen Mittag lasen die Abonnenten der „Düsseldorfer Zeitung" die nachstehende Epistel an das Haupt der Stadt:

Im wunderschönen Monat Mai

Ach, Herr Oberbürgermeister,
Ach, beschwicht'gen Sie die Geister
Dieser trommelnden Soldaten,
Die sogar auch tuten taten!

Ich bin ein Kolleg von Goethe,
Dichte, singe, bin Poete,
Wohne unter den Kastanien.
Ach, ich wollt', ich wär' von dannien!

Ach, ich wollt', ich wär' von dannien —
In Galizien oder Spanien,
Nur nicht hier, wo die Soldaten
Trommeln stets und tuten taten.

Unser Haus, das so gemütlich,
Unsre Gegend, die so friedlich,
Sind ja durch die Solidaten
In die größte Not geraten!

Meine Frau, sie ringt die Hände,
Ich renn' mit dem Kopf die Wände.
Nichts kann unsre Lage schlimmern,
Denn die Hunde selbst, sie wimmern.

Auch ich liebe die Rekruten.
Nur sie dürfen nicht so tuten,
Und ich liebe die Soldaten,
Wenn sie nur nicht tuten taten.

Wenn der Lärm noch länger dauert,
Der mein Leben so versauert,
Wird die Muse mich ganz verlassen,
Kann mich dann begraben lassen.

Drum, Herr Oberbürgermeister,
O, beschwicht'gen Sie die Geister
Dieser trommelnden Soldaten,
Die sogar auch tuten taten.

Die Dichtung fand großen Anklang, denn die Wut über die erbarmungslosen Ruhestörer inmitten der Stadt war allgemein; aber die erwünschte Wirkung blieb doch aus. Am anderen Morgen wiederholte sich der Spaß mit unerbittlichem Ungestüme. Ich griff wieder in die Leier und schrieb kurz und bitter:

Unsre freundlichen Rekruten,
Unsre herrlichen Soldaten,
Ach, sie taten heute tuten,
Wie sie gestern tuten taten!

Abermals allgemeine Freude in der ganzen Stadt. In der folgenden Nummer brachte ich ein halbes Dutzend freiwilliger Beiträge, die mir namentlich aus Malerkreisen zugegangen waren. Ich pausierte also einen Tag, um am nächsten, es war ein Sonntag, wiederum mein Lied erschallen zu lassen:

Sonntag ist's! — Es jauchzt die Lerche,
Der Rekrut geht in die Kerche.

Sonntag ist's! — Es lacht der Himmel,
Und es ruht des Kriegers Trimmel.

Sonntag ist's! — Es schlägt der Busen,
Weil die Bläser heut nicht blusen.

Die Trommler und Bläser auf dem Exerzierplatze waren die große lokale Frage geworden. Ich hätte die ganze Zeitung mit Entrüstungsgesängen füllen können. Ich brachte in jeder Nummer wenigstens ein Gedicht, und die Leute warteten darauf. Man hatte seit langer Zeit nicht so viel von der „Düsseldorfer Zeitung" gesprochen. Und eines Tages verstummten die Trommler und Tuter. Der hohe Offizier, der den Befehl gegeben, hatte ein menschliches Rühren gefühlt und den musizierenden Rekruten zu ihrem lärmenden Unfug weit vor der Stadt eine Stätte angewiesen, wo sie unter sich bliesen und uns ruhige Leute nicht mehr belästigten.

Dieser Erfolg war für mich nur ein neuer Ansporn dazu, meinen innersten Neigungen zu folgen und den Schwerpunkt meiner Tätigkeit von der hohen Politik immer mehr auf das lokale Gebiet zu verlegen. Wie die meisten jungen Schriftsteller, die noch nichts produziert haben, fing auch ich mit der Theaterkritik an. Ohne mir zu schmeicheln, darf ich sagen, daß sie den Schauspielern und Sängern gründlich mißfiel. Und dies Mißfallen äußerte sich sehr bald nach Eröffnung der Winterspielzeit in unzweideutiger Weise.

Ich wohnte im richtigen Zentrum der damaligen Stadt, an der Ecke der Alleestraße und der Kommunikationsstraße, im Hause des Malers Franken. Eines Abends zu vorgerückter Stunde zogen nun ein Dutzend erregter Mimen vor meine Tür und machten johlend, pfeifend, schreiend einen Höllenskandal. Es sollte un-

zweifelhaft eine Katzenmusik sein. Bald darauf erschienen einige Wachtmänner und brachten die beiden Hauptruhestörer in Gewahrsam. Ich hatte von der mir zugedachten Ovation leider nichts vernommen. Die künstlerischen Protestler waren, wenn auch spät, doch zu früh gekommen: ich war noch nicht zu Hause. Ich saß noch ganz gemütlich mit meinen Freunden im „Malkasten". Als ich nichts Böses ahnend zwei Stunden später meine Haustür aufschloß, trat der alte Franken, der auf mich gewartet hatte, im Nachthemd und mit einem Samtkäppchen auf dem Kopfe und noch immer in großer Erregung, aus seinem Schlafzimmer und erzählte mir die Ungeheuerlichkeiten der tollen Nacht. Ich quittierte am folgenden Tage dankend über die mir erwiesene Ehrung und glaubte, die Sache wäre damit abgetan. Aber sie hatte noch ein Nachspiel.

Am selbigen Abend wurde „Don Juan" gegeben. Ich saß still und artig wie gewöhnlich auf meinem Eckſitz in der zweiten Reihe des Parketts. Eine Weile ging alles gut, aber da kam unerwartet ein dramatischer Moment. Während des Vorspiels zur Rachearie hatte sich die Darstellerin der Donna Anna schaudernd nach hinten zurückgezogen, vierte Gasse rechts, dann aber bei den Anfangsworten stürzte sie in wilder Erregung bis an die Rampe ganz vorn links — sie „durchquerte" die Bühne, wie man heute zu sagen pflegt —, schleuderte flammende Blicke ins Parkett und wies bei den Worten „Es ist der Verräter!" mit dem Zeigefinger so unverkennbar auf mich, daß sich des ganzen Theaters die freudigste Stimmung bemächtigte, von der ich natürlich auch angesteckt wurde. Merkwürdigerweise war es die Künstlerin, die ich immer am besten behandelt hatte, eine wirklich vortreffliche Primadonna, mit der ich mich, wie mit ihrem Mann später, innig befreundete. Es war Frau Grevenberg, die Mutter der Frau Prasch-Grevenberg. Wir haben später noch oft herzlich über diesen Zwischenfall gelacht.

Die Theaterkritik einer Provinzialstadt gehört zu den Lebensfreuden, die Schiller sehr richtig als nicht ungemischt bezeichnet. Drei-, viermal in der Woche über „Martha", „Freischütz", „Hugenotten", „Mutter und Sohn", „Der Leiermann und sein Kind" und sonstige Stützen des damaligen Repertoires berichten zu

müssen, — es war ein bißchen ermüdend auf die Länge. Dem Direktor und den Schauspielern konnte ich es ohnehin nicht recht machen. Ob sich das Publikum amüsierte, war mir zweifelhaft, gewiß war mir nur, daß ich mich schrecklich langweilte. Und so stellte ich denn eines Tages die Kritik ein. In der ersten Woche jubelten die Künstler. Nach vierzehn Tagen fanden sie, daß der Spaß nun lange genug gedauert habe. Nach vier Wochen waren sie ernstlich beunruhigt. Ich bekam eine ganze Reihe anonymer Zuschriften, in denen ich dringend aufgefordert wurde, die Theaterkritik wieder aufzunehmen; und alle diese Briefe rührten von den Künstlern selbst her. Die Vorstellungen wurden immer schlechter, das Haus wurde immer leerer, und eines Tages ging der Direktor durch. Während der letzten Wochen spielten die armen Künstler auf Teilung. Die Einnahmen waren schnell geteilt.

Der Nachfolger des verunglückten Direktors war Theodor L'Arronge, der Vater von Adolf L'Arronge, ein ganz ausgezeichneter Komiker, der das zugkräftigste Mitglied seiner Gesellschaft war. Unter ihm machte das Theater, das damals noch in einen Winkel des Marktes eingeklemmt und in einem unsagbaren Zustande altersgrauer Verwahrlosung war, bessere Geschäfte.

Jenny Lind. Der alte Hildebrandt und der junge Mendelssohn

Weit mehr als durch die doch gewöhnlich recht mangelhaften Aufführungen im Theater fühlte ich mich durch die musikalischen angezogen, die zum Teil auf der höchsten Höhe standen. Noch heute spricht man von dem vierzigsten niederrheinischen Musikfest als von einer der künstlerischen Großtaten Düsseldorfs. Vom vierzigsten! Jetzt haben die musikalischen Pfingstfeste ihr neunzigjähriges Jubiläum schon hinter sich! Dieses vierzigste Musikfest habe ich mitzumachen das Glück gehabt, und es ist mir unvergeßlich geblieben. Es wurde in einer baufälligen Bretterbude im Geislerschen Garten abgehalten, „Tonhalle" genannt, ein völlig schmuckloser geräumiger Bau, an dessen einem Ende sich die Mitwirkenden:

der gewaltige Chor, das starke Orchester und die Solisten, in amphitheatralischer Aufstellung um den Dirigenten scharten, während die Zuschauer auf den engen Bänken und schmalen Sitzen, Kopf an Kopf gedrängt, zusammengepfercht waren. Es waren sehr heiße Pfingsttage. Die Sonne lag den ganzen Tag glühend auf dem geteerten Bretterdache. Das stundenlange Verweilen in dem menschenüberfüllten großen Raum war gewiß nicht sehr angenehm, aber darauf achtete niemand. Vorn auf dem Podium saßen Jenny Lind, in der sich nach langem Schweigen der künstlerische Johannistrieb wundersam geregt hatte, neben ihr die schöne Philippine v. Edelsberg mit ihrer herrlichen Altstimme, Julius Stockhausen und Doktor Gunz, beide in der Vollkraft ihrer Kunst. Ich habe ein solches Quartett in meinem Leben nicht wieder gehört.

Als die ersten Töne von Jenny Lind durch den weiten Raum erklangen, rauschte leise eine unbeschreibliche Bewegung durch die dichten Reihen. „Und es geschah ein Rauschen," wie am ersten Pfingsten, da sie mit feuriger Zunge redeten. Es waren überirdische Klänge, die an uns heranzitterten. Man hatte die Empfindung, als öffne sich der Himmel. Jenny Lind war damals noch nicht alt, aber sie war nicht mehr jung. Seit fünfzehn Jahren war sie nicht mehr öffentlich aufgetreten, ihre Stimme hatte jedoch ihren unbeschreiblichen Zauber, ihren ganz eigentümlichen Wohlklang unversehrt sich erhalten. Wir alle, die wir diese einzige Künstlerin sahen und hörten, waren hingerissen, begeistert, und aus dieser Stimmung heraus schrieb ich noch am Abend unter dem unmittelbaren Eindruck, den diese „edelste der lebenden Künstlerinnen" auf mich gemacht hatte, schrieb über diese märchenhafte Erscheinung, die wie ein schöner Traum durch unsere Kunstepoche dahinschwebt, ohne daß ihr Fuß sichtbare Spuren hinterläßt und in unserer Zeit des musikalisch Geräuschvollen keine Nachfolgerin, kaum eine strebsame Nacheiferin finden wird:

„Bei einer solchen Künstlerin — es ist eine bewunderungswürdige, herrliche Ungerechtigkeit des gütigen Schicksals — wird alles schön. Scheinbare Unvollkommenheiten gestalten sich zu Vorzügen, wie der zu kleine Kopf der Venus von Milo das Eben-

maß der Verhältnisse geradezu erhöht. So wird auch der um die himmlische Stimme der Jenny Lind lagernde Flor nur ein neuer geheimnisvoller poetischer Zauber, der, wie der diamantene Tau auf dem Blatt das frische Grün nur verschönt, dieser Stimme einen ganz seltsamen Reiz verleiht."

An diesem ersten Tage wurde der „Elias" gemacht. Mendelssohn war hier lange städtischer Musikdirektor gewesen. Hier hatte er seinen „Paulus" zum erstenmal öffentlich aufgeführt. Das Andenken an den berückend liebenswürdigen guten Menschen und den großen Künstler, den alle älteren Besucher des Musikfestes noch sehr wohl gekannt hatten, trug wohl auch noch dazu bei, den Enthusiasmus, den das schöne Werk in dieser wahrhaft großartigen Aufführung entzündet hatte, aufs höchste zu steigern. Nach dem Feste herrschte ein Jubel, ein ausgelassenes Bedürfnis nach Verbrüderung, wie ich es ähnlich nur bei den gewaltigsten Siegesnachrichten vom Kriegsschauplatze erlebt habe.

Der alte Theodor Hildebrandt — der Alte! Du lieber Gott, er war viel jünger, als ich jetzt bin, aber auf mich damals blutjungen Menschen wirkte er wie der Abkömmling aus einer früheren Kulturepoche, der zufällig in unsere Gegenwart hineingewachsen war und noch kümmerlich fortvegetierte. — Theodor Hildebrandt, der Maler des „kranken Ratsherrn", der „Söhne Eduards", des „Othello vor Brabantio und Desdemona", der damals Sechzigjährige mit dem wundervollen Künstlerkopf, ein greiser van Dyck mit den schwermütigen Augen des König Lear, mit schneeweißen Locken und schneeweißem Bart, fiel mir schluchzend in die Arme und bot mir, dem armseligen Provinzialredakteur, Brüderschaft an. Wie mich das stolz machte!

Und wie der alte Mann, der zu den intimen Freunden Mendelssohns gehört hatte, von dem schwarzgelockten Komponisten des „Paulus" und „Elias" schwärmte, wie er in Erinnerungen an seine Jugend schwelgte! Er hatte seinen Arm um meine Hüfte gelegt und durchwandelte mit mir die schmalen schattigen Gänge des Geislerschen Gartens. Manchmal blieb er stehen, ließ mich los, packte mich bei den Schultern und unterstützte seine Worte durch lebhafte Gebärden. Ich bin nie wieder einem Manne in

den Jahren in einer so echten jugendlich begeisterten Stimmung begegnet.

„Hast du nicht bloß gehört, hast du auch g e s e h e n, gesehen, wie die Lind das ‚Höre, Israel, höre des Herrn Stimme!‘ gesungen hat? Hast du das gesehen? Diese Kopfhaltung, den Augenaufschlag, diese hoheprieſterliche Weihe in ihrem Ausdruck! So etwas muß man festhalten, mein Junge! So etwas sieht man im Leben selten ein zweites Mal ... Ich habe es schon einmal gesehen, es ist lange Jahre her. Es war auch zu Pfingsten, auch bei einem Düsseldorfer Musikfest, auch bei einem Mendelssohnschen Oratorium! Es war die erste Aufführung des ‚Paulus‘ im Jahre 1836, und Mendelssohn stand auf dem hohen Podium in der Mitte am Pulte. Der Himmel war nicht wie heute sonnig und blau; er war mit dicken schiefergrauen Wolken behangen, und der große Saal war nur eine farblose, dunkle Masse. Da, am Schlusse, als die Heiden, die Juden und Judengenossen gegeneinander und durcheinander zeterten und wetterten und auf einmal sich der Cantus firmus der schmetternden Knabenstimmen durch all das Gezänke sieghaft Bahn bricht: ‚Wir glauben all an einen Gott‘, — da, wie aufs Stichwort brach ein leuchtender Sonnenstrahl durch das Oberlicht des Saales und hüllte den Jüngling da oben, der diese Herrlichkeit geschaffen hatte, wie in einen goldigen Heiligenschein. Es war etwas Wundersames, etwas Unerwartetes, diese Lichtgestalt in dem abgetönten Helldunkel rings umher. Ich bin ein alter Knabe geworden. Ich werde den Anblick nie vergessen ... Kennst du die neue Lithographie von Menzel: ‚Christus im Tempel‘, das Wunderkind mit den intelligenzsprühenden Augen und dem idealsten Judentypus vor den dickleibigen Pharisäern? Siehst du, so sah er aus, Felix Mendelssohn, als er da oben stand, Begeisterung entfachend und selbst ehrlich begeistert! Und dies Bild trat mir heute wieder vor die Seele, als die göttliche Lind Israel anrief, die Stimme des Herrn zu hören. Ach, wenn ich nicht so alt wäre, mein lieber junger Freund, wenn ich's noch so könnte, wie ich es vielleicht einmal gekonnt habe und wie ich's jetzt noch empfinde ... ich wüßte schon, was ich machte! Siehst du, heute habe ich die heilige Cäcilie zum erstenmal gesehen! ... Und weißt du, wenn man

so etwas mal gesehen hat, dann braucht man sich überhaupt nicht mehr im Leben umzusehen! ... Als Stockhausen-Elias klagte: ‚Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele, ich begehre nicht mehr zu leben!‘ — da war ich wohl tief ergriffen, aber ich fragte mich doch: Weshalb klagt denn der Mann?“

Den „Elias“ hatte Goldschmidt aus London dirigiert. Den instrumentalen Teil des Musikfestes am folgenden Tage, die C-Moll und so weiter, leitete Julius Tausch, der nach Robert Schumann Musikdirektor von Düsseldorf geworden war. Ein prächtiger Mensch, aus Dessau gebürtig, mit dem viereckigen, breiten, echt deutschen Schädel, ein bißchen schwerfällig in seinen Bewegungen, ungelenk und plump in seinem ganzen Gehabe, aber ein goldenes Herz und ein ausgezeichneter Musiker. Er gehörte noch zu den Dirigenten der alten Schule. Er hatte kein anderes Bestreben, als das ihm anvertraute Musikwerk möglichst rein und echt im Stile und Geiste des Tondichters herauszubringen und frei von allen „individuellen Schattierungen“. Von der vordringlichen Pose und dem Kokettieren mit der Persönlichkeit wußte er nichts. Aber er hatte Geschmack, ein erstaunlich gutes Ohr, und seine Musiker verloren nie die Fühlung mit ihrem Meister. Er beherrschte die gesamte musikalische Literatur.

Von Tausch rühren auch einige vortreffliche Kompositionen her, so die feine Musik zu „Was ihr wollt“, zu deren Popularisierung die Meininger mit ihrer Aufführung des Shakespeareschen Lustspiels beigetragen haben; einige reizende Lieder, unter anderen das „Juchhe!“ von Robert Reinick: „Wie ist doch das Leben so schön!“, das der stimmbegabte Zopfmaler Otto Erdmann bei jeder Festlichkeit der Künstler unweigerlich singen mußte; und verschiedene Gelegenheitskompositionen, zu denen namentlich die Feste im Malkasten den Anlaß gegeben hatten, wie zum Beispiel der Festmarsch zur Shakespearefeier. Zu dieser Art von gelegentlichen Tondichtungen gehörte auch der gelungene Marsch für sechs Pauken, den Tausch für unseren besten gemeinsamen Freund, für Max Heß, geschrieben hatte.

* * *

Max Heß — eine Tragödie vom Vorschuß

Ja, dieser Max Heß! Er war ein sonderbarer Heiliger, vielleicht das größte Original unter den damaligen Düsseldorfer Malern.

Daß Max Heß einer der begabtesten Künstler am Rhein war, galt als ausgemachte Sache. Man nannte ihn sogar genial. Und wenn es sich darum handelte, mit dürftigen Mitteln einen langweiligen Saal im Handumdrehen zu einem heiteren festlichen Raum umzugestalten, ein originelles Programm für eine Künstlerfeier zu entwerfen, witzige Kostüme zu zeichnen, wirkungsvolle Dekorationen zu schaffen, tat's ihm auch keiner gleich.

Aber so hoch man diese Verdienste um fröhliche Feierstunden der Künstler auch anschlagen mag, damit erwirbt man sich eigentlich doch noch nicht den Anspruch auf den Ruf eines wirklich bedeutenden, ja genialen Malers. Die Älteren unter den Jungen versicherten zwar, daß Max Heß beim Beginn seiner Laufbahn wirklich schöne Bilder gemalt habe. Von uns damals Jüngeren aber hat keiner eins gesehen. Seit langen Jahren war er der vielversprechende junge Mann geblieben. Und er war nun nicht mehr ganz jung, und er hatte das Versprechen nicht eingelöst; das fühlte er und er litt schwer darunter. Dies anscheinend so sorglos lustige, ja übermütige Künstlerleben war in Wahrheit eine schlichte ergreifende Tragödie.

Max Heß ist an einem fürstlichen Vorschuß zugrunde gegangen. Es klingt komisch, aber es ist es nicht.

Bei der Einholung der Prinzessin Stephanie, die sich mit dem König Dom Pedro von Portugal verlobt hatte, hatten die Maler, die für den in Düsseldorf residierenden fürstlichen Hohenzollernhof eine tiefe und sehr berechtigte Verehrung hegten, eine großartige Festlichkeit bei Fackelschein veranstaltet. Wie gewöhnlich, hatte auch diesmal Max Heß als Festordner eine Hauptrolle gespielt. Die schöne junge Fürstin starb in den ersten Frühlingstagen ihres Lebens, kaum zweiundzwanzig Jahre alt. Die tiefe Trauer der Eltern und Geschwister wurde von ganz Düsseldorf geteilt. In dankbarer Erinnerung an den letzten festlichen Abend, den die junge Königin am Rhein verbracht hatte, hatte der Vater,

Fürst Karl Anton von Hohenzollern, bei Max Heß, der ihm persönlich sehr sympathisch war und dessen Verdienste um das Gelingen dieser Feier ihm wohl bekannt waren, ein großes Bild bestellt, das die Einholung der Braut darstellen sollte. Max Heß jubelte. Endlich doch einmal ein Auftrag! Und noch dazu was für einer!

Der gute und kluge Fürst verkehrte intim genug in Künstlerkreisen, um die kleinen Leiden junger Malersleute zu kennen. Er ließ Max Heß, um ihm die Sorglosigkeit und Muße zu gesammelter Arbeit zu gewähren, auf den sehr ansehnlichen Preis des bestellten Bildes einen erheblichen Vorschuß anbieten. Max Heß ließ sich ein klein wenig nötigen, nicht lange, und nahm dann die ihm zur Verfügung gestellte Summe mit großem Dank entgegen. Soviel Geld hatte er wohl in seinem Leben noch nicht zusammengehabt. Er machte sich sogleich mit vollem Feuereifer an die Arbeit, und sechs Wochen oder zwei Monate darauf war die Skizze des groß angelegten Gemäldes ungefähr fertig. Alle, die sie sahen, waren entzückt, und der Fürst nicht zum wenigsten.

Heß arbeitete fleißig weiter. Aber da waren noch einige Kleinigkeiten, die ihm nicht recht gefielen. Er begann einiges zu ändern. Jetzt erschien ihm die Beleuchtung der Hauptgruppe im tiefen, roten Schein der qualmenden Pechfackeln viel echter und schöner. Aber nun stimmte wieder anderes damit nicht recht zusammen. Also neue Änderungen. Und nun wollte es ihm gar nicht mehr glücken. Die Komposition des ganzen Bildes, die so einheitlich gewirkt hatte, fiel auseinander. In einer unwilligen Anwandlung vernichtete er die Arbeit von soundsoviel Monaten und fing noch einmal von vorn an.

Nun war er unsicher geworden. Die zuversichtliche Stimmung, die ihn bei seiner ersten Schöpfung nie verlassen hatte, war verflogen. Er brachte nichts Gescheites mehr fertig. Er pinselte und pinselte ohne Freude, ohne Selbstvertrauen — und auch ohne Gelingen. Darüber war nun schon ein Jahr vergangen; und mehr! Der Vorschuß, mit dem er seine alten Sünden getilgt hatte, war aufgezehrt. Zur künstlerischen Entmutigung traten nun noch die kleinlichen Sorgen ums liebe Brot und was dazu gehört.

Mit der Diskretion des vornehmen Herrn hatte sich der Fürst nie wieder nach dem Bilde erkundigt, aber er hatte von dessen merkwürdigem Geschick doch Kunde erhalten und hatte auch erfahren — in so einer kleinen Stadt erfährt ein kleiner Hof alles —, daß dem armen Künstler das Geld ausgegangen war. Dem Manne kann geholfen werden, sagte der Fürst und schickte seinen liebenswürdigen Kammerherrn, der mit dem Malkasten in gemütlichstem Verkehr stand, Freiherrn von Märken-Geerath, zu Heß, um ihm den Rest des ausbedungenen Preises anzubieten; diesmal sträubte sich Max Heß ehrlicher; aber das Gefühl, die Widerwärtigkeiten, Belästigungen und Verlegenheiten loszuwerden, bestimmte ihn schließlich doch, das Anerbieten seines gütigen Gönners abermals anzunehmen.

Nun war's um den Armen, den Türmer, getan! Er fing zwar mit neu gestärktem Willen noch einmal an. Und noch einmal. Und ein drittes Mal. Es wurde nichts. Das Bild wurde ihm unausstehlich. Er konnte es kaum mehr sehen. An etwas anderes, Neues, wagte er sich nicht mehr heran. Er mußte zunächst seine Schuld an den großmütigen Fürsten abtragen, der ihn auch nicht ein einziges Mal gemahnt hatte und dessen Vertrauen er nicht wie ein Schelm täuschen wollte. Ein anderes Bild wollte er nicht malen. Und das große Bild konnte er nicht malen. Er konnte es nicht! Stundenlang stand er mit Palette und Pinsel vor der großen Leinwand und kleckste drauflos — unlustig und mutlos, oft halb verzweifelt. Er wurde nervös. Er zitterte vor Aufregung. Er stierte auf die farbigen Flecke; und endlich warf er stöhnend wie ein verwundetes Tier das Malzeug wütend zu Boden und wandte sich wie zu seiner letzten Rettung zu seiner Kesselpauke, die immer neben der Staffelei stand, um in einem langanhaltenden Crescendowirbel seine Wut loszulassen. Dann schleuderte er wieder die Schlegel in die Ecke, hob Pinsel und Palette vom Boden auf und versuchte es noch einmal, um sich noch einmal davon zu überzeugen, daß es nicht ging.

In einer solchen Stimmung, die zwischen tobendem Zorn und tiefer Niedergeschlagenheit pendelte, traf ich ihn öfter, wenn ich ihn mittags zum Essen abholte. Ich sagte ihm, was man so

zu sagen pflegt, wenn man jemanden beruhigen will, ohne rechtes Vertrauen zum Erfolge.

„Weißt du, was das größte Unglück ist, das einem Künstler zustoßen kann?“ fragte er mich, als wir durch den Hofgarten unserer Stammkneipe bei Thürnagel zugingen; und er antwortete gleich darauf: „Wenn dem Künstler das Material, mit dem er arbeiten muß, zuwider wird, so zuwider, daß er es nicht mehr sehen kann! Siehst du, das ist tragisch! Hast du schon mal tagelang vor einer aufgespannten Leinwand gestanden? Vor glatter Leinwand, ganz dumm glatt, ohne eine Falte, — das Ödeste, was man sich nur denken kann! Und dabei muß man mit Metallblasen hantieren, aus denen sich dicker, bunter Quark herausquetscht! Und der Terpentingeruch! Mir wird übel und schlimm, wenn ich bloß daran denke. Aber das ist alles noch nichts. Die verwünschten Borsten, Schweineborsten, das Gemeinste, was die Schöpfung hervorgebracht hat! Lache nicht! Es ist nicht zum Lachen. Du hast eben keine Idee, wie ich darunter leide, sonst könntest du nicht lachen! Und dabei soll das Bild fertig werden. Es muß fertig werden. Ich muß meine Schulden bezahlen. Den Schneider kann ich warten lassen, den schmeiß' ich heraus, wenn er die Rechnung zu früh bringt. Aber ein Fürst! Das geht doch nicht. So ein Gläubiger und so ein anständiger Mensch! Weißt du, wenn ich zwischen den Bäumen rote Generalstreifen sehe, dann zittere ich wie ein abgefaßter Verbrecher und laufe davon. Ich mache einen weiten Bogen, um nur ja nicht beim ‚Jägerhof‘ vorbeizukommen. Und dabei verehre ich den Fürsten wie kaum einen zweiten Menschen auf Erden. Ich liebe ihn beinahe. (In völlig verändertem Tone:) Man muß eigentlich ein Maler sein, um an dem Mann und seinen Kindern die volle Freude zu haben. Dieses leuchtende gute Auge, diese feingeschnittene Nase, die prachtvolle männliche Gestalt! — Und die Kinder, die der Mann hat! Sieh dir mal den blonden Erbprinzen Leopold an! Und den dunklen, ernsten Prinzen Karl mit den nachdenklichen Augen und dem vornehmen Profil! — Da erkennt man das Blut der Beauharnais. — Und all die anderen: Der frische Anton und der lebenslustige Fritz und besonders die reizende, anmutige Prinzeß Marie, dieses blonde

Gretchen ... Eine Prachtfamilie, an der sich jedes Malerauge erfreuen muß. Und mich haben sie alle gern! Und ich muß ihnen ausweichen, wenn ich ihnen von ungefähr in den Weg laufe. Es genügt ja, daß ich mich allein schäme. Wenn mich nicht der Malkasten auf andere Gedanken brächte ... ich weiß nicht ... und die Musik! Ja, die Musik, das ist doch noch ein Trost!"

Heß war wirklich durch und durch musikalisch. Er spielte zwar nur ein Instrument, aber dieses eine Instrument mit virtuoser Vollendung. Er paukte, — paukte nicht wie so ein gewöhnlicher Orchesterpauker niedriger Gattung. Er paukte wie ein Künstler mit heiligem Ernst, mit wahrer Leidenschaft. Bülow umarmte ihn vor dem gesamten Publikum. Heß behauptete, die Pauke sei das Instrument, das der menschlichen Stimme am nächsten komme. Er besaß drei prachtvolle Kesselpauken, die ein Vermögen gekostet hatten, darunter ein historisches Paar, das seinen größten Schatz bildete. Alte Schweden, glaube ich. Er paukte in allen Konzerten, bei allen Musikfesten. Mit dem berühmten Pauker der Leipziger Gewandhauskonzerte Pfund hatte er brieflich Freundschaft geschlossen, und die beiden trafen auch einmal auf halbem Wege zwischen Leipzig und Düsseldorf zusammen, um sich gegenseitig etwas vorzupauken.

Für diesen urverrückten, aber wirklich entzückenden Künstler und Menschen hatte auch Tausch einen besonderen Paukenmarsch geschrieben, und wie strahlte das Antlitz des guten Heß, wenn er die Pauken um sich gruppierte! Dann vergaß er die seelische Misere, unter der er sonst so schwer zu leiden hatte. Für alle Allotria war er noch immer zu haben. Für die echte Kunst war er verloren. Das unfertige Bild hatte ihn schließlich aus seinem Atelier ganz vertrieben. Und unter dem Druck des uneingelösten Vorschusses erlosch seine Freude am Dasein. Er wurde immer schwermütiger. Er wurde menschenscheu, ließ sich nirgends mehr sehen, mied seine ältesten und besten Freunde und starb traurig und einsam.

Das jetzige Geschlecht kennt den bestrickend liebenswürdigen Menschen, der jahrelang eine der Hauptsäulen des Malkastens gewesen war, wohl kaum auch nur dem Namen nach.

Max Heß war der große Festordner des Malkastens, Julius Tausch sein Musiker, Otto Erdmann sein Sänger und Wilhelm Camphausen sein Dichter. Camphausen als Meister Steinmetz legte auch in dem schönen Jacobischen Garten, in dem Goethe einst mit seinem Freunde philosophiert hatte und der durch das einmütige Eintreten der Düsseldorfer Künstlerschaft vor vandalischer Zerstörung geschützt und einem wahrhaft idealen Zwecke erhalten wurde: der Freude, Erholung und Lustbarkeit der Düsseldorfer Maler, — in diesem wundervollen Garten legte Camphausen an Dürers Geburtstag, am 21. Mai 1864, den Grundstein zu dem massiven Bau der fröhlichen Künstlergesellschaft; und er sprach den schönen Weihespruch, den er selbst im Stile des Hans Sachs gedichtet hatte, und das Orchester stimmte schmetternd den von Julius Tausch komponierten Malkasten-Marsch an, und Max Heß, der von zwei als Mohren ausgeputzten Jungen die Kesselpauken vor sich hertragen ließ, paukte drauflos, daß es nur eine Freude war.

Außer diesem für das künstlerische Leben Düsseldorfs wichtigen Tage wies das Jahr 1864 noch ein anderes bedeutendes Datum auf. Unter dem lange nachhaltenden Eindruck, den das vierzigste niederrheinische Musikfest auf alle Teilnehmer gemacht hatte, war schon im Mai 1863 unmittelbar nach dem Feste von den städtischen Behörden der Beschluß gefaßt worden, den Geislerschen Garten mit allen Baulichkeiten, zu denen die Bretterbude der alten „Tonhalle" gehörte, für die Stadt zu erwerben. Die Bretterbude wurde abgerissen. Von den anderen baufälligen massiven Baracken blieb auch nichts übrig, und am 28. Mai 1864, genau ein Jahr nach der Beschlußfassung des Ankaufes, wurde der Grundstein zur massiven Tonhalle gelegt, die seitdem, den immer wachsenden Bedürfnissen der Stadt entsprechend, wieder ausgebaut worden ist und in der alle großen Festlichkeiten abgehalten werden.

Ferdinand Lassalle

Wie ich Lassalle kennen lernte

Das eindrucksvollste Ereignis meines Düsseldorfer Aufenthaltes ist mein Verkehr mit Ferdinand Lassalle gewesen. Die besonderen Umstände, unter denen wir während seiner letzten Lebenstage in Deutschland fast unausgesetzt miteinander verkehrten, bewirkten es, daß ich ihm schneller nähertreten durfte, als es sonst bei der Verschiedenheit unserer Jahre, unserer Stellung und Bedeutung möglich gewesen wäre. Ich lebte stillvergnügt und geräuschlos im kleinsten Kreise. Man kannte mich ungefähr vom Jacobischen Garten in Pempelfort bis zum Marktplatz am Rhein, vom Malkasten bis zum Theater. Ich stak noch in den Kinderschuhen der journalistischen Tätigkeit.

Und nun Lassalle! Schon vor langen Jahren hatte er sich als chevaleresker Sachwalter der Gräfin Sophie Hatzfeldt durch sein als Meisterwerk angestauntes Plädoyer im großen Kölner Prozeß des Kassettendiebstahls einen weithin hallenden Namen gemacht. Dann hatte er sich aus der lärmenden Öffentlichkeit in die Stille des Studierzimmers zurückgezogen und zwei Werke geschaffen, die von Fachgelehrten geradezu als bedeutend bezeichnet werden: „Herakleitos, der dunkle, von Ephesos“ und „Das System der erworbenen Rechte“. Seine in ihrer scharfsinnigen Tiefe und unerhörten Grobheit einzig dastehende Kritik des Literarhistorikers Julian Schmidt hatte neuerdings wiederum die Augen aller Gebildeten auf ihn gerichtet. Und jetzt war der Revolutionär von 1848 durch den Verfassungskonflikt in die agitatorische Arena gedrängt, hatte mit den Arbeitern Fühlung gewonnen und von nun an die Besserung der sozialen Lage des vierten Standes auf der sozialistischen Basis der staatlichen Beihilfe zu seiner Lebensaufgabe gemacht.

Mit der Leidenschaftlichkeit und Tatkraft, die ihm in allem, was er unternahm, zu eigen waren, warf er sich in die Bewegung und trat bald an deren Spitze. Wenn man auch in törichter Kurzsichtigkeit, wie die Folge gelehrt hat, zunächst prinzipiell die Bedeutung seines agitatorischen Auftretens unterschätzen wollte,

wenn unter seinen Gegnern, zu deren heftigsten die damals populärste Partei der fortschrittlichen Opposition gehörte, stillschweigend das Losungswort gegeben war, man solle Lassalle nicht zu tragisch nehmen, sich nicht allzusehr um ihn bekümmern, der von ihm heraufbeschworene Sturm werde sich schon bald ausrasen, — so ließ sich doch nichts gegen die unbestreitbare Tatsache machen, daß Lassalle mit einem Schlage wieder eine der interessantesten Persönlichkeiten Deutschlands geworden war.

In Düsseldorf, wo er lange Jahre als Hauslehrer in der Familie des Grafen Hatzfeldt tätig gewesen, waren die Erinnerungen an den auffallenden jungen Mann besonders lebhaft. Täglich hörte ich neue Geschichten über ihn und sein Düsseldorfer Tun und Treiben. In den Sympathien waren die Erzähler geteilt, aber alle hatten einen unbändigen, wenn auch uneingestandenen Respekt vor ihm. Ich brannte darauf, den merkwürdigen Menschen von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Im September 1863 traf er in Düsseldorf ein, „nicht sowohl, um lange Reden, als besonders um Heerschau zu halten". Ich erfuhr eine Enttäuschung. Er sprach am 19. September vor den Düsseldorfer Arbeitern; aber es war mir vollkommen unmöglich, in den Saal zu gelangen. Die Arbeiter standen bis auf die Straße. Es war kein Durchkommen durch diese dichte Mauer. Er hielt dieselbe Rede am folgenden Tage in Barmen und einige Tage später in Solingen. Überall strömten Tausende und Abertausende seiner Getreuen herbei, um ihren Führer persönlich kennen zu lernen, um ihm stürmische Huldigungen darzubringen. Überall entfachte sein feuriges, gewaltiges Wort die glühendste Begeisterung.

Am Tage nach seiner Rede in Barmen besuchte mich der Wuppertaler Dichter Karl Siebel, ein wahrer Dichter, der lange nicht so bekannt ist, wie er es verdiente, ein Mann von feinstem Empfinden und lautester Wahrheit. Er starb in ganz jungen Jahren. Siebel war der Sohn eines reichen Barmer Fabrikanten. Er war vorurteilslos und in seiner Auflehnung des geknebelten Poeten gegen die philisterhaften Gepflogenheiten seiner Umgebung vielleicht sogar ein bißchen revolutionär; aber er war

nichts weniger als sozialistisch. Er war eigens von Barmen herübergekommen, um mit mir über Lassalle zu sprechen. Er hatte ihn gehört. Er hatte so gut wie alle anderen unter dem suggestiven Bann dieses machtvollen Individuums gestanden, aber er war doch keineswegs zur Lehre, die der neue Messias verkündigte, bekehrt. Was ihn zu mir trieb, war die äußerste Empörung über die Art und Weise, wie die Zeitungen wahrheitswidrig über diese Lassalleschen Versammlungen berichteten.

„Das darfst du nicht mitmachen," sagte er mir wirklich erregt. „Ich bin ganz verzweifelt, wenn ich sehe, wie durch lächerliche Parteirücksichten die Wahrheit gefälscht wird. Ich habe gestern und heute alle Blätter unserer Provinz gelesen, und ich gebe dir die ernsthafte Versicherung: sie haben alle gelogen! Es ist schauderhaft! Ich begreife ja, daß man selbst Tatsachen von verschiedenen Gesichtspunkten aus ansehen und beurteilen kann, aber es gibt doch gewisse handgreifliche, faustdicke Wahrheiten, die sich nicht umstoßen lassen, die alle Welt erkennen muß. Da ... die Flüssigkeit in deinem Tintenfaß ist doch schwarz, und es gibt keinen Menschen, der sie weiß machen wird. Und nun hättest du die Barmer Versammlung sehen sollen, die Tausende, die im fürchterlichen Gedränge zusammengekeilt im Saale stehen, den Blick auf Lassalle gerichtet, die den Atem anhalten, um nur kein Wort zu verlieren, und die dann allesamt spontan in einen Jubel ausbrechen, den ich dir nicht schildern kann, — als wenn sich eine elektrische Batterie entlädt ... Es wurde einem ernstlich angst und bange. — Und dann muß man am anderen Tage lesen: ‚Am gesunden Sinne unserer Arbeiter sind Lassalles Phrasen wirkungslos zerschellt. Die Arbeiter brachen in ein begeistertes Hoch auf Schulze-Delitzsch aus. Lassalle mußte von Gendarmen geschützt werden, sonst wäre es ihm übel ergangen.' Man muß es lesen, wie dieser ehrliche, einstimmige Jubel als bestelltes Gejohle einiger unreifer Schreier hingestellt wird! Lassalle mag ja uns allen ein sehr unbequemer Gast sein. Da müssen wir eben versuchen, ihn an die Luft zu befördern; aber mit Entstellungen und Notlügen erweisen wir unserer Partei, weiß Gott, keinen Dienst. Die Leute müssen die Wahrheit er-

fahren, daß Lassalle hier am Rheine schon jetzt Anhänger nach vielen Zehntausenden zählt und daß seine Agitation viel ernster ist, als uns die Leute glauben machen wollen."

Ich ließ mir das gesagt sein. Ich hatte zur Ehrlichkeit und Klugheit meines Barmer Freundes unbegrenztes Vertrauen. Ich druckte die einzigen mir zugänglichen und offenbar parteiisch gefärbten Berichte über den Verlauf der Lassalleschen Versammlungen mit starkem Vorbehalt ab und brachte gleichzeitig, um eine Art von Gegengewicht herzustellen, einen Brief zur Wiederveröffentlichung, den Heinrich Heine am 3. Januar 1845 an Varnhagen von Ense gerichtet und in dem er sich mit Überschwenglichkeit über den damals noch nicht zwanzigjährigen Lassalle ausgesprochen hatte. Die markanteste Stelle aus diesem Briefe lautet:

„Herr Lassalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Kenntnissen und Geistesgaben, mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größesten Scharfsinn, der mir je vorgekommen. Mit der reichsten Begabung der Darstellung verbindet er eine Energie des Wollens, eine Habileté im Handeln, die mich wahrhaft in Erstaunen setzen, und wenn seine Sympathie für mich nicht erlischt, so erwarte ich von ihm den tätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter für mich eine freudige Erscheinung, und Sie bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen werden ganz gewiß ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Herr Lassalle ist nun einmal ein so ausgezeichneter Sohn der neuen Zeit, der nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaselt. Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demütig vor dem Unsichtbaren, entsagten und flennten und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegengehen."

Der Abdruck dieses Schreibens mitten in den kritischen Tagen des Auftretens von Lassalle am Rhein hatte eine doppelte Wirkung. Die ruhig behäbige „Düsseldorfer Zeitung" war vor jedem Verdacht sozialistisch-demagogischer Umtriebe sicher. Lassalle selbst und sein Generalstab, die von ihm ernannten Bevollmächtigten des Arbeitervereins, schüttelten den Kopf und fragten: „Wie kommt der Redakteur eines erbangesessenen Bourgeoisblattes dazu, uns einen Liebesdienst zu erweisen?" Lassalle schickte mir seinen Vertrauensmann, ließ mir danken und bat

mich, einen von seinem Sekretär unterzeichneten Bericht über Barmen und Solingen und endlich eine von ihm selbst unterzeichnete „Öffentliche Aufforderung an die Arbeiter Solingens" aufzunehmen. Ich entsprach diesem Wunsche ohne weiteres, denn es war sehr interessantes Material.

Von den meisten rheinischen und auch von den liberalen Berliner Blättern wurde mir meine, wie ich glaube, streng objektive Haltung aufs äußerste verdacht. In einem benachbarten Blatt erschien ein schnaubender Leitartikel unter dem Titel: „Paule, du rasest!" Und diese Stimmung entsprach auch einer großen Anzahl unserer alten Abonnenten, die den Verleger bestürmten, dem unerhörten Unfug ein Ende zu machen und mich an die Luft zu befördern. Aber meine Freunde, die Künstler, hielten fest zu mir. Es waren eben weniger ängstliche Gemüter.

Lassalle war in den letzten Septembertagen (1863) nach Berlin zurückgekehrt. Ich hatte ihn während seines fast vierzehntägigen Aufenthaltes in Düsseldorf nicht ein einziges Mal gesehen. Seine rheinische Rede, die unter dem Titel „Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag, drei Symptome des öffentlichen Geistes" in den ersten Oktobertagen in der Schaubschen Buchhandlung in Düsseldorf erschienen war, wurde am 21. Oktober polizeilich mit Beschlag belegt. Von den zehntausend gedruckten Exemplaren fand man bei der Beschlagnahme aber nur noch etwa tausend. Gleichzeitig hatte die Düsseldorfer Staatsanwaltschaft auf Grund der beständig angerufenen §§ 100 und 101 des damaligen Strafgesetzbuches, der sogenannten „Haß- und Verachtungsparagraphen", gegen den Redner die Anklage erhoben. Lassalle wurde in erster Instanz am 15. April 1864 vom Düsseldorfer Landgericht in contumaciam zu einem Jahre Gefängnis verurteilt. Der Staatsprokurator Effertz hatte das Maximum von zwei Jahren Gefängnis beantragt und diesen Antrag auf das höchste Strafmaß dadurch gerechtfertigt, daß „angenommen werden müsse, Lassalle könne bei seiner bekannten Intelligenz und Begabung selbst nicht an die Stichhaltigkeit der von ihm vorgetragenen Lehren, die schon längst außer Kurs gekommen seien, glauben". Sowohl Lassalle wie die Staatsanwaltschaft legten Berufung ein.

Die Verhandlungen der zweiten Instanz waren von der Düsseldorfer Korrektionellen Appellkammer auf den 27. Juni 1864 angesetzt worden; aber schon sechs Wochen früher unternahm Lassalle eine nochmalige Agitationsreise nach dem Rhein. Am 12. Mai traf er in Düsseldorf ein und stieg wie gewöhnlich in Domhardts Hotel am Karlsplatze ab. Die Arbeiter brachten ihm ein Ständchen. Am anderen Tage sollte in einem der größten Düsseldorfer Lokale eine Versammlung stattfinden. Sie wurde aber im letzten Augenblicke abgesagt, — mit einer Motivierung, die schwerlich von Lassalle stilisiert war: „wegen seitens des Wirtes eingetretener Hindernisse". Dem Wirte war einfach von der Polizei die Hölle heiß gemacht worden. Man hatte also die Versammlung auf die andere Rheinseite — „op de angere Sitt" — nach Ober-Kassel verlegt.

Diesmal hatte ich mich frühzeitig auf den Weg gemacht, denn ich wollte nun endlich Lassalle, mit dem ich schon seit längerer Zeit direkt und indirekt verhandelt hatte, kennen lernen. Ich wurde da infolge einer komischen Verwechslung das Opfer einer unverdienten Ovation. Ich hatte ungefähr Lassalles Größe. Wir trugen beide zufällig graue Überzieher — es war eigentlich kein Zufall, denn alle Welt trug damals graue Sommerüberzieher — und trugen beide einen runden schwarzen Hut. In den Arbeiterkreisen war ich völlig unbekannt. Sobald ich in den wieder überfüllten Saal trat und mich auf meinen Platz neben der Tribüne, den mir der Bevollmächtigte diesmal reserviert hatte, begeben wollte, erscholl von allen Seiten ein stürmisches Hochrufen. Der Jubel wollte gar kein Ende nehmen. Tücher wurden geschwenkt, und je bescheidener ich mich verhielt, desto toller wurde geschrien. Es half auch nichts, daß ich lachte. „Hoch! Hoch!" — Ich war absolut ratlos.

Da stürzte zum Glück aus dem anstoßenden kleinen Zimmer der Düsseldorfer Bevollmächtigte, sprang auf die Tribüne und schrie: „Herr Lassalle befindet sich in dem benachbarten Lokale. Auch dieser Wirt hat sich veranlaßt gesehen, uns die Abhaltung unserer Versammlung zur Unmöglichkeit zu machen. Er verweigert uns das Lokal. Herr Lassalle bittet Sie dringend, ruhig nach Hause zu gehen und sich aller Kundgebungen jetzt zu ent-

halten. Sie werden sehr bald Weiteres von mir hören. Guten Abend, meine Herren."

Die Arbeiter waren im ersten Augenblick ganz betroffen. Die Weisung, nach Hause zu gehen, war ihnen offenbar nicht sympathisch, aber die musterhafte Disziplin des Vereins zeigte sich schon hier. Die Leute erhoben sich still und wandten sich dem Ausgange zu ...

Da dachten sie zum Unglück wieder an mich. „Ja, wer ist denn das?" fragten sie sich, und einer, der mich zufällig kannte, gab ihnen dann die unerwartete Aufklärung: „Dat is ja de Dunnerkiel von de ‚Dösseldorfer Zeitung'!" Nun freute man sich allgemein, und unter schallendem Gelächter zogen die eben noch von der Enttäuschung Betrübten wieder über die hölzerne Brücke nach Düsseldorf zurück.

Der Bevollmächtigte war bei mir geblieben und hatte mir gesagt: „Ich möchte Sie doch endlich mit Lassalle bekannt machen. Herr Lassalle hat mich darum gebeten." Er wartete auf uns im Garten des anstoßenden Grundstückes.

Gleich unsere erste Begegnung war sehr gemütlich. Er hatte von der Verwechslungsszene schon gehört, und sie hatte ihm großen Spaß gemacht. Mit einer Wärme, die mich überraschte, dankte er mir dafür, daß ich ihm bei seiner ersten Rheinreise nicht mit gehässigen und hämischen Bemerkungen, die er bei einer liberalen Zeitung als selbstverständlich vorausgesetzt hatte, sondern sogar mit unverhohlener Sympathie begegnet war. Wir legten den Heimweg zu Fuß zurück. Wir sprachen über alles mögliche, und unsere Unterhaltung hatte noch lange kein Ende gefunden, als wir vor seinem Hotel am Karlsplatz angekommen waren. Wir umschritten das Quadrat des Platzes in lebhaftem Zwiegespräch wohl vier-, fünfmal; das heißt: die Lebhaftigkeit war ganz auf seiner Seite und das Gespräch auch. Es war eigentlich ein Monolog: Lassalle sprach fast allein. Ich brauchte bloß ab und zu ein Stichwort hinzuwerfen, um ihn sogleich zu einem längeren, immer sehr interessanten und wohlgefügten Vortrage zu veranlassen. Seine Gebärden hatten etwas von südlicher Lebhaftigkeit. Er blieb oft stehen und wechselte in seiner Rede öfter die Tonlage. Er fing die Sätze in hoher Lage an und senkte

die Stimme gegen den Schluß zu wohltönendem Bariton. Man hörte ihm an, daß er sich für den öffentlichen Vortrag trainiert hatte. Er sprach sehr scharf und bemühte sich sichtlich, wenn auch nicht immer mit vollem Erfolg, seinen schlesischen Dialekt zu verleugnen. Wir drückten uns zum Abschied herzlich die Hand und trafen für den folgenden Tag eine Verabredung zu gemeinsamem Essen.

Als ich ihn am anderen Mittag abholte, fand ich ihn in jener eigentümlichen, wie mir scheinen will, recht unbequemen Lage, wie sie die Amerikaner besonders lieben. Er hatte sich auf das Sofa ausgestreckt, der Kopf ruhte auf dem tiefen Sitze, während er die übergeschlagenen Beine gegen den Tisch stemmte, so daß die Füße höher lagen als der Kopf. In der Hand hielt er einen Blaustift und vor sich auf dem rechten Schenkel einige beschriebene Oktavblätter. Es war das Konzept seiner Rede, die er am anderen Tage halten wollte und die er nun noch einmal memorierte und verbesserte. Er sprang auf, um mich zu begrüßen. Ich wunderte mich über die bei einem Gelehrten auffällige Eleganz seines Morgenanzugs. Derartiges hatte ich bisher nur auf der Bühne von Vornehmheit heuchelnden Schauspielern gesehen. Daß er auf sein Äußeres großen Wert legte, war mir schon am Tage vorher aufgefallen. Er kleidete sich wie jemand, der bei jeder neuen Bestellung mit seinem Schneider eine längere Unterredung hat; aber er war tadellos gekleidet, mit ruhiger Einfachheit, etwa wie ein Attaché. Wir waren sogleich wieder in eifriger Unterhaltung. Als er auf den ihm bevorstehenden Prozeß zu sprechen kam, geriet er in starke Erregung. Am meisten ärgerte er sich über die Motivierung des hohen Strafmaßes. Daß der Staatsprokurator ihn nicht für aufrichtig hielt, das konnte er ihm nicht vergeben! „Ich werde selbst meine Verteidigung führen," sagte er mir, „und der Herr Staatsprokurator soll seine Freude an mir erleben! Wenn der Herr glaubt, daß er mich mit einigen abgedroschenen Zeitungsphrasen abtun kann, dann irrt er sich. Ich will ihn schon lehren, mich ernst zu nehmen!"

Er machte übrigens mir gegenüber kein Geheimnis daraus, daß seine neue agitatorische Tätigkeit für ihn mit gewissen recht starken Unannehmlichkeiten verbunden war. „Glauben Sie mir,"

sagte er, „es gehört für einen Mann meiner Lebensgewohnheiten und meiner gesellschaftlichen Neigungen eine starke Selbstverleugnung dazu, um diese Agitation so durchzuführen, wie ich sie durchführen muß. Wenn dazu nichts weiter erforderlich wäre als meine Zeit, meine Kraft, wenn ich die Bewegung von meinem Zimmer aus leiten könnte, ich würde Tag und Nacht arbeiten, ohne eine Miene zu verziehen; aber das Sprechen vor den Tausenden, in einer Luft, bei der man nicht atmen kann, und diese Anjubelungen, auf die man antworten muß, es ist mir manchmal schrecklich! Einen ganz besonderen Horror habe ich vor den Arbeiterdeputationen, wo ich immer dasselbe zu hören bekomme und soundsoviel harte, heiße, feuchte Hände drücken muß. Mir sind alle körperlichen Berührungen fatal. Aber da hilft nun mal alles nichts. Es gehört vorläufig wenigstens dazu! Und es muß durchgemacht werden. Ich denke aber, in nicht allzu ferner Zeit werde ich mich ganz auf die geistige Leitung beschränken können und mit meiner persönlichen Agitation zurücktreten dürfen. Ich sehe jetzt schon einige sehr tüchtige Leute, und es werden noch viel tüchtigere sich heranbilden, die als Redner und Agitatoren ihre volle Schuldigkeit tun werden. Vorläufig aber fühle ich, daß ich für die Sache noch unentbehrlich bin, und ich werde meine Pflicht tun.“ Er schien zur Zukunft der von ihm vertretenen Sache das vollste Vertrauen zu haben.

Lassalle war, während er mit mir sprach, in dem geräumigen Hotelzimmer beständig auf und nieder gegangen. Er hatte den Kopf etwas gesenkt und bewegte ihn pendelnd während des Sprechens hin und her. Jedem Satze, dem er Wichtigkeit beilegte, und jedem Worte, das er betonte, verlieh er durch eine energische Handbewegung besonderen Nachdruck.

Wie am Abend vorher, so hatte ich auch jetzt fast gar nicht gesprochen. Ich schlug eben nur die Themata an, die ich von ihm behandelt zu hören wünschte. Inzwischen war es zwei Uhr geworden. Lassalle sprach immer weiter und so fesselnd, daß ich ihn nicht unterbrechen mochte. Er sprach noch eine Stunde. Ich hatte mich ein paarmal erhoben, um ihn daran zu erinnern, daß wir eigentlich zusammen speisen wollten, aber er bemerkte es nicht. Er sprach weiter, bis ich endlich um halb vier Uhr etwa

mit dem Geständnis herausrückte: „Wollen wir nicht essen gehen? Ich habe furchtbaren Hunger.“ Lassalle machte mir Vorwürfe, daß ich ihn nicht früher daran erinnert hatte, zog sich schnell den Straßenanzug an, und wir klopften eine Treppe tiefer bei der Gräfin Hatzfeldt.

Die Gräfin stand an der Schwelle der Sechzig. Als mir Lassalle die Ehre erwies, mich ihr vorzustellen, nahm sie ihre Zigarre aus dem Munde und reichte mir ihre wohlgepflegte und schön geformte Hand. Mir war bekannt, daß sie mit ihrem ährenblonden Haar eine gefeierte Schönheit gewesen war. Das sah man ihr freilich nicht mehr an. Sie wirkte auf mich auch älter, als sie war; aber sie hatte in ihrem ganzen Wesen etwas ungemein Liebenswürdiges, Artiges; und die Art und Weise, in der die Gräfin und Lassalle miteinander verkehrten, mußte jeden Unbefangenen auf das angenehmste berühren: von seiner Seite wahrer Respekt, dankbare Verehrung, von ihrer Seite wärmstes freundschaftliches Interesse an allem, was ihren jungen Freund berührte, und feinstes Verständnis eines jeden Wortes, das er sprach. Unser gemeinsames kleines Diner verlief in angeregtester und heiterster Stimmung.

Lassalle machte zu der Zeit agitatorische Ausflüge nach den großen und kleinen Städten der Umgegend, nach Köln, Barmen, Wermelskirchen, Ronsdorf und so weiter. Auf einem Ausfluge begleitete ich ihn und überzeugte mich nun, eine wie unsagbar starke Wirkung seine eherne, dröhnende Beredsamkeit auf die Zuhörer ausübte.

Wir schieden nun schon als gute Bekannte, als er nach Berlin zurückkehrte, und wußten, daß wir uns bald wiedersehen würden.

Lassalle vor den Richtern

Am 26. Juni traf er wieder in Düsseldorf ein. Er hatte mich von seiner Ankunft in Kenntnis gesetzt und eingeladen, mit ihm eine Abendstunde zu verplaudern. Unser Tisch war der einzig besetzte im Speisezimmer des Hotels Domhardt. Die Gräfin Hatzfeldt, die ihn auch diesmal begleitet hatte, rauchte. Lassalle, der mit dem Konzept seiner Rede, die er am anderen Tage vor

den Richtern der zweiten Instanz halten sollte, zufrieden zu sein schien, war in bester Stimmung und sprach fast allein. Der Düsseldorfer Bevollmächtigte lauschte den Worten des Meisters andächtig mit halb geöffneten Lippen. Wenn ich nicht irre, war außer uns vieren nur noch Reinhold Schlingmann an unserem Tisch, der zu jener Zeit Buchhändler in Berlin war und die letzten Schriften Lassalles verlegt hatte. Wir trennten uns zu verhältnismäßig früher Stunde, denn morgen war für Lassalle und uns alle ein anstrengender Tag.

Es war ein sehr heißer Junitag, dieser 27. Durch die Zuvorkommenheit des Vorsitzenden war mir in dem kleinen abgesteckten Raume, in dem außer dem hohen Gerichtshofe nur der Angeklagte und sein Verteidiger verweilen durften, ein bevorzugter Platz angewiesen. Die gleiche Vergünstigung war der Gräfin Hatzfeldt eingeräumt, die während der langen Verhandlungen neben mir saß und mir in liebenswürdiger Weise den unbeschränkten Gebrauch ihres Flakons mit Eau de Cologne verstattete. Es war ein Labsal in dem niedrigen, engen Saal, in dem vielleicht für höchstens sechzig Zuhörer Raum war und in dem gewiß hundertfünfzig sich zusammengepfercht hatten. Außerdem waren die Korridore schwarz von Menschen, und die Arbeiter standen bis auf die Straße, um Lassalle, der sich jede stürmische Begrüßung streng verbeten hatte, bei seinem Betreten des Gerichtsgebäudes zum mindesten zu sehen.

Es war gerade neun, der Staatsanwalt unterhielt sich mit Lassalles Verteidiger, dem Rechtsanwalt Bloem, da entstand eine starke Bewegung im Zuschauerraum; Lassalle trat ein, gefolgt von seinem getreuen Famulus, dem Düsseldorfer Bevollmächtigten. Lassalle trug unter dem linken Arm eine Unmenge Bücher, die er kaum umspannen konnte, vielleicht fünfzehn bis achtzehn Bände, und der Bevollmächtigte hinter ihm keuchte unter einer noch schwereren Last. Bloem lächelte, aber der Staatsanwalt machte ein ganz entsetztes Gesicht und rief unwillkürlich, aber doch so laut, daß wir es deutlich vernehmen konnten: „Um Gottes willen!“

Lassalle, der mit einer vornehmen Kopfbewegung den Staatsanwalt begrüßt hatte, stellte seine Bibliothek auf einem Tische,

den der Gerichtsdiener herbeigeschleppt hatte, auf und ordnete dann die Bücher systematisch. Darauf begrüßte er die Gräfin Hatzfeldt mit respektvoller Herzlichkeit und drückte Bloem und mir die Hand. Er hatte aus Achtung vor dem hohen Gerichtshof großen Gesellschaftsanzug angelegt, Frack und weiße Binde. Sobald die Herren Richter eintraten, begab sich Lassalle auf die Anklagebank und verneigte sich sehr tief vor den eintretenden Herren, die den Gruß ebenso artig erwiderten. Der Vorsitzende erklärte die Sitzung für eröffnet, und unmittelbar darauf trat Lassalle vor und bat um die Vergünstigung, sich hinter den Tisch setzen zu dürfen, auf dem er „einiges wissenschaftliche Material", dessen er zu seiner Verteidigung wohl bedürfen würde, beisammen habe. Der Wunsch wurde ohne weiteres erfüllt.

Die Sache war zunächst sehr langweilig. Es wurden die umfangreichen Akten der Vorverhandlung, das Urteil mit seinen ellenlangen Motiven verlesen, und da die ganze Broschüre unter Anklage gestellt war, schließlich die ganze Lassallesche Rede, in dem bewußten monotonen Singsang der Protokollleser. Das dauerte etwa zwei Stunden. Es war bereits halb zwölf, als Lassalle das Wort ergriff. Um eins wurde eine Mittagspause gemacht. Am Nachmittag sprach Lassalle von vier bis halb sieben, im ganzen also vier Stunden. Über sein Verhalten vor dem Gerichtshof kann ich mich auf meine früheren Aufzeichnungen beziehen.

Lassalles Vortrag machte durchaus den Eindruck der freien Rede, die allerdings vorher reiflich durchdacht und durch eine gedrungene schriftliche Disposition konsolidiert war. Er hielt in der rechten Hand ein Oktavblättchen, auf das er von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Blick warf, um dann eine längere Zeit anscheinend zu extemporieren. Er sprach mit musterhafter Deutlichkeit und mit großem rhetorischen Schwunge. Dieselbe Eigenheit, die ich schon in der Privatunterhaltung an ihm beobachtet hatte: das Herumspringen seines modulationsfähigen Organs in allen Stimmlagen, zeigte sich auch hier und in noch verstärktem Maße. Sein Vortrag war im höchsten Grade wirksam, wenn auch nicht ganz frei vom Theatralischen. Für jede Stimmung, die er hervorrufen wollte, wußte er den richtigen Akzent zu finden; aber alles

machte den Eindruck des sehr Beabsichtigten, vorher Studierten, zum mindesten vorher Probierten. Sei es, daß er spöttisch und ironisch über die ungenügenden Kenntnisse seiner Richter herzog, sei es, daß er das Pathos des eigenen Bewußtseins anwandte und den Brustton der Überzeugung anschlug oder durch den wehmütigen Ausdruck seines Märtyrertums zu wirken suchte — trotz aller Bewunderung für die Schärfe der Gedanken, für die Knappheit und die Gewalt des Ausdrucks, für die hohe Beredsamkeit, wurde man den Eindruck des Schauspielerischen nicht recht los. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch das lebhafte Mienenspiel und durch die Gesten, mit welchen Lassalle den Vortrag begleitete.

Der Ausdruck seines Gesichts wechselte beständig. Bald spielte ein spöttisches Lächeln um seinen Mund und er schloß halb mitleidig, halb verächtlich die Augen zur Hälfte, bald öffnete er sie in ihrer ganzen Weite, und drohende Blicke schossen zu den erhöhten Sitzen der Richter hinauf. Bald ließ er den Kopf in vernachlässigter Haltung hin und her schwanken — so zum Beispiel, wenn er die erheblichsten und schwierigsten wissenschaftlichen Feststellungen als etwas Nebensächliches, jedem Richter unbedingt Geläufiges erwähnte —, bald warf er den Kopf vornehm und kühn in den Nacken wie ein römischer Imperator.

Am meisten illustrierte er seine gesprochenen Gedanken durch die Handbewegungen. Hände und Arme waren in fast unausgesetzter Tätigkeit. Ruhig verhielt er sich nur bei den scharfen, rein juristischen Deduktionen, für die er die volle Aufmerksamkeit der Richter beanspruchen wollte; dann stützte er sich leicht mit der linken Hand auf den Tisch und verbarg die rechte, die immer eines der Oktavblättchen hielt, hinter dem Tuch der tiefausgeschnittenen Weste. Galt es aber eine rhetorische Wirkung zu erzielen, so gestikulierte er mit der Rechten in ganz merkwürdiger Weise. Da schnellte er den Arm nach vorn, als ob er boxen wollte, da zerhackte er mit dem zusammengekniffen Blättchen die Luft, als ob er Zweivierteltakt im Prestissimo schlüge, da hob er wie drohend die Hand auf und fuchtelte damit so leidenschaftlich, daß ihm mehrfach die geschriebenen Seiten entfielen und in langsamen Schwingungen zu Boden flatterten. Da dieser Effekt

sich zwei- oder dreimal und immer am Schluß eines Gefüges seiner Beweisführung wiederholte — so daß die Pause, die durch das Sammeln und Aufheben der Blätter notwendig wurde, sehr erwünscht war —, so konnte ich mich dem Eindrucke, daß auch diese Wirkung beabsichtigt sei, nicht ganz verschließen.

Während der langen Rede wechselte Lassalle auch häufig seine Stellung. Mitunter lustwandelte er hinter dem mit Büchern bedeckten Tische auf und ab, bisweilen blieb er auch einige Minuten wie festgewurzelt stehen, um alsbald wieder einige Schritte zu machen und langsam den Richtern sich zu nähern. Diese vorschreitende Bewegung hatte er namentlich am Schlusse seiner Rede; während der sehr effektvollen Sätze, mit denen er endete, rückte er allmählich ganz unmerklich vor, so daß er bei dem letzten Worte hart an den Stufen stand, die zu dem Podium des Tribunals hinaufführten. Den Schlußpassus sprach er mit so erhobener Stimme und mit so lebhaften Bewegungen in die Richter hinein, daß sich der Präsident unwillkürlich etwas zurückbog.

Soweit meine früheren Aufzeichnungen über „Lassalles letzte Rede". Der Verteidiger beschränkte sich auf wenige Worte. Lassalle hatte für sich so viel getan, daß dem Advokaten zu tun fast nichts mehr übrigblieb. Der Staatsanwalt sprach sehr maßvoll, aber er beantragte doch, mit Hinweis auf die Antezedenzien des Angeklagten (seine Vorbestrafung im November 1848 wegen „Aufreizung zu gewaltsamem Widerstande gegen die Regierung bis zum Blutvergießen") das höchste Strafmaß: zwei Jahre Gefängnis. Der Gerichtshof vertagte die Verkündigung des Urteils auf den 1. Juli. Am 1. Juli wurde Lassalle zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt.

Während der Zwischenzeit vom 28. bis zum 30. Juni war ich mit Lassalle täglich fünf, sechs Stunden zusammen. Ich brachte in der „Düsseldorfer Zeitung" beinahe den Wortlaut seiner Rede.

Zum Glück hatte Lassalle sehr langsam gesprochen, und es war mir vermöge der Kollegienheft-Schnellschrift, die ich als Zeitungsberichterstatter für meinen Privatgebrauch noch vervollkommnet hatte, gelungen, dem Vortrage mit diesen nur mir verständlichen Aufzeichnungen so zu folgen, daß ich imstande war, mit Zuhilfenahme des unter dem Eindruck des Frischempfangenen

noch besonders bereitwilligen Gedächtnisses den ungefähren Wortlaut nach dieser Niederschrift herzustellen. Nur an einigen Stellen, wo ich durch die interessante Persönlichkeit des Angeklagten von meiner Arbeit abgelenkt war, machte mir die Redaktion der Rede nach meinen Aufzeichnungen Schwierigkeiten. Um diese zu heben, wandte ich mich an Lassalle selbst. In der Zeitung hatte ich zunächst einen kurzen resümierenden Bericht gebracht und einen ausführlichen mir vorbehalten. Am anderen Tage, am 28., ging ich zu Lassalle und bat ihn, mir bei dem Berichte zu helfen. Ich las ihm vor, was ich geschrieben hatte; er änderte einige wenige Kleinigkeiten und füllte durch sein Diktat alle Lücken aus. Die Revision und die Nachträge erforderten immerhin noch mehrere Stunden. Ich saß als Sekretär am Tische und schrieb nach dem Diktate Lassalles noch einige zwanzig Seiten, so daß der Bericht über die Rede allein zwölf bis fünfzehn Spalten der Zeitung füllte. Lassalle diktierte wieder nach seiner Disposition, indem er beständig im Zimmer auf und ab schritt. Sein Diktat stimmte mit der am Tage vorher gehaltenen Rede bis auf die kleinste Wendung — bis aufs „und", wie die Schauspieler sagen — genau überein. Es fiel mir auf, daß er auch jetzt, da sich das Auditorium auf meine Person allein beschränkte und er keinerlei rhetorische Wirkung zu erzielen brauchte, ganz dieselben Akzente wählte wie in der öffentlichen Sitzung und an den betreffenden Stellen auch dieselben Bewegungen machte wie am Tage vorher.

Die wörtliche Übereinstimmung dieses Diktates mit der vor den Richtern gehaltenen Rede legte mir die Vermutung nahe, daß auf den Oktavblättchen die Rede wörtlich aufgeschrieben sei und daß diese nicht bloß, wie ich ursprünglich angenommen hatte, die Disposition dazu enthielten. Ich fragte ihn danach, und als Antwort reichte er mir seine Niederschrift hin mit dem Bemerken: „Sehen Sie sich das Ding genau an, es ist sehr praktisch! Sie können vielleicht auch einmal von dieser Art der Vorarbeit Gebrauch machen. Wenn es Ihnen Spaß macht, mögen Sie es behalten; Sie haben sich ja genug gequält!"

* * *

Das Manuskript seiner Verteidigungsrede

Ich nahm das interessante Geschenk natürlich mit herzlichem Danke an, und auf diese Weise bin ich in den Besitz des Manuskriptes der letzten Rede Lassalles gekommen. Ein Vergleich desselben mit dem Wortlaute der gesprochenen Verteidigung ist lehrreich und interessant. Das Manuskript umfaßt nur einundzwanzig ziemlich weit geschriebene Oktavseiten und läßt sich in demselben Tempo, in welchem Lassalle sprach, bequem in fünfundzwanzig Minuten vorlesen. Lassalle hat, wie ich schon sagte, vier Stunden gesprochen, und gleichwohl fehlt in dieser geschriebenen Redeskizze nicht nur kein Glied, es fehlt nicht ein einziges Wort, auf das es irgendwie ankommt, so daß ein jeder, der die Rede gehört oder gelesen hat, imstande ist, bis auf einige wenige Sätze am Schlusse nahezu den ungekürzten Wortlaut derselben nach dieser kurzen Aufzeichnung wiederherzustellen. Mit einem Worte: es ist eine geradezu meisterhafte Skizze!

Schon in dem Äußerlichen erkennt man die gedankenvolle, systematische Anordnung dieses Vortrages. Die Rede ist von Anfang bis zu Ende eine Kritik des Urteils der ersten Instanz und folgt diesem Urteile Zug um Zug. Lassalle hat seine Entgegnung in eine große Anzahl von Haupt- und Nebengruppen, die sich wiederum zerteilen und abzweigen, zerlegt. Die Hauptgruppen bezeichnet er mit römischen Ziffern I, II, III und so weiter. Es sind deren acht, die zur Entkräftung ebenso vieler Punkte im Urteil der ersten Instanz dienen sollen. Die den Hauptrubriken der Entgegnung untergeordneten sind mit kleinen lateinischen Buchstaben a, b, c und so weiter bezeichnet, und die Abzweigungen dieser untergeordneten Rubriken mit griechischen Buchstaben α, β, γ, δ und so fort. Weitere Unterabteilungen haben große lateinische Buchstaben A, B, C und so weiter, die dann in der Beweisführung wiederum verstärkt werden durch andere, welche ad A, ad B und so weiter und mit arabischen Ziffern 1, 2, 3 bezeichnet sind. Alle diese einzelnen Momente der Beweisführung werden am Schlusse eines jeden Hauptabschnittes resümiert, und dies wird für das Auge schon dadurch sichtbar gemacht, daß verschiedene Striche von den einzelnen

Gruppen nach dem resümierenden Satze hin gezogen sind. Auf den ersten Blick sieht die Sache ganz verwickelt aus; prüft man die Skizze aber genauer, so bietet sie eine geradezu bewunderungswürdige Klarheit und Anschaulichkeit dar. Man erkennt, daß es das kunstvolle Werk eines systematischen Denkers, eines wunderbar klaren Kopfes ist. Bisweilen hat Lassalle die Sätze ganz wörtlich niedergeschrieben und sogar die einzelnen Wörter kaum abgekürzt, bisweilen aber genügt ihm auch ein einziges Wort, nicht bloß, um einen Satz, sondern um den Stützpunkt für einen ganzen Komplex von juristischen Deduktionen und Ausführungen zu haben. Alles das wird sich am besten erkennen lassen aus der Gegenüberstellung der Skizze und des Wortlautes der gehaltenen Rede in einzelnen Stellen. Die Rede beginnt:

I. Strafmaaß. Niemals, so auch etc.

Meine Herren Präsident und Räte! In den fast zahllosen Prozessen, deren Gegenstand ich gewesen bin und die fast immer mit meiner Freisprechung endeten, habe ich fast niemals über das Strafmaß gesprochen. Ich habe mich immer nur in quali verteidigt und hielt es gleichsam unter meiner Würde, mich auf die quantitative Frage einzulassen. Diesmal muß ich umgekehrt mit der Betrachtung des Strafmaßes sogar beginnen. Der Grund ist einfach.

Diesmal sogar zuerst. Grund:

Richter nicht der polit. Leidenschaft. Schwer, in polit. angeregter Zeit. Immer Mensch. Wenn ich also auch milde u. menschlich genug, um es wenigstens entschuldbar zu finden, wenn der Richter der polit. Stimmg. & Leidschft. 1 gew. Raum in seiner Brust nicht entziehen kann, so giebt es doch hierfür G r e n z e n.

Die politische Leidenschaft soll diesen Räumen nicht nahen, der Richter soll — diese Forderung stellt das Gesetz an Ihr Amt, an Sie — keinen Raum geben in seiner Brust der politischen Leidenschaft, der politischen Stimmung. Es ist dies schwer in einer politisch angeregten Zeit, denn der Richter bleibt immer ein Mensch. Wenn ich also auch milde und menschlich genug bin, um es wenigstens entschuldbar zu finden, wenn der Richter der politischen Stimmung und Leidenschaft in seiner Brust einen gewissen Raum nicht entziehen kann, so gibt es doch hierfür G r e n z e n.

Dieses Urtheil aber, über das ich mich bei Ihnen beschwere, m. H. u. bitter beschwere überschreitet alle

Dieses Urteil aber, über das ich mich bei Ihnen beschwere und bitter beschwere, überschreitet alle solche Grenzen, so weit

solche Grenzen, soweit man sie ziehen mag, durchaus u. bis in's Unzulässigste! Dieses Urthl, üb. welchs mich ich beschwere, ist — es thut mir leid, das sagen zu müssen, aber ich erkläre es Ihnen Gerechtigkeit heischend t. höchster Ruhe als meine unumstößliche sittliche Überzeugung u. ich werde Ihnen Punkt für Punkt den unwiderleglichsten Beweis dafür erbringen — durch u. durch dem Quell politischer Leidenschaft entflossen. a) Und dies beweist am deutlichsten das Strafmaaß. In jeder anderen Hinsicht könnte das Urth. ein mal jugé sein, wie deren ja so viele etc.

Aber das Strafmaaß, zu dem man gegriffen, zgt. unwidersprechlich die Leidenschaft, welcher dieses Urthl. entflossen ist.

man sie auch ziehen mag, durchaus und bis ins Unzulässigste. Dieses Urteil ist — es tut mir leid, dies sagen zu müssen, aber ich erkläre es Ihnen, Gerechtigkeit heischend, mit höchster Ruhe als meine unumstößliche sittliche Überzeugung, und ich werde Ihnen Punkt für Punkt den unwiderleglichsten Beweis dafür vorbringen — dieses Urteil ist durch und durch dem Quell politischer Leidenschaft entflossen. Und dies beweist zunächst am deutlichsten das Strafmaß. In jeder anderen Hinsicht konnte das Urteil ein mal jugé sein, wie es deren ja so viele gibt, aber das Strafmaß, zu dem man gegriffen, zeigt unwidersprechlich die Leidenschaft, deren Produkt dieses Urteil ist.

Um zu zeigen, wie Lassalle in der Disposition äußerlich das Unterzuordnende unterordnet, um die einzelnen Glieder klarzulegen, die dann in der Rede als einheitlicher Körper erscheinen, mag hier die kürzeste Rubrik II in der Skizze und im Wortlaut aufgeführt werden.

II. „In Erwägg, was das Strafmaaß betrfft."

a) — — „Strafbar bekannt sein mußte". Aber dies ist 1 gz allgem. Requisit jeder Strfbrkt. überhpt! Aber lesen Sie etc. Aber ...

Das Urteil sagt hierüber zuerst: „In Erwägung, was das Strafmaß betrifft, daß dem Angeschuldigten das Strafbare seiner Handlung bekannt sein mußte." Dies ist aber ein ganz allgemeines Requisit jeder Strafbarkeit überhaupt. Ohne das Bewußtsein einer Widerrechtlichkeit gibt es bei allen nicht kulposen Vergehen — lesen Sie alle Kriminalrechtslehrer — gar keine Strafbarkeit, und dieses Motiv hat mit dem Strafmaß gar nichts zu tun.

b) „daß er durch seine Reden in den Arb. Verslggn. in gefährl. Weise agitirt hat, wovon die Hersgbe

Das zweite Motiv hierüber lautet: „daß er durch seine Reden in den Arbeiterversammlungen gefährlich agitiert hat,

d. Broſchüre nur 1 Fortſtz. iſt."

Niemals ht man unworſichtiger ds Geheimniß 1 Verurthlg etc.!

Der Richter erklärt hier t einer unglbl. Aufrichtigkt, dß er gar nicht eigentl. das angekl. Vergehen beſtrafe, — die Herausgabe d. Broſchüre — welche er mit einem „nur" bezeichnet — ſondern ds, was nicht angekl. iſt u. nicht angekl. werden kann, meine gz geſetzl. f. d. Boden d. Gſzs ſtehde Agitation, die niemals von den Behörden gehindert od. angegr. worden iſt, wl 0 konnte — dieſe erklt hier d. Richter, wl ſie ihm 0 convenirt, ihm gefhrlch ſcheint, eigentlich z. vrurth., 0 ds angekl. Verbr. ds er als „Nur" hnſtellt. (Später noch deutlicher!)

c) Vorbeſtrafg.

a) Amneſtie (für Andere).

wovon die Herausgabe der Broſchüre nur eine Fortſetzung iſt".

Niemals, meine Herren, hat man unvorſichtiger das Geheimnis einer Verurteilung enthüllt.

Der Richter geſteht hier mit einer unglaublichen Aufrichtigkeit, daß er gar nicht eigentlich das angeklagte Vergehen beſtraft, die Herausgabe der Broſchüre, welche er mit einem „nur" bezeichnet, ſondern das, was nicht angeklagt iſt und nicht angeklagt werden kann: meine ganz geſetzliche, auf dem Boden des Vereinsgeſetzes ſtehende Agitation, die niemals von den Behörden verhindert oder angegriffen iſt, weil ſie dies nicht werden konnte — dieſe erklärt hier der Richter, weil ſie ihm nicht gefällt, ihm gefährlich ſcheint, eigentlich verurteilen zu wollen, nicht das angeklagte Vergehen, das er als ein „nur" hinſtellt.

Das dritte Motiv, durch welches das Urteil das exorbitante Strafmaß rechtfertigt, lautet: — „und daß er wegen ähnlichen Vergehens ſchon beſtraft worden". Dieſes Motiv bezieht ſich auf eine Verurteilung, die wegen der Aufforderung der Bürgerwehr zum Widerſtand beim Novemberkonflikt vom Jahre 1848 gegen mich ergangen iſt. Ich habe in dieſer Hinſicht zwei Bemerkungen zu machen: die erſte würde ich vielleicht zu ſtolz ſein geltend zu machen, wenn ich derſelben perſönlich bedürfte, und wenn ſie nicht vielmehr von mir bloß deshalb gemacht würde, um einem großen allgemeinen Mißbrauch, der hier wie überall von der Staatsanwaltſchaft in den politiſchen Prozeſſen getrieben wird, entgegenzutreten. Überall kommt die Staatsanwaltſchaft bei politiſchen Prozeſſen auf Vorbeſtrafungen aus den Jahren 1848 und 1849 zu ſprechen.

Aber bei dem Thronwechſel haben wir

b) Keine Recidive — — Urth. ds Berliner Kammergerichts. (Rechtskräftig) s d r ü c k l.

eine A m n e s t i e aller politischen Verurteilungen erlebt. Die Amnestie beseitigt alle noch nicht eingetretenen Folgen eines Strafurteils, somit auch die Strafverschärfung, die im Falle der Rezidive aus einem solchen Strafurteil sich ergeben kann. Und gleichwohl stolpern hier, wie anderwärts, die Staatsanwälte über diese königliche Amnestie hin, als ob sie gar nicht existierte! Ich selbst bin der Bezugnahme auf diese Amnestie keineswegs benötigt, denn in meinem Falle wird es u n m ö g l i c h sein, von einer Rezidive oder von einer Ähnlichkeit des Vergehens zu sprechen! usw.

Auf den ersten Seiten ist die Skizze am eingehendsten; je mehr sich die Rede dem Schluß nähert, desto geringer sind die schriftlichen Aufzeichnungen Lassalles. Es genügt ihm da, um eine große rhetorische Wirkung herbeizuführen, bisweilen nur ein hingeworfenes Schlagwort; er weiß dann ganz genau, was er sagen will.

Bei dem allzu umfangreichen Material bin ich zu großen Auslassungen genötigt. Ich kann es mir aber nicht versagen, wenigstens noch e i n e n Teil der Rede in der Skizzierung und der wirksamen Ausführung hier wiederzugeben. Lassalle führt aus, welche gewaltigen Resultate seine Agitation in der kurzen Zeit gehabt, wie er nicht bloß den Bischof, sondern sogar den König von Preußen zur Anerkennung des Hauptgrundsatzes seiner Lehre (Staatshilfe) veranlaßt habe, und fährt dann fort:

Wie dsr rasende Erfolg möglich, u. im Lfe 1 Jahres?

Und vorausgewußt und vorausverkündet dse Erfolge! (März, Hochverr. Rede p. 63 unten.) Wie war möglich? Habe ich von Vorfahr Faustus d. Höllenzwang etc.?

Wie war dieser rasende Erfolg nur möglich, und zwar im Laufe eines Jahres? Pflegt sich die Wissenschaft so rasch die Praxis zu unterwerfen?

Ich habe im Gegenteil in meinen „Indirekten Steuern" gezeigt, daß zum Beispiel die Einsicht von der Verderblichkeit der auf notwendige Lebensmittel gelegten Steuer sich seit dreihundert Jahren durch alle wissenschaftlichen Kompendien schleppt, ohne deshalb sich die Praxis unterworfen

Geheimniß dsr Erfolge enthüllen u. Ihnen dad. klaren Überbl. über den Gedanken m. Agitation geben.

Zwei Dinge müßten zusammenkommen. Höchste Wissenschftlichkt. Mit Panzerhemd von Stahl, — Maschen;

Aber noch nichts.

Die Großen der Erde haben k. Nöthigung, ja k. Veranlssg z. kümmern um das, was einsamer Denker etc.

Aber die Massen durchdringen t dem Widerhll dsr Lehre, aber sicher ihrer Wahrht t ihr auf d. großen Markt treten, aber sich aus dem tausendschen Echo der Volksstimme, das selbst die Gegner nur vermehren, einen Keil machen, um an das Gewissen d. Bischöfe und Einsicht d. Könige anzupochen — das war s etc.

Abgshn davon, dß d. Arb. sehr gt begrfn hben, dß ohne ihr Vgrfn dse Reform gar 0 szfhrn wäre — kommen sie vor allem als Resonanzboden in Betracht!

zu haben. Wie also, frage ich, war bei der weit schwierigeren Frage, um die es sich bei meiner Agitation handelt, in der kurzen Zeit eines Jahres ein so erstaunlicher Erfolg möglich? Habe ich von meinem Vorfahr Faustus den Höllenzwang geerbt?

Ich will Ihnen das Geheimnis dieser Erfolge jetzt enthüllen, meine Herren, und Ihnen dadurch den letzten Einblick in das Verständnis meiner Agitation gewähren.

Zwei Dinge mußten zusammenkommen. Zunächst die höchste Wissenschaftlichkeit dieser Bewegung! Mit einem Panzerhemd von Stahl, mit unzerreißbaren Maschen mußte jeder meiner Beweise umstrickt sein. Wehe mir, wenn eine einzige Masche riß!

Aber dies war noch nichts. Ich hätte, trotz aller Wissenschaftlichkeit, jahrhundertelang gelehrte Werke schreiben können, ohne daß sich die Praxis darum gekümmert hätte! Die Großen der Erde haben keine Nötigung, keine Veranlassung und nicht die Gewohnheit, sich um das zu kümmern, was der einsame Denker in seinem Zimmer schreibt.

Aber die Massen durchdringen mit dem Widerhall dieser Lehre, aber sicher ihrer Wahrheit mit ihr auf den großen Markt treten, aber sich aus dem tausendfachen Echo der Volksstimme, das selbst die Gegner nur vermehren, einen Keil schmieden, um anzupochen an das Gewissen der Bischöfe und das Pflichtgefühl der Könige — das war es, worauf es hier ankam! — —

Abgesehen davon, daß die Arbeiter sehr gut meine Lehren begriffen haben, denn sie sind Menschen, wie Sie, meine Herren, und der Vernunft zugänglich, wie Sie, abgesehen davon, daß ohne das Begreifen der Arbeitermassen diese Reform

Auf dsn Resonzbdn mußte ich fschlgn k. t. d. Hammer d. Wisssschft, um allen Lärm der Interessen zu übertäuben und alle Intelligzen zu zwingen — freilich, freil., mit Ausnahme d. Düss. Staatsanw. u. d. Düss. Ger. I Inst. — alle zu zwingen bis zum Bischof, bis zum König dse Frage zu studiren, resp. d. d. ihnen z. Gbt. sthdn Intellgzn studiren zu lassen!

Auf diesen Resonanzboden mußte ich aufschlagen können mit dem Hammer der Wissenschaft, um allen Lärm der Tagesinteressen zu übertäuben und alle Intelligenzen zu zwingen — alle Intelligenzen, sage ich, freilich, freilich mit Ausnahme des Düsseldorfer Staatsanwaltes und des Düsseldorfer Richters erster Instanz — um alle bis zum Bischof, bis zum Könige zu zwingen, diese Frage zu studieren und respektive durch die ihnen zu Gebote stehenden Intelligenzen studieren zu lassen.

Ds Versprr. d. Kögs ist so mein Werk — die Folge gerade davon daß ich an d. Arb. mich wandte (s Stille d. Studirzimmers) — u. dfür werde ich angeklgt!

Das Versprechen des Königs ist so m e i n Werk, die Folge gerade davon, daß ich, aus der Stille des Studierzimmers heraustretend, an die Arbeiter mich wandte, — — und dafür werde ich angeklagt!

Eulenburg (Buchdrucker) „tritt dse wchtge Frage an uns heran".

Der Minister Graf zu Eulenburg hat vor kurzem einer Buchdruckerdeputation, die um das Koalitionsrecht petitionierend bei ihm war, gesagt: „Von allen Seiten tritt die so wichtige Arbeiterfrage an uns heran", und es werde nichts übrig bleiben, als durch Gesetzesvorschläge an den gesetzgebenden Körper ihre Lösung zu versuchen.

Concis.

Nicht Stellg u. Gewohnht d. Staatsmanns Probleme aufzusuchen. Abwarten bs durch öff. Meing h e r a n t r e t e n.

Ich finde jene angeführten Worte höchst konzis. Es ist nicht die Stellung, nicht die Gewohnheit unserer Staatsmänner, Probleme a u f z u s u c h e n. Sie warten ab, bis sie durch die öffentliche Meinung an sie h e r a n t r e t e n.

Zusage ds Ministers wie Versprr. d. Königs m e i n Werk. 1844 Bajonette — jetzt Andrg. ihrer Lage d. d. G s e t z g b g. —

Die Zusage des Ministers wie das Versprechen des Königs ist m e i n Werk. 1844 kreuzte man die Bajonette gegen die schlesischen Weber — heute verspricht man ihnen, dem Prinzipe meiner Agitation beipflichtend, Änderungen ihrer

Mein Werk! dad. daß ich mich an die Massen wandte und mit ihrem Echo die Stimme d. Wissensch. verstärkte. Dessen werde ich angeklagt.

Und noch Eins.
Bischof. „Überstürzg."

In der That!

50 Jahre nach meinem Tode über dse gewaltige und merkwürdige Culturbewegg anders denken als Düss. Ger.

— Schluß —

s m. Gewissen dse Bewegg hervorgeggn, an Ihr Gewissen wende ich mich. Wenn halb halb so viel etc. Frsprchg unzwflhft.

Lage, Abhilfe ihrer Not durch die Gesetzgebung!

Diese merkwürdige, diese heilsame Umwandlung ist, ich wiederhole es, mein Werk. Sie ist die Folge gerade dessen, daß ich an die Massen mich wandte und mit ihrem Echo die Stimme der Wissenschaft verstärkte! Und dafür werde ich angeklagt??

Und noch eins: der Bischof fürchtet, wie ich Ihnen sagte, Überstürzung der Ausführung dieser von ihm für durchaus ausführbar gehaltenen Maßregel.

Und in der Tat, diese Überstürzungsgefahr ist und war seit je, bei allen großen Reformen gerade um so mehr vorhanden, je gerechter sie waren. — —

O, meine Herren, fünfzig Jahre nach meinem Tode wird man anders denken über diese gewaltige und merkwürdige Kulturbewegung, die ich unter ihren Augen vollbringe, als der Düsseldorfer Richter erster Instanz, und eine dankbare Nachwelt wird — dessen bin ich sicher — meinem Schatten die Beleidigungen abbitten, welche jenes Urteil und jener Staatsanwalt gegen mich verübt!

Meine Herren, wie diese Bewegung aus meinem Gewissen hervorgegangen ist, so wende ich mich an Ihr Gewissen bei diesem Urteil. Wenn Sie sich nur mit der Hälfte jener Gewissenhaftigkeit und Objektivität bei diesem Urteil prüfen, mit welcher ich mich prüfte, als ich das Banner dieser Agitation erhob, so ist jede Verurteilung absolut unmöglich! Dann erlauben Sie mir mit einer Versicherung zu schließen, die Sie nicht als ein rhetorisches Kunststück, sondern als den tiefsten Ausdruck meiner sittlichen Überzeugung betrachten wollen. Es ist hart für einen Mann meines Alters und meiner Lebensgewohnheiten, auf zwölf Monate, ja nur auf zwölf Tage ins Gefängnis zu gehen, und es steht

in dieser Hinsicht nicht alles mehr bei mir wie in meiner Jugend, wo ich mit derselben Gleichgültigkeit ins Gefängnis ging, wie ein anderer zum Ball! Aber trotzdem — lieber wollte ich mein Lebtag nicht wieder die Nacht des Kerkers verlassen, als dieses Urteil gefällt zu haben!!

Bemerkenswert erscheint es, daß Lassalle den effektvollen Schluß, der beiläufig bemerkt, einer Stelle in den Memoiren Beaumarchais' fast wörtlich nachgebildet ist, schriftlich gar nicht, oder doch nahezu nicht skizziert hat. Hier war er seiner Sache offenbar ganz sicher. Vor dem letzten Passus: „wie diese Bewegung aus meinem Gewissen hervorgegangen ist" und so weiter, faltete er das Oktavblatt sorgsam und bedächtig zusammen und legte es beiseite. Darauf veranstaltete er, während er mit erhobener Stimme die Schlußsätze sprach, jene langsame Vorbewegung auf den Präsidenten zu, von der ich vorhin sprach, so daß er beim letzten Worte diesem gerade gegenüber und so nahe wie möglich stand. Die Wirkung war außerordentlich.

Das Ende

Lassalles Kräfte waren wirklich durch die übermenschlichen Anstrengungen des letzten Jahres erschöpft. Er nahm die Verurteilung sehr tragisch. Das Gefängnis erschreckte ihn. Seine Stimmung war am letzten Abend tief gedrückt. Er ahnte Böses. Es mußte mir auffallen — und ich habe auch gleich mit meinen Freunden darüber gesprochen —, wie oft Lassalle an diesem letzten Abend auf seinen Tod zu sprechen kam. Zufälligerweise war auch vom Zweikampf die Rede. Ich hielt es für eine große Möglichkeit, beinahe für eine Wahrscheinlichkeit, daß er mit seinen wilden provokatorischen Ausfällen früher oder später mit irgend jemand, der keinen Spaß verstand, in ernste Händel geraten würde.

„Mit mir schießt man sich nicht," sagte er lächelnd. „Ich schieße die Pflaume vom Baume."

Auf Lassalles besondere Veranlassung war seine Abreise aus Düsseldorf geheimgehalten. Die einzigen, die ihm das Ge-

leite zur Bahn gaben, waren der Düsseldorfer Bevollmächtigte, der Verleger Reinhold Schlingmann und ich.

Die Gräfin war schon in das Coupé gestiegen. Wir plauderten noch vor der offenen Coupétür. Ich hatte durch meinen Verleger erfahren, daß man die Nummern der „Düsseldorfer Zeitung", welche die Lassallesche Rede enthielten, nachträglich noch konfiszieren und gegen mich als den verantwortlichen Redakteur vorgehen wolle. „Dann darf ich doch auf Sie als auf meinen allerwichtigsten Zeugen rechnen?" fragte ich Lassalle.

„Wenn ich kommen kann, komme ich, das verspreche ich Ihnen. Ich halte es aber für unmöglich, daß man Ihnen Scherereien bereiten wird; sollte das Unmögliche dennoch geschehen, dann tun Sie nur alles, was in Ihren Kräften steht, um die Sache hinzuziehen; denn augenblicklich bin ich so völlig herunter, daß ich beim besten Willen nichts tun kann, auch für mich selbst nicht. Ich rechne nur noch auf Rigi-Kaltbad! Molkenkur! Wenn meine Stimmung anhält, dann ertrage ich das Gefängnis nicht mehr. Lieber wandere ich aus. Ich kann's eben nicht mehr aushalten ... Und nun leben Sie wohl! Ich werde Ihnen Ihre Freundlichkeiten nie vergessen."

Lassalle sagte diese letzten Worte mit einem so eigentümlich wehmütigen Ausdruck, daß ich ganz ergriffen war. Ich sah ihn erstaunt an. Da überkam ihn urplötzlich ein nervöser, mir unerklärlicher Anfall von Rührung. Er drückte mir die Hand mit einer Innigkeit, daß ich hätte aufschreien mögen, und dann schloß er mich in die Arme mit der vollen Zärtlichkeit eines alten väterlichen Freundes. Ich war von diesem unerwarteten Gefühlsausbruch ganz bestürzt. Ich fühlte ein angstvolles Befremden. Diese Verabschiedung kam mir gar nicht geheuer vor. Ich habe nie in meinem Leben Ahnungen gehabt; aber in diesem Augenblicke überkam mich die feste Empfindung: den siehst du nie wieder!

Die Sache war wirklich seltsam, unerklärlich. Ich war zwar mit Lassalle viel zusammengetroffen, aber wir hatten nie von anderen als von sozusagen geschäftlichen Angelegenheiten gesprochen, besonders von seinem Prozeß und was damit zusammenhing. Niemals war ein vertrauliches Wort über unsere Lippen

gekommen. Niemals hatte sich in mir und sicher auch nicht in Lassalle ein Gefühl geregt, das einer wahrhaft freundschaftlichen Anwandlung ähnlich sah. Wir waren bekannt geworden, aber wir waren keine Freunde. Und nun dieses Überquellen einer wirklich freundschaftlichen Empfindung, die mir ebenso ehrlich wie rätselhaft erschien! Ich wußte nicht, was ich sagen sollte ...

Lassalle war eingestiegen. Der Schaffner hatte das Coupé geschlossen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Er lehnte sich zum Fenster hinaus und schwenkte grüßend den kleinen Reisehut. Und als letzte und deutlichste Erinnerung an unseren Abschied habe ich bewahrt, wie scharf sich die runde Silhouette seines schön geformten Kopfes von dem hellen Hintergrunde abhob. Der Zug fuhr davon.

Am 11. Juli wurde richtig der Separatabdruck meines Berichts über Lassalles Rede mit Beschlag belegt. Daß ich in erster Instanz verurteilt, in zweiter freigesprochen wurde, habe ich schon in einem früheren Kapitel erwähnt.

Am 1. September erhielt ich eine Depesche aus Genf, daß Lassalle, der im Duell tödlich verwundet, am 31. August mittags in Genf gestorben sei. Ich brauche nicht zu schildern, wie mich diese Nachricht erschütterte.

Die Erinnerungen an die häßlichen Streitigkeiten, die sich um die Leiche des Gefallenen zwischen der Gräfin Hatzfeldt, der Familie und den Behörden erhoben, sind zum Glück verblaßt, und es liegt keine Nötigung vor, sie im einzelnen wieder aufzufrischen.

Der gewaltsame Tod des geliebten Freundes erschütterte die Gräfin aufs äußerste. In ihrer Verzweiflung schrieb sie an Emma Herwegh, die Gattin des Dichters:

„... An seinem Sarge wurden Reden gehalten, die Redner konnten vor Tränen kaum sprechen, die harten Arbeiter schluchzten wie die Kinder ... Ich fürchte mich entsetzlich vor der definitiven Trennung von dem Sarge und vor eintretender Ruhe. Mich hat die Kugel ebenso getroffen und mir ein bedeutendes Stück Herz abgerissen. Ich fühle mich gebrochen, unfähig.

... Wohl hatte ich recht, als ich am Tag vor dem schrecklichen Tag zu Becker sagte, nun wird mein wie sein Todesurteil entschieden ... Ich mache mir die heftigsten Vorwürfe, grüble und sinne immerwährend, wie er gerettet hätte

werden müssen ... er sagt in einem Briefe an das Scheusal: ‚Mein Blut komme über dich und mein Fluch verfolge dich bis zum Grabe ...' In seiner Wohnung sitzen seine Todfeinde und inventaren Alles für den Trödel. Wenn ich seinen Sarg nicht wieder bekomme, werde ich verrückt ..."

Am 12. September bat mich die Gräfin Hatzfeldt, die mit dem von Lassalle zu seinem Nachfolger ausersehenen Schriftsteller Bernhard Becker in Düsseldorf eingetroffen war, zu ihr zu kommen. Sie hatte die Leiche Lassalles, die mit dem Dampfboot von Mainz nach Köln befördert war, in Düsseldorf in Empfang nehmen wollen, um sie nach Berlin zu begleiten, wo sie nach ihrem Wunsch bestattet werden sollte. Sie glaubte sich das Recht zu diesen Verfügungen durch ein bindendes Abkommen mit der Mutter des verstorbenen Freundes gesichert zu haben. Die Absicht der Gräfin, in Düsseldorf eine große Leichenfeier zu veranstalten, wurde durch die Behörden vereitelt. Die Leiche wurde ungeachtet der Proteste der Gräfin Hatzfeldt mit Beschlag belegt und unter polizeilicher Begleitung nach Berlin und von da weiter nach Breslau befördert, wo sie der Familie übergeben wurde.

Die Gräfin hatte mich zu sich beschieden, um mir diese Tatsachen mitzuteilen, und wollte mich veranlassen, ihr vermeintlich wohlerworbenes Recht auf die Bestattung der Leiche mit aller Energie gegen die gewaltsamen Maßregeln der Behörden zu verteidigen. Ich entgegnete ihr mit möglichster Schonung, aber mit voller Bestimmtheit, daß es mir aufs äußerste widerstrebe, mich an diesem Kampf zu beteiligen.

Ich hatte erwartet, daß ich die Gräfin ganz gebrochen finden würde. Ich war erstaunt, mit welcher Selbstbeherrschung sie mir die Situation in allen Einzelheiten mit vollkommener Ruhe und Klarheit auseinandersetzte. Sie sprach mit äußerster Gelassenheit, und ihr Gesicht verriet keine Erregung. In ihrem ganzen Wesen hatte sie etwas Großartiges, wie das einer römischen Matrone.

Auf dem Breslauer Friedhof ist Ferdinand Lassalle bestattet worden. Auf den Stein hat man die Worte gesetzt: „Hier ruht, was sterblich war von Ferdinand Lassalle, dem Denker und Kämpfer." Als Verfasser dieser einfach schönen Grabschrift wurde

Lothar Bucher genannt; sie soll aber, nach Brandes, vom alten, achtzigjährigen Boeckh herrühren.

* * *

Es ist eigentlich nicht richtig, daß ich mit diesem traurigen Kapitel meine Erinnerungen an das alte Düsseldorf beschließe; denn ich habe auch dort vorwiegend nur heitere Tage verbracht.

Fast alle meine Düsseldorfer Freunde sind inzwischen gestorben, aber ich sehe sie noch immer lebendig vor mir in ihrem lebensfrohen und kunstfreudigen Schalten und Walten. Ich habe ein freudiges und dankbares Andenken an die lustigen Leute, an die grüne Stadt und an den sonnigen Rhein bewahrt; und wenn ich beim Arbeiten zur Molièrebüste von Houdon auf meinem Schreibtisch aufsehe, die mir die Freunde vom „Malkasten" bei meinem Abschiede aus Düsseldorf geschenkt haben, dann will es mir gar nicht in den Kopf, daß dies schöne Bildwerk seit nun mehr als einem halben Jahrhundert auf demselben Flecke steht.

Der Dichter des „Narciß“

Rückkehr nach Berlin

Das Lehmann-Lehfeldtsche Familienhaus

So glücklich ich mich in dem lieben alten Düsseldorf gefühlt hatte, so klar war es mir doch stets gewesen, daß ich es dort nicht viel weiter bringen würde, als ich es — mühelos und schnell — gebracht hatte. Ich war eben ein rühriger und ganz brauchbarer Lokalblättchenredakteur und fand im „Malkasten" sehr freundliche Aufnahme. Ich verhehlte mir aber nicht, daß die sonnige Gartenstadt für einen lebens- und genußfrohen Menschen leicht zu einem Capua am Niederrheine werden könne. Mir war immer zumute, als ob ich mich da nur auf einem längeren Ferienausfluge herumtriebe und eigentlich dahin gehörte, wo ich die stärksten Eindrücke meiner Kindheit und ersten Jugend empfangen hatte. Als mir nun ganz unerwartet der Antrag gemacht wurde, als Redakteur in das Wolffsche Telegraphenbureau einzutreten, griff ich mit beiden Händen zu. Berlin und eine nach meinen damaligen Begriffen und Bedürfnissen glänzend dotierte Stellung — mir wurde ganz bange vor soviel Glück. Und wem hatte ich es zu verdanken? Wieder meinem unvergeßlichen Gönner Joseph Lehmann, der mich, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, dem ihm befreundeten Begründer und Besitzer des Bureaus für politische und Handelsdepeschen und zugleich auch Begründer und Eigentümer der „Nationalzeitung", Doktor Bernhard Wolff, aufs wärmste empfohlen hatte.

Zu Anfang des Jahres 1865 übersiedelte ich also nach Berlin. Nun sollte ich ihn endlich kennen lernen, meinen gütigen Freund, der mir wie kein zweiter den Weg zur Schriftstellerei gebahnt hat. Ihm galt natürlich mein erster Besuch.

Joseph Lehmann, der früher Eisenbahndirektor gewesen war, hatte erst vor kurzem seinen Wohnsitz von Glogau nach Berlin zurückverlegt. Er wohnte in einem mittelgroßen Hause in der Matthäikirchstraße, zu dem ein herrlicher parkartiger Garten mit alten schattigen Bäumen gehörte. Davon ist nicht viel mehr übriggeblieben. Das gemütliche Haus aus der anspruchslosen

Berliner Zeit ist längst niedergerissen, und die schönen Bäume sind gefällt. Auf dem durch die liebloſe Spekulation so gewonnenen Bauplatze erheben sich jetzt moderne Prunkgebäude.

Der „alte Joseph Lehmann", wie der rüstige Sechziger allgemein genannt wurde, empfing mich so väterlich herzlich, wie ich es hatte erwarten dürfen. Er war kaum mittelgroß, schmächtiger Gestalt; die hohe kluge Stirn war von noch vollem weißem Haar umrahmt; seine dunklen Augen blickten gescheit und treuherzig in die Welt. Er war lebhaft in seinen Bewegungen, sprach schnell und gewandt und wußte vom vorigen Geschlecht, mit dem er jung gewesen war: von Alexander von Humboldt, den geselligen Zusammenkünften bei Varnhagen von Enſe, von Rahel und Henriette Herz, dem Buchhändler Veit und so weiter viel Interessantes zu erzählen. Seine Darstellung war ungemein lebendig, sein Urteil scharf und immer wohlwollend.

Das Haus mit dem schönen Garten gehörte der Frau Witwe Lehfeldt und war nur von ihrer und der ihr verwandten Familie Joseph Lehmanns bewohnt. Der älteste Sohn der Eigentümerin, Leonhard Lehfeldt, ein hervorragend begabter Jurist, dem eine glänzende Zukunft beschieden zu sein schien — er starb leider in ganz jungen Jahren — war mit der ältesten Tochter Joseph Lehmanns verheiratet; Leonhards Schwester Klara mit einem jungen Maler verlobt, in dessen Familie die künstlerische Begabung erblich war, mit Paul Meyerheim.

Paul Meyerheim — der Typus des unverfälschten Berliners in seiner liebenswürdigsten Ausgabe, immer fidel, treffend und scharf in seinem Urteil, für das er stets den witzigsten Ausdruck fand, ohne je verletzend zu sein, freundlich und umgänglich — stand damals am Beginn seiner Laufbahn. Nach seiner Vermählung zog das junge Paar in das Lehfeldtsche Haus ein, und jahrzehntelang war die Wohnung im zweiten Stock mit ihren verhältnismäßig kleinen und niedrigen Zimmern, die Meyerheim lustig ausgemalt und mit allerhand geschmackvollem, originellem, aus aller Herren Ländern zusammengetragenem Krimskrams vollgepfropft hatte, der Sammelpunkt der amüsantesten und interessantesten Berliner Gesellschaft.

Menzel, der wohl mit niemandem intimer verkehrte als mit dem sehr viel jüngeren Paul Meyerheim, war da ständiger Gast. Der kleine Mann mit dem großen leuchtenden Schädel, dem man dort wie überall mit dem größten Respekt begegnete, stand gewöhnlich in einer Ecke, sprach wenig und blickte mit dem strengen, beinahe harten Gesichtsausdruck, der ihm eigen war, um sich. Er war sicher ein vornehmster Schmuck jeder Gesellschaft. Zur Gemütlichkeit trug er aber nicht gerade bei. Er störte sie aber auch in keiner Weise. Und daß es in diesem echten und in seiner Anspruchslosigkeit doppelt behaglichen Künstlerheim gemütlich herging, dafür sorgten schon der lebensfrohe, immer gut aufgelegte Wirt mit seiner klugen und lebhaften Frau und die Hausfreunde: Reinhold Begas mit seiner bestrickend anmutigen und bezaubernd liebenswürdigen Grete, der gute Eckert, der Richard Wagner in Berlin zu Ehren brachte, mit der majestätisch schönen Kathi, die er aus Wien heimgeführt hatte, Ernst Dohm und Wilhelm Scholz, der alte Berthold Auerbach mit seiner befriedigt lächelnden Weisheit, der freundliche, kluge Herzog von Ratibor, der sich nirgends wohler fühlte als in den Kreisen der Künstler und Gelehrten, Helmholtz und die auswärtigen Gäste, die während ihres Aufenthaltes in Berlin das Meyerheimsche Haus als das ihrige anzusehen sich gewöhnt hatten, wie der grundgescheite, immer anregende Franz Lenbach, Rubinstein, Hermine Spies und so viele andere! Aber hier schweife ich schon über zum gesellschaftlichen Leben einer späteren Zeit, das ich hier nur flüchtig streifen darf.

Zur Zeit, von der ich spreche — Mitte der sechziger Jahre —, ging es in dem Hause der Matthäikirchstraße nicht so laut und lustig zu. Da herrschte einfach altfränkisch genügsames Wohlleben: oben die Familie Lehfeldt, unten die Familie Lehmann, deren jüngster Sproß, Felix, der damals noch die Schulbank drückte, von seinem klugen Vater den kritisch-literarischen Scharfblick geerbt zu haben schien. Felix Lehmann, der erst vor kurzem gestorben ist (1914), darf in der Tat das Verdienst beanspruchen, einen unserer jetzt gefeiertsten Schriftsteller, der lange Jahre hindurch, ich will nicht sagen: verkannt, aber

nicht gekannt war, entdeckt zu haben. Ich meine Hermann Sudermann.

Sudermann war schon Gott weiß wie lange in Berlin; er hatte schon einige seiner allerbesten Sachen, wie „Frau Sorge", „Katzensteg" und so weiter, veröffentlicht. Sein Name war nur einem kleinen Kreise bekannt. Seine Erzählungen lagen bleischwer bei seinem jungen Verleger Felix Lehmann, dessen unbedingtes Vertrauen zur Zukunft des Dichters, dessen fester Glaube an das ungewöhnliche Talent seines Autors durch den ungenügenden Erfolg nicht einen Augenblick erschüttert wurde. Mit rührender Anhänglichkeit hielt der junge Lehmann zum jungen Sudermann. Er gewährte ihm die Möglichkeit, sich in Berlin zu halten und weiterzuarbeiten, bis der entscheidende Tag kommen würde. Er ließ lange auf sich warten. Endlich, endlich kam er, überraschend für alle Welt, nur nicht für den zuversichtlichen Verleger: der große Erfolg der „Ehre", der mit der verwegenen und packenden Schilderung des „Hinterhauses" — nachdem Gerhart Hauptmann in seinem Schauspiel „Vor Sonnenaufgang" in der besonderen Veranstaltung der „Freien Bühne" den Auftakt gegeben hatte — wohl als der Wendepunkt zur „neuen Richtung" unserer dramatischen Literatur im ständigen Repertoire der Berliner Bühnen zu bezeichnen ist. Der am 27. November 1889 kaum genannte und wenig gekannte Sudermann war am Morgen des 28. eine Berühmtheit und einer der gefeiertsten deutschen Bühnendichter. Nun erkundigte man sich, ob und was der glückliche Dichter schon früher geschrieben hatte, und die natürliche Folge der durch den starken Bühnenerfolg erweckten Teilnahme war der zum mindesten ebenso berechtigte und vielleicht noch nachhaltigere Erfolg seiner erzählenden Dichtungen: „Frau Sorge" und „Katzensteg".

Ludwig Dessoir entdeckt ein Manuskript in Goldpapier

In einem gewissen Sinne erinnert diese denkwürdige erste Aufführung im Lessingtheater an eine andere, wohl nicht minder überraschende Premiere im Schauspielhause — an die des „Narciß". Auch sie machte einen bis dahin völlig Unbekannten

mit einem Schlage zu einem allgemein Bekannten, und wenn man eine Geschichte des deutschen Theaters schreibt, wird der Name Emil Brachvogels nicht umgangen werden dürfen und das Hauptwerk seines schriftstellerischen Schaffens — eben der „Narciß" — trotz aller ihm anhaftenden Mängel und Schwächen doch als eine der beachtenswerten Dichtungen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts bewertet werden müssen.

Und dieser gute Brachvogel führt mich nun nach langem Umwege zu meinem Ausgangspunkte zurück: zum „Wolffschen Telegraphenbureau", in das ich Mitte der sechziger Jahre eingetreten war, und dem auch Brachvogel einige Jahre vor meinem Eintritt angehört hatte. Die Tradition an den später berühmt gewordenen Dichter des „Narciß" war damals noch rege. In den Schubladen meines Pultes, an dem er früher gearbeitet hatte, fand ich beim Aufräumen sogar noch einige Blätter von seiner nicht sehr schönen, aber charakteristischen Handschrift: meist wertlos gewordene Kollektaneen, Nachträge zum Gothaischen Almanach, die seit langen Jahren berücksichtigt waren, Auskünfte über politische Persönlichkeiten, die eine vorübergehende Wichtigkeit erlangt hatten und um die sich nun kein Mensch mehr kümmerte, und dergleichen. Auch einige wenige, mir unverständliche Aufzeichnungen, die wohl zu schriftstellerischen Arbeiten dienen sollten, vielleicht auch gedient hatten. Denn in den oft sehr langen Pausen des Bureaudienstes hatte sich Brachvogel auch schriftstellernd beschäftigt; und im „Wolffschen Telegraphenbureau" ist der „Narciß" zum großen Teile entstanden. Hier hat er auch das Manuskript sorgsam abgeschrieben, in einen schönen Umschlag geheftet und um Ostern 1855 vertrauensvoll dem Generalintendanten der Königlichen Schauspiele, Botho von Hülsen, eingereicht.

Kleine Ursachen, große Wirkungen: der harmlosen Auffälligkeit dieses kindlichen Umschlages ist vielleicht die Aufführung des „Narciß", also einer der größten deutschen Bühnenerfolge des vorigen Jahrhunderts zu danken.

Die Sache kam so: Ludwig Dessoir hatte sich eines Tages wegen irgendeines Anliegens bei Herrn von Hülsen melden lassen und war um die Mittagsstunde in das Bureau der General-

intendantur bestellt worden. Dessoir konnte nicht gleich vorgelassen werden und mußte im Vorzimmer warten, in dem gerade Hofrat Teichmann und einige andere expedierende oder vielmehr rückexpedierende Sekretäre damit beschäftigt waren, einen Stoß von Manuskripten, die vor den Augen der prüfenden Lektoren keine Gnade gefunden hatten, den Autoren wieder zur Verfügung zu stellen, „mit bestem Danke für das geschenkte Vertrauen, da das Werk, unbeschadet seiner vortrefflichen Eigenschaften, zur Aufführung gerade auf der Königlichen Bühne nicht geeignet erscheine“.

Mit wehmütigem Lächeln sah Dessoir auf diesen Berg von Manuskripten, auf diesen Haufen von nüchternen Zirkularen mit banaler Tröstung — soviel verlorene Stunden rührend ehrlicher Arbeit, soviel vernichtete Hoffnungen! Er sah, wie die bureaukratischen Abschlächter mit korrekter Nüchternheit ihres traurigen Amtes walteten, nahm fünfzehn bis zwanzig dieser unglücklichen Stücke zwischen die beiden Hände und wog sie. All die darauf verwandte Arbeit hatte nur dazu gedient, das an sich schon geringe Wertobjekt noch zu entwerten! Aus dem reinen Schreibpapier war Makulatur geworden, die nur noch nach dem Gewichte, zu ein paar Pfennigen das Pfund, zu verkaufen wäre.

Während er die Manuskripte mitleidig betrachtete und auf den Tisch zurücklegte, fiel ihm eines durch den leuchtenden Glanz des Umschlages ins Auge. Er zog es aus dem Haufen hervor. Es war eingeschlagen in Goldpapier, wie man es für Ketten und Netze am Weihnachtsbaum oder für die „bunten Tüten vom Klapperstorch“ bei der Geburt eines kleinen Brüderchens oder Schwesterchens zu verwenden pflegt. Die Naivität des Dichters, der das für schön halten mochte, da er ein sicher geliebtes Kind seines Geistes in dies strahlende Gewand gehüllt hatte, rührte den Künstler. Ein halbes Jahr hatte es im Intendanzbureau gelagert — eine kleine Ewigkeit für den armen Poeten, der sich langend und bangend mit jedem Frührot der Entscheidung über sein dichterisches Sein oder Nichtsein entgegensehnt, und dem nun endlich der grausame Richterspruch: Nichtsein! in nüchterner Amtlichkeit verkündet werden soll.

Dessoir schlug es auf und las den in sorgfältig ausgeführten

Verschnörkelungen gemalten Titel: „Narciß“ und den ihm völlig unbekannten Namen des Verfassers: A. E. Brachvogel.

Er las das Personenverzeichnis. Stolze historische Namen: die Pompadour, Melchior von Grimm, Diderot und andere Enzyklopädisten ... auch unhistorische: Narciß Rameau.

„Das setzt ganz frisch ein,“ sagte er, als er eine Weile gelesen hatte.

„So?“ erwiderte Teichmann gleichgültig, ohne sich in seiner grausamen Arbeit zu unterbrechen.

Dessoir las weiter und sagte nun kein Wort mehr.

Es verging wohl eine halbe Stunde. Ein Kanzleidiener überbrachte dem eifrigen Leser die Meldung: Herr von Hülsen habe noch eine dringliche Angelegenheit zu erledigen und lasse Herrn Dessoir bitten, sich entweder noch etwa eine halbe Stunde zu gedulden oder morgen wiederzukommen.

„Um so besser!“ sagte der Künstler, der kaum vom Manuskript aufgesehen hatte, und setzte, als er den verwunderten Blick des Dieners bemerkte, sich korrigierend, hinzu: „Schön, schön! Ich lasse danken. Ich werde warten.“

Als der Diener endlich wiederkam: „Der Herr Generalintendant lassen bitten ...“ hatte Dessoir die ersten drei Akte des Trauerspiels gelesen. Die Lektüre hatte einen so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht, daß er die Angelegenheit, die ihn zu Herrn von Hülsen geführt hatte, beinahe vergaß und ganz flüchtig abtat, um so bald wie möglich auf das, was ihm jetzt zur Hauptsache geworden war, zu kommen.

„Herr Generalintendant, ich muß Ihnen etwas sagen... Ich hab' hier zufällig vorn im Bureau, auf dem Tisch des Herrn Teichmann unter einem Berg von Manuskripten, die als unbrauchbar zurückgeschickt werden sollen, ein Stück gefunden ... ein Stück! ... ja, wenn mich nicht alles täuscht, dann ist das wirklich etwas! ... Etwas ganz Besonderes! ... Ich habe von den fünf Akten bis jetzt freilich erst drei gelesen ... aber die Wirkung ist kolossal! ... Würden Sie mir gestatten, das Stück mit nach Hause zu nehmen, um es auszulesen ... und nochmal zu lesen ... und dürfte ich Ihnen dann meine Meinung darüber mündlich oder schriftlich sagen?“

„Loben Sie mir nur nicht den Morgen vor dem Abend, lieber Dessoir! Also nehmen Sie das Stück mit, lesen Sie es aus, und wenn Sie nach dem letzten Akt immer noch glauben, daß es wirklich etwas ist, dann bringen Sie es mir morgen wieder. Dann wollen wir darüber weiter sprechen. Sonst geben Sie es dem Hofrat Teichmann — zu weiterer Behandlung.“

Teichmann brauchte sich nicht zu bemühen. Hülsen las das Stück, und wenn er auch den Enthusiasmus Dessoirs, dessen Urteil ihm wegen der wundervollen, dem trüb- und tiefsinnigen Künstler wie auf den Leib geschriebenen Titelrolle wohl befangen erscheinen mochte, nicht ganz teilte, so glaubte er doch auch an einen starken Erfolg. Er kassierte das Todesurteil der Lektoren und nahm das Trauerspiel von Emil Brachvogel zur Aufführung an. Das war um Michaeli 1855.

Brachvogel als Kosinsky in Hietzing

Brachvogel? Wer war denn dieser Brachvogel, von dem man noch nie etwas gehört hatte?

Man erkundigte sich nach ihm. Er wohnte da unten in der Markgrafenstraße, in der Nähe der Besselstraße, höchst bescheiden, mehr als das: kümmerlich. Es war ihm herzlich schlecht in seinen jungen Jahren ergangen, und jetzt in der Vollblüte des kräftigsten Mannesalters — er war im April 1824 in Breslau geboren, also noch nicht zweiunddreißig Jahre alt — ging es ihm auch nicht gut. Seine Mutter, die eine arme, kranke, schwermütige Frau gewesen war, hatte er vor zehn Jahren verloren. Seinen Vater hatte er kaum gekannt; die Cholera hatte ihn hinweggerafft, als der kleine Emil sechs Jahre zählte. So hatte er, beständig kränkelnd, eine recht freudlose Kindheit verbracht. Die Folgen des unregelmäßigen und ungenügenden Schulbesuches hat er nie überwunden. Er hat sein Lebtag schwer darunter gelitten und, als wir intimer wurden, mir oft mit rührenden Worten sein Leid darüber geklagt. Denn er hatte Wissensdrang, und es wollte ihm schier das Herz verbrennen, daß er aus Eigenem und ohne Anweisung nicht genug lernen konnte, um die weiten Lücken in seiner Bildung noch nachträglich auszufüllen. Ganz wie Kalisch.

Er wurde, da er ein gewisses Talent zum Zeichnen hatte, zu einem Graveur in die Lehre gegeben. Da hielt er es nicht aus. Dann kam er in die Werkstatt eines Bildhauers. Da hielt er es auch nicht aus. Der Bühnenteufel hatte ihn beim Schopfe gefaßt. Er stand allein auf der Welt, war Waise und ledig, er hatte gerade genug, um nicht zu verhungern; er lief davon, wurde Schauspieler, trat in einer kleinen Schmiere auf, in Hietzing bei Wien, natürlich als Kosinsky in den „Räubern", und fiel durch.

Es wundert mich nicht. Ich habe ihn freilich erst viel später kennen gelernt, aber ich kann mir nicht denken, daß er jemals das in jenen unschuldsvollen Tagen noch verlangte Rüstzeug zum Mimen besessen habe. Er hatte zwar eine gute Figur, war über mittelgroß, schlank und gerade gewachsen. Aber er sprach den Dialekt seiner Heimat in einer für jeden Nichtschlesier geradezu beleidigenden Weise. Und zu jener Zeit würdigte man die Eigenart des schlesischen Idioms noch nicht gebührend. Man war vielmehr noch von dem albernen Vorurteile befangen, daß der Schauspieler möglichst reines Deutsch zu sprechen habe.

Also er wurde ausgelacht, „angeblasen", wie es im Bühnenjargon heißt — und wie er mir eines Abends bei einer Tasse Tee mit dem üblichen kalten Aufschnitt erzählte, — lächelnd, und manchmal nicht lächelnd (und auch sein Lächeln war von einer Art, die andere nicht mitlächeln macht), wurde er so gründlich, so erbarmungslos verhöhnt, daß er die rührende Geschichte von der Schändung seiner Amalie kaum zu Ende bringen konnte. Boshaftes Gelächter und gemütliche Zurufe begleiteten jeden Satz, es war „die reine Hetz". Nach den Worten: „Man warf mich ins Gefängnis, alle meine Sinnen waren hinweg" erscholl von allen Seiten des Hauses kräftiglich ein gräßliches Echo: „Weg! Weg!" Noch ärger wurde der Skandal bei seinem Auftritt im nächsten Akt. Die unglücklichen Worte: „Die Pferde stehn gesattelt!", vor denen selbst dem sattelfesten Kosinsky bangt, entfesselten unbändige Heiterkeit, und die noch unglücklichere Fortsetzung: „Ihr könnt aufsitzen, wenn ihr wollt," stürmischen Protest: „Nein! Wir wollen nicht! Laßt's andere aufsitzen!" ... „Ich zäume gleich wieder ab!" stammelte der unglückliche Debütant. „Bravo!" und jubelnder Applaus bei offener

Szene. „Wenn ihr's haben wollt!“ hat Kosinsky noch zu sagen, und der schlesische Jüngling sagt's mit schlotternden Knien, und die dunkle Menge da unten, schadenfroh und grausam, johlt und brüllt: „Jawohl! Abzäumen! ... Weg! Weg!“

Und Brachvogel trat ab, machte einen weiten Bogen um die Frau Direktorin, ging in sein Kämmerlein, vertauschte den verschlissenen, goldverbrämten samtenen Schnürrock, in dem er sich als böhmischer Edelmann so schön gefunden hatte, mit seinem abgeschabten Anzug, schlich aus dem Hause hinaus in die graue Nacht und weinte bitterlich.

Was er an jenem Abend durchgemacht — er fühlte, daß er das ein zweites Mal nicht ertragen würde. Er war ja ein so gebrechliches Kerlchen! Und bis zu seinem Kosinsky hatte er so an sich geglaubt! Und nun auf einmal aus allen Himmeln gestürzt und — was das Schlimmste war — im tiefen Innern von der Gerechtigkeit seiner grausamen Richter überzeugt, mit vernichtetem Selbstvertrauen, in Wahrheit eine „Kreatur des Grams auf diesem taumelnden Ball!“

Er ist nie wieder aufgetreten.

Theatersekretär beim Kroll-Engel

Aber das Theater hatte es ihm nun einmal angetan. Mit dem Komödiespielen war's nichts gewesen. Ob ihm das Komödieschreiben besser gelingen würde? Mit einem fertigen Stücke kam er im Jahre 1848 nach Berlin. Es hieß „Jean Favard“, wurde wirklich aufgeführt und versagte. In tiefer Niedergeschlagenheit zog er sich mit seiner lieben, schönen, jungen Frau in ein schlesisches Gebirgsdorf zurück. Die tapfere Lebensgefährtin, die er in trauriger Zeit gefunden und mit der er bis an sein Lebensende in glücklichster Ehe gelebt hat, war in aller Trübsal sein bester Trost, seine festeste Stütze. Das bißchen Geld, das er bis dahin gehabt, hatte er inzwischen auch noch bis auf Heller und Pfennig verloren. Die bittere Not trieb ihn nach Berlin zurück. Da fand er nach langem vergeblichen Suchen eine Stelle.

Du lieber Gott, Theatersekretär bei Kroll! Mit einer Monatsgage von zwanzig Talern! Das war im Jahre 1854.

In den Biographien, die über Brachvogel erschienen sind, steht zu lesen, daß der Dichter des „Narciß" in dieser Stellung als Theatersekretär bei Kroll „den Grund zu seiner Bühnenerfahrung gelegt habe".

Das klingt ganz plausibel, aber es stimmt wirklich nicht. Wenn wir abends in seinem engen, durch das freundliche Walten der peinlich ordentlichen und anmutigen Hausfrau recht wohnlich und gemütlich gemachten Arbeitsstübchen — immer beim unausbleiblichen Tee mit kaltem Aufschnitt — um den runden Tisch beisammensaßen, wie oft hat er mir da von seiner damaligen Tätigkeit geplaudert!

Direktor war damals Joseph Engel, der „Kroll-Engel", der vor Jahren mit seiner Geige aus Ungarn zu uns gekommen war und sein Glück gemacht hatte. Er wurde wegen seiner auffallenden Erscheinung, seiner guten Einfälle und seiner durchaus vorurteilslosen Behandlung der deutschen Sprache seinerzeit eine der populärsten Erscheinungen der Berliner Bühnenwelt. Es ist wirklich sehr schwer, der Versuchung zu widerstehen, wenn man vom Kroll-Engel spricht, einige seiner bekanntesten Geschichten zum besten zu geben. Wenn ich mir den Mann mit der pechschwarzen Perücke und wohlgepflegten, üppigen Favoris vergegenwärtige, die ihr tiefes Ebenholzschwarz und ihren Glanz in unverminderter Leuchtkraft bis in seine weit vorgerückten Lebensjahre sich bewahrten, so höre ich ihn auch sprechen; höre ihn, wie er seinem hohen Gönner, dem damaligen König Wilhelm, auf eine gnädige Bemerkung über dies Naturwunder die untertänigste Aufklärung gibt: „Alles geforben, Majestät!" Und wie er sich der unangenehmen Aufgabe, die plötzliche Erkrankung eines Gastes, die im letzten Augenblick eine Vorstellung unmöglich macht, zu annoncieren, mit den Worten entledigt: „Die geehrten Herrschaften brauchen sich nur an der Kasse zu bemühen ..." — „An die Kasse!" ruft man ihm fröhlich entgegen. — „Das sag' ich ja! Die Herrschaften können sich das Geld an die Kasse wiedergeben lassen." — Eine Blüte des Engelschen Deutsch hat sich übrigens jahrzehntelang in unvergänglicher Frische erhalten. Am Eingang zum Theatergarten, neben der Kasse, hing noch bis vor wenigen Jahren ein Schild,

das, wie ich glaube, erst seit dem Übergang des Theaters in den Besitz des Königlichen Hauses beseitigt worden ist, mit der Aufschrift: „Ohne Entree ist der Eintritt nicht gestattet.“

Dieser brave Engel, der im übrigen trotz seiner verächtlichen Behandlung der gemeinen Grammatik ein grundgescheiter und witziger Kopf war, hatte also Brachvogel als Theatersekretär engagiert. Theatersekretär — der Titel, der ja auch nicht blendend schön genannt werden kann, war doch weitaus das Schönste an seiner Stellung. In Wahrheit war er nichts als der höhere Theaterdiener.

Die erste größere Mission, die ihm anvertraut wurde, war, wie Brachvogel mit besonderer Vorliebe seinen Freunden erzählte — ich hab's ein paarmal von ihm gehört —, daß er die Zulukaffern, die zum erstenmal in stattlicher Repräsentation auf deutschem Boden erschienen, von der Bahn abholen mußte. Scheußliche Fratzen mit grinsenden Mäulern — zur Reklame in offenen Droschken durch die ganze Stadt gefahren, in langsamstem Zockeltrab der abgetriebenen Gäule aus der guten alten Zeit, über die belebten Linden, durch das Brandenburger Tor nach dem wüstensandigen Exerzierplatz, der seitdem zum monumental ansehnlichen Königsplatz umgestaltet worden ist. Brachvogel mit der Denkerstirn und Dichtermähne neben dem Kutscher oben auf dem Bock der ersten Droschke als introducteur des ambassadeurs, umschwirrt, begleitet und gefolgt von einer unabsehbaren Schar der wegen ihrer bescheidenen Zurückhaltung allgemein bekannten Berliner Schusterjungen, die in hellster Freude über die schwarzen Onkels johlend neben den Droschken hertraben ... Brachvogel auf dem Bock!

Der Empfang und Willkomm der nobles étrangers wurde gewissermaßen seine Spezialität. Er hatte die Ehre, chinesische Gaukler, arabische Messerwerfer, spanische Tänzer („Schnorreros“ in Berlin genannt) und wie die edlen Fremdlinge alle hießen, die Engel zur Belebung des Interesses für sein Theater geladen hatte, im Auftrage des Direktors auf dem Bahnhofe zu empfangen und zum Theater zu geleiten. Aber es half alles nichts. Weder die gewöhnlichen Vorstellungen der Opern und Gesangsposse, noch die schätzenswerten Leistungen exotischer Heimats-

kunst zogen das schwerfällige Publikum ins Theater; und Engel, dem es später wieder so gut gehen sollte, machte damals so schlechte Geschäfte, daß er Konkurs anmelden mußte. Brachvogel war nun wieder ohne Stellung.

Es war für ihn ein harter Schlag. So karg sein Einkommen auch gewesen war, es war doch besser als nichts. Und jetzt stand er dem Nichts gegenüber. In einer Beziehung hatte er indessen den notgedrungenen Abschied vom Krollschen Theater wirklich weniger zu beklagen, als vielmehr mit Freuden zu begrüßen: es war eine des talentvollen Menschen ganz unwürdige Stellung; als Bühnendichter hatte er da nicht das geringste lernen können.

Entstehung des „Narciß“ in den Bureaustunden

Einem theaterkundigen Manne waren Brachvogels wenig glorioſe „erste Waffentaten“, von denen das große Publikum kaum Notiz genommen hatte, doch aufgefallen: Franz Wallner, der damals Direktor des Königstädtischen Theaters am Alexanderplatz war. In den mißglückten Versuchen des jungen Mannes witterte er doch etwas Kraftgenialisches; und der feingeistige Titus Ullrich, der Rezensent der „Nationalzeitung“, der unter den Kritikern der damaligen Zeit wohl die feinste Feder führte, gab dem Theaterpraktikus Recht. Als er nun hörte, daß es dem armen Teufel schlecht ging, verwandte er sich für ihn bei dem vornehm gesinnten, allzeit menschenfreundlichen und hilfsbereiten Besitzer des angesehenen Blattes, Doktor Bernhard Wolff, der ihn zwar für die „Nationalzeitung“ nicht gebrauchen konnte, aber in seinem Telegraphenbureau unterbrachte — und zwar unter viel anständigeren Bedingungen, als sie ihm als Kaffernführer am Exerzierplatz hatten geboten werden können.

Als ich beinahe zehn Jahre später bei Wolff eintrat, fand ich unter meinen neuen Kollegen noch drei ältere Redakteure, die mit Brachvogel zusammen gearbeitet hatten. Sie alle stellten ihm das Zeugnis aus: ein guter Mensch und ein schlechter Musikant. Artig im Umgang, pflichtgetreu und beflissen, aber ahnungslos in bezug auf das, worauf es hier ankam. Seine Sprach-

kenntnisse waren minimal; von der deutschen und ausländischen Presse und der Bewertung der einzelnen Organe, von der Bedeutung der politischen Persönlichkeiten und so weiter hatte er kaum einen Schimmer.

Es kam eine Depesche, die ihm zur Erledigung übergeben wurde. Zunächst verstand er sie gewöhnlich gar nicht. Nach einiger Überlegung mißverstand er sie. Und wenn er sie endlich redigiert hatte, wußte er nicht, was mit ihr anzufangen war. Kurzum, er war hilflos wie ein Kind und in allen Fällen auf die eingreifende Unterstützung seiner sachkundigen Kollegen angewiesen, die ihn alle liebgewonnen hatten und ihn möglichst in Ruhe ließen. So hatte er sich denn aller selbständigen Direktive begeben müssen und war schließlich nicht viel mehr als ein simpler Schreiber und Expedient, der zur Bureauarbeit nur hinzugezogen wurde, wenn Not am Mann war.

Im Vergleich zur Unerheblichkeit dieser Subalternarbeit war die gebotene Präsenzzeit im Bureau exorbitant. Die langen Warte- und Mußestunden benutzte er nun zu seiner eigenen Arbeit, in der man ihn, wenn es sich irgendwie machen ließ, nicht weiter störte. Und so entstand — während weit hinten in der Türkei die Völker aufeinanderschlugen, Sebastopol fiel, die junge Napoleonische Herrlichkeit in ihrem blendendsten Glanze erstrahlte und das uninteressante Preußen mit seiner jammervollen Reaktion im Innern und seiner erbärmlichen Schwäche in der Leitung der auswärtigen Politik auf die niedrigste Stufe der Völker heruntergekommen war — lauter Vorgänge, die den weltfremden Grübler, der in einer phantastischen Zeit und in fernen Regionen eigener Erzeugung umhertappte, wenig anfochten — so entstand der „Narciß", so erhielt der poetische Embryo — Brachvogel schreibt in der Vorrede zur Buchausgabe in der für ihn charakteristischen Weise: „das poetische Embrio" — Leben und die Gestalt, in der wir das Drama von der Bühne herab kennen gelernt haben. — —

Aber die Mühlen der Theaterdirektoren mahlen langsam. Seit der Annahme des Stückes war wieder ein qualvoll langes Vierteljahr vergangen, und die Aufführung, auf die der Dichter seine ganze Hoffnung gesetzt hatte, ließ noch immer auf sich

warten. Da endlich, endlich am Heiligen Abend kam der heißersehnte große Brief mit dem großen Siegel der Generalintendantur: „Königliche Angelegenheit“.

Zitternd öffnete er ihn. Das war eine furchtbare Enttäuschung! Düringer, der damalige Schauspielhausregisseur, teilte ihm mit, gegen das Stück seien so ernste Bedenken laut geworden, daß die Einholung der königlichen Bestimmung geboten erscheine.

Das war ein trauriges Weihnachtsfest, eine schlimme Bescherung!

Brachvogel war ganz verzweifelt. Eine Bestimmung des Königs! Und dieser König hieß Friedrich Wilhelm IV., und Manteuffel war sein erster Minister und Hinckeldey sein Polizeipräsident ... Was wollte das Schreiben anderes sagen als: nachträgliche Ablehnung?

Die böse Deutung würde den Dichter wohl auch nicht getäuscht haben, wenn er nicht gute Freunde gehabt hätte — Freunde, von denen er damals gar nichts wußte, die sich aber tüchtig für ihn ins Zeug legten. Daß er auf Herrn von Hülsen rechnen durfte, wußte er wohl; aber Hülsen war königlicher Beamter und hatte in solchen Fragen nur ein Amt und keine Meinung. Brachvogel wußte damals noch nicht, daß Dessoir im Kreise seiner Kollegen gehörig Propaganda für das Stück gemacht und unter ihnen einen wertvollen Bundesgenossen gefunden hatte: Georg Hiltl, der als Anfänger auf der königlichen Bühne einen schweren Stand gehabt, sich mit den Jahren aber zu einem ebenso wirksamen wie dezenten Chargenspieler herausgemacht hatte; in derbkomischen Episoden war er sogar ausgezeichnet.

Hiltl war ein geschmackvoller, gebildeter Mann, sehr bewandert in der vaterländischen Geschichte, in der Waffenkunde sogar ein gelehrtes Haus und nebenher, vielleicht sogar vor allem, der begehrte Autor vielgelesener Romane aus der preußisch-brandenburgischen Historie. Im „Narciß“ war ihm zwar nur eine unbedeutende, kleine Rolle zugedacht, aber er war vorurteilsfrei genug, das Stück trotzdem gut zu finden. Das Verbot der Aufführung, oder wenigstens die Verschiebung ad calendas graecas, die in ihrer Wirkung dem Verbote auf ein Haar glich, tat ihm leid ... Und es traf sich gut: er war mit einem viel

angefeindeten und deshalb vielleicht um so einflußreicher gewordenen Manne intim befreundet: mit dem früheren Kollegen, allmählich zum Geheimen Hofrat aufgerückten Louis Schneider.

Als ausgepfiffener strammer Reaktionär aus dem Jahre 1848 ist Schneider wohl ziemlich vergessen, als prächtiger Komiker und lustiger Autor aber — namentlich als urwüchsiger Kurmärker mit der graziösen Pikarde — lebt er noch fort in der Erinnerung der alten Berliner Theaterfreunde. Louis Schneider hatte als Vorleser des Königs „das Allerhöchste Ohr Seiner Majestät“. Der König, der amüsante Leute wie Louis Schneider gut leiden mochte, gestattete seinem Vorleser, den Hiltl tüchtig bearbeitet hatte, ihm mit Umgehung aller schwerfälligen Instanzen die Leidensgeschichte des „Narciß“ in ungezwungenem Plaudern vorzutragen. Der Monarch fühlte ein menschliches Rühren und erteilte den Befehl, das Trauerspiel sogleich einzustudieren. Hülsen, der nun aller Verantwortlichkeit enthoben, war glücklich, dem Befehl gehorsamst Folge leisten zu dürfen.

Erst auf den Proben machte Brachvogel die persönliche Bekanntschaft Dessoirs, dem er unwissentlich schon so viel verdankte und dem er bald für dessen wahrhaft geniale Darstellung seines Sonderlings sich auch wissentlich zu tiefem Danke verpflichtet fühlen mußte. Dessoirs Narciß ist unübertroffen geblieben, obwohl unsere ersten Charakterdarsteller ohne Ausnahme, wie Dawison, Emil Devrient, Joseph Wagner, Sonnenthal, Haase, Wilhelm Kläger, Possart, Barnay, Friedmann, Kahle und wie sie alle heißen, den Narciß zu einer ihrer Paraderollen zählten.

Erste Aufführung des „Narciß“ (7. März 1856). Die Pagode

Nun war er da, der Entscheidungstag: der 7. März. Es war ein Freitag und abscheuliches Wetter. Im Regen und Sturm des unwirschen Vorfrühlings, unter aufgespanntem Schirm schritten Brachvogel und Frau, nachdenklich, mit pochendem Herzen, selbander dem Gendarmenmarkt zu, freudvoll und leidvoll. Den Luxus einer Droschke mochten sich die guten Leute

nicht gestatten. Vor dem Schauspielhause trennten sie sich mit einem Händedruck, wortlos. Sie wußten ja alles, was sie sich zu sagen hatten. Die junge Frau nahm in dem noch ganz leeren Hause ihren Sitz in der hinteren Reihe einer Parkettloge ein. Es war ja erst halb sechs, die Kasse war eben geöffnet, und die Vorstellung begann um halb sieben.

Brachvogel ging durch die schmale Tür auf der Rückseite des Hauses, die über halsbrecherische Treppen durch ein Wirrsal enger, verwinkelter Korridore nach dem Konversationszimmer führte. Kein Mensch da. Er legte seinen durchnäßten Überzieher ab, zog die vom Straßenschmutz besudelten Gummischuhe aus und hängte den abgetragenen, breitkrempigen Schlapphut an den Nagel. Den ganz nassen, triefenden Schirm behielt er gedankenlos krampfhaft in der Hand. Mit ihm beschritt er die jetzt in ihrer spärlichen Beleuchtung und dem krausen Wirrwarr so ungemütliche Bühne. Noch kein Künstler auf den Brettern. Natürlich nicht. Um diese Zeit! Sie waren ja samt und sonders in den Garderoben mit ihrer Kostümierung und der Herstellung ihrer „Masken" vollauf beschäftigt.

Der Regisseur Düringer war noch nicht zur Stelle. Unter lautem Gepolter und Stimmenlärm schoben die Arbeiter die Kulissen zurecht, schleppten die Möbel herbei, der Theatermeister, der alte Schierwagen, tobte gewohnheitsmäßig und schimpfte über die Esel, die von einer Probe zur anderen alles wieder vergessen. Von dem Manne im sauber gebürsteten, ziemlich fadenscheinigen Gehrock mit dem nassen Schirm in der Hand — von dem, der all diese lieblose Geschäftigkeit angerichtet hatte, nahm kein Mensch Notiz. Er fühlte sich in diesem geräuschvollen Durcheinander recht jämmerlich. Durch das Guckloch des Vorhanges blickte er in den noch halbdunkeln Zuschauerraum auf die leeren Sessel vor sich; im Halbschatten einer kleinen Loge, hinten an der Wand, saß eine dunkel gekleidete, junge, schöne Frau, leichenblaß, wie ein Gespenst.

Hätten sie es nur eine halbe Stunde länger zu Hause aushalten können in ihrem kleinen Stübchen in der Markgrafenstraße!

Aber die Stunde rennt auch durch den rauhsten Tag. Düringer

war gekommen, das Chaos lichtete sich, es wurde allmählich ruhiger. Die Künstler, die im ersten Aufzuge beschäftigt waren, versammelten sich nach und nach auf der Bühne, musterten sich gegenseitig mit kritischen Blicken, schüttelten dem Dichter, der sich an die Seitenkulisse gedrückt hatte, die Hand und sagten ihm wohl auch ein paar banale Worte der Ermutigung.

„Nur nicht nervös werden! Es wird sich schon machen ... hoffentlich! Unberufen!“

„Hals- und Beinbruch!“

„Schierwagen tobt. Das ist ein gutes Zeichen ... aber nicht beschreien!“

„Die Hoppé hat eben der Wudicke ihre Perücke an den Kopf geschmissen ... wir dürfen das Beste hoffen ... unberufen!“

Brachvogel verstand in seiner Erregung kaum, was man ihm sagte, und quittierte mit einem blöden Lächeln. Er kam erst zur Besinnung, als sich Dessoir schwerfällig durch die Mitteltür des Hintergrundes schob: mit einer wundervollen Maske des verbummelten Genies, in seiner malerischen Zerlumptheit ein famoser Gegensatz zu der in Samt, Seide, Brokat und Goldflitterkram strahlenden Umgebung. Auch er drückte dem Dichter die Hand. Brachvogel wollte ihm etwas sagen; aber Dessoir, der ebenso erregt war, winkte ab und wankte schon ganz im Habitus des Narciß — düster und ungesellig — nach der anderen Seite.

Es entstand eine gewisse Bewegung. Das leise Stimmengewirr verstummte vollends. Die Künstler nahmen eine geziemende Haltung an. Die Beamten und Arbeiter hielten sich stramm, Düringer verbeugte sich tief. „Der Chef!“

Auch er sagte mit seiner verbindlichen Gelassenheit dem Autor, der seine Aufregung nicht verbergen konnte, Freundliches, sah nach der Uhr, blickte durch das Guckloch in den nun halb beleuchteten Saal, der sich inzwischen mit einem ziemlich gleichgültigen Publikum gefüllt hatte, und fragte Düringer: „Alles fertig?“

„Zu Befehl, Herr Generalintendant.“

„Na, denn also: anfangen!“

Er trat in seine Loge zurück. Düringer warf noch einen letzten prüfenden Blick auf die Bühne, führte Brachvogel hinter die erste Kulisse rechts, ließ das Zeichen geben, und die beiden nahmen

Platz in dem kleinen Verschlage vorn, dem sogenannten „Fliegenschrank“, von dem aus man durch ein Gazefenster die Vorgänge auf der Bühne gut übersehen kann, ohne im Hause gesehen zu werden. Die Glocke schlug an, und mit widrig knatterndem Rauschen, das dem Autor durch Mark und Bein ging, wurde der Vorhang aufgezogen.

„Cita mors venit aut victoria laeta.“ Jäher Tod oder Siegeslust!

Brachvogel war in diesem Augenblick mehr tot als lebendig und siegesfreudig. Die trocken berufsmäßigen Bemerkungen, die Düringer ihm von Zeit zu Zeit zutuschelte, machten ihn halb verrückt.

Aber als er eine Weile so dasaß, überkam ihn allgemach, etwa wie den Erstarrten, den man durch einen feurigen Wein zum Dasein zurückruft, eine himmlisch wohlige Wärme, ein Seligkeitsgefühl, wie er es nie geahnt hatte. Mit Dessoirs Auftritt war die Stimmung gekommen. Das Publikum war überrascht, entzückt, hingerissen. Und nach dem Abgange des „Universalnarren“ brach spontaner jubelnder Beifall aus, der sich nach dem Aktschluß wiederholte und die Darsteller immer wieder auf die Bühne rief.

Der Erfolg behauptete sich ungeschwächt während der folgenden Aufzüge und steigerte sich im vierten Akt, der in seiner Bühnenwirksamkeit bis auf den heutigen Tag von keinem der späteren Autoren erreicht worden ist, zu wahrhaftem Enthusiasmus.

Und da mischte sich in das Händeklatschen, das den Künstlern, Dessoir in erster Linie, galt, erst schüchtern und vereinzelt, dann aber stürmisch und allgemein der Ruf nach dem Dichter. Man begehrte, den Unbekannten von Angesicht zu Angesicht zu sehen, der seine Hörer so zu fesseln, so zu ergreifen, ja zu erschüttern verstanden hatte. Und Dessoir, dessen finstere Züge nicht einmal die innigste Freude aufzuhellen vermochte, trat nach einem vielsagenden Blicke an die Seitenwand rechts und zerrte aus dem „Fliegenschranke“ den unbeholfenen, ungelenken Gesellen hervor, der nicht wußte, wie ihm geschah.

Lauter Jubel begrüßte ihn, begeisterter Zuruf. Dazwischen

auch ein merkwürdiges Lächeln der Rührung bei den einen, ehrlich frohes Anlachen, nicht Auslachen, bei den anderen.

Der von seinem Triumphe Halbberauschte hielt nämlich noch immer den Regenschirm in der zusammengekrampften Hand — den inzwischen halb getrockneten, häßlich klaffenden Schirm, der, wie angewachsen in diesen verhängnisschweren Stunden, sich von der Faust seines Besitzers durchaus nicht hatte lösen wollen.

Der Hervorruf des Dichters war damals noch etwas ganz Ungewöhnliches. Heute könnte der Dichter bei einer ersten Vorstellung im Personenverzeichnis auf dem Zettel stehen; manchmal kaum verlangt, kommt er doch wie gerufen. Zu jener Zeit dachte man aber gar nicht daran, daß bei einer rechtschaffenen Premiere der Verfasser zu den Mitspielern gehöre; der Applaus im Theater galt eben nur den darstellenden Künstlern.

Titus Ullrich begann denn auch seine Kritik in der „Nationalzeitung“ vom 9. März 1856 mit der Konstatierung dieses denkwürdigen Ereignisses: „Wenn wir erzählen, daß der Verfasser des heutigen Trauerspiels von unserem Publikum, und zwar von dem, welches sich nicht durch den Triumph der Frau Birch-Pfeiffer beirren läßt, zweimal, nach dem vierten und nach dem fünften Akte, gerufen wurde, so melden wir gewiß etwas Außergewöhnliches. Man hatte seit Jahren fast jede Novität ein bedenkliches Schicksal erleiden sehen und war von argem Mißtrauen erfüllt. Desto wohlgefälliger wirkte die Überraschung, als man endlich heute einer Komposition begegnete, hinter der sich trotz mancher Mängel ein Dichter von wirklichem Berufe kundgab. Man fühlte, daß diese Komposition nicht aus äußerlichen und hohlen Effekten zusammengeleimt, sondern aus poetischer Anschauung und aus einer gedanklichen Erfassung des Stoffes hervorgegangen.“

Zwei Hervorrufe des Dichters! Heutzutage wäre das ein frostiger Durchfall. Vor fünfzig Jahren war es der Weiser des höchsten Wärmegrades eines stürmischen Erfolges.

Am stärksten war dieser Jubel nach dem vierten Akte. Und es hing an einem Härchen, und es wäre ganz anders gekommen, und die ganze Wirkung wäre verpufft.

Wieder einmal hätte einer der blödsinnigen Theaterzufälle,

die Dichter, Direktor und Künstler um den Verstand bringen können — genau wie der feuerfeste Fidibus in Sardous „Pattes de mouche" —, auch in dieser Premiere mit verhängnisvoller Tücke beinahe die Hauptwirkung vereitelt, den ganzen Akt „geworfen", wie es in der Bühnensprache heißt, und den Erfolg in unberechenbarer, vielleicht gar nicht wieder gutzumachender Weise geschädigt.

Das Stück war auf seinem Höhepunkt angelangt, die Stimmung unvergleichlich. Die große Szene der Königin zu Beginn des vierten Aktes hatte vollkommen eingeschlagen. Verwandlung aus dem Gemach der Königin in das Zimmer der Quinault. Um durch seine Gegenwart die Arbeiter anzufeuern und den Umbau zu beschleunigen, kommt Hülsen auf die Bühne ... Man erinnert sich dieser Szene bei der Quinault, der eindrucksvollsten des ganzen Dramas: Narciß allein, im Zwiegespräch mit der Pagode, der dämlichen chinesischen Puppe, die er nur anzustoßen braucht, um sie zu allem, was er sagt, zu Vernünftigem und Absurdem, durch Nicken des Kopfes zustimmen zu lassen. In seiner Wut über diesen charakterlosen Ja-Bruder versetzt er der Figur einen Faustschlag, daß sie zu Boden fällt und in Scherben geht.

Hülsen hatte freudestrahlend dem Dichter Herzerfreuendes gesagt ... als er mitten in einem Satze jäh abbrach und mit einem gewaltigen Sprunge nach rechts schoß. Da schleppten gerade zwei Arbeiter den Tisch heran, auf dem die Pagode mit dem Wackelkopfe stand. Sie mußten wohl den Tisch nicht ganz gerade halten. Kurzum, die Pagode kam ins Rutschen, kippte, und — — wenn Hülsen nicht hinzugesprungen wäre und im allerletzten Momente die schwankende Gestalt gepackt hätte, wäre sie vor dem Stichwort zu Boden gefallen und zerschellt.

Bei dem Gedanken, daß die Pagode vorzeitig zerbrochen wäre, überlief alle eine Gänsehaut. Hülsen, Brachvogel, Düringer, Dessoir waren kreidebleich geworden. Der Narcißmonolog ohne Pagode — der Schuß, der töten soll, aus einer Pistole, die nicht losgeht, ist ja nichts dagegen! Ohne Pagode kein Monolog, ohne Scherben keine Szene mit der Quinault: „Scherben und Kehricht, und der jüngste Tag! ... Der jüngste Tag, wo alle

Pagoden zusammengeleimt werden. Es wird eine defekte, aber recht ehrbare Versammlung werden!" Ohne Pagode! Es ist nicht auszudenken.

„Fahr wohl mein wiehernd Roß und schmetternd Erz,
Mutschwellende Trommel, muntrer Pfeifenklang,
Du königlich Panier und aller Glanz ...
Fahr wohl!"

Nach Überwindung des lähmenden Schrecks explodierte der alte Offizier vom Kaiser-Alexander-Regiment, den dereinst wohl auch dickschädelige Bauernlümmel auf dem Exerzierplatz in Rage versetzt hatten, in dem nunmehrigen Generalintendanten und platzte durch den verbindlichen Kammerherrn durch und durch, und er mußte seinem Herzen vor allem in einigen rechtschaffenen: „Himmeldonnerwetter! Schockschwerenot!" Luft machen. Er beruhigte sich indessen, als Musterbeamter, der er war — „im Interesse des Dienstes".

„Ist denn wenigstens Ersatz da? ... für solche Fälle?" fragte er schließlich Düringer.

„Nein, Herr Generalintendant," stammelte der Angeredete mit gebrochener Stimme, während ihm die Knie schlotterten.

„Na, das wäre eine schöne Geschichte geworden! Hätten Sie Rat schaffen können?"

„Nein, Herr Generalintendant!"

„In ganz Berlin hätten wir jetzt ... es ist gleich neun ... zu nachtschlafender Zeit keine Pagode gefunden! Ich habe keine! Haben Sie eine, Düringer?"

„Nein, Herr Generalintendant!"

„Na, sehen Sie wohl! ... Also: anfangen!"

Er wandte sich ab und trat in seine Loge.

Und nun folgte die große Narcißszene, die die stärkste Wirkung des ganzen Abends hervorrief — mit der jetzt zur rechten Zeit zerschmetterten Pagode. Es ist eben alles eine Frage der Zeit. Sie entfesselte einen wahren Beifallssturm. Das Publikum war gar nicht zu bändigen, es heischte gebieterisch, den Dichter zu sehen. Und Brachvogel kam mit dem Regenschirm.

Ich höre noch sein Lachen, ich sehe noch seine guten, frohen Augen, als er uns erzählte, wie er zur zweiten Vorstellung in

das Konversationszimmer kam. Da standen auf den Tischen und am Boden ringsherum Pagoden, lauter Pagoden, wohl ein Dutzend und mehr, alle mit ihren dummen Gesichtern, alle mit wackelnden Köpfen, denn jedermann, der durch das Zimmer ging, machte sich einen Spaß daraus, die Köpfe anzustoßen.

„Sagen Sie mir, Herr Professor, gibt es eine Vorsehung?" — Die Puppe mußte nicken. „O ja! Natürlich!"

Es kam keiner vorüber, der dies Frage- und Antwortspiel unterlassen hätte.

Versuch einer Übersetzung ins Französische. „Sehnsucht"

Gegen das Brachvogelsche Drama, das einen vollkommenen und unbestrittenen Erfolg hatte, läßt sich gewiß viel sagen, und es ist viel dagegen gesagt worden, auch von seinen besten Freunden. Seine Behandlung des historischen Materials ist ja geradezu grauenhaft. Kein vernünftiger Mensch wird von dem freischaltenden Dichter pedantische Rücksichten auf das quellenmäßig geschichtlich Richtige verlangen. Daß es aber dem Dichter unter Berufung auf die Straffreiheit der licentia poetica unbenommen sein soll, ohne irgendwelchen einleuchtenden Grund, aus bloßer Willkür, die Wahrheit auf den Kopf zu stellen, menschliche Unbedeutenheiten zu Trägern weltbewegender Ideen, hervorragende Individuen zu trottelhaften Flachköpfen zu machen — das geht doch wohl nicht an!

Von dem, was man gemeinhin unter „dichterischer Freiheit" zu verstehen pflegt, darf man hier füglich auch gar nicht reden. Es ist vielmehr, wie Frenzel sehr hübsch von Brachvogel sagt, eine Naivität ohnegleichen, „als lebten wir noch zu Zeiten Shakespeares und Lope de Vegas". Er wußte es eben nicht anders und dachte sich nichts Böses dabei, wenn er Frankreichs hervorragende Geister des achtzehnten Jahrhunderts, die Enzyklopädisten, die Grimm und Diderot und so weiter, als eine Gesellschaft von Hanswürsten und dünkelhaften Dummrians hinstellte.

Und doch — und doch hat dieser Brachvogel bei all seiner köstlichen, von jeder Befangenheit des Kenners unberührten, von

allem Wissensqualm entladenen Naivität unbewußt die echte dichterische Witterung der geschichtlichen Stimmung. So kindlich verkehrt Persönlichkeiten und Verhältnisse im einzelnen gesehen und geschildert sind, die Gesamtstimmung, die Brachvogel hervorzurufen weiß, hat etwas überzeugend Echtes. Ich kenne kaum ein Bühnenwerk, das mich so historisch wahrscheinlich anspricht wie „Narciß". So kann es gewesen sein in den drückend schwülen Tagen, die dem gewaltsamen Hereinbrechen der vernichtenden Sintflut unmittelbar vorhergingen, so, wie es der Dichter uns hier empfinden läßt.

Und dieser mißhandelte, heruntergekommene Bursche mit seinen leuchtenden Geistesgaben und seinem warmen, zerrissenen Herzen, mit frechem Spott auf der Lippe und wehmütigem Stöhnen in der Seele — dieses verächtliche Stück Elend, das uns jammert und tiefes Mitgefühl in uns weckt — steht dieser Narciß nicht leibhaftig vor uns wie ein unheimlicher Marodeur vom Vortrabe der großen Katastrophe?

Und daß Brachvogel diesen Unglücklichen in Zusammenhang bringt mit dem Weib, das von dem zum Glauben erstarkten Vorurteile gewissermaßen als die Hauptmitarbeiterin am Verfall Frankreichs, als die typische Landesverderberin und eine der greifbaren Urheberinnen der großen Umwälzung angesehen wird — daß sein Narciß, der sich in den grünenden Tagen seiner schwärmerischen Jugend in die hübsche Jeanne Antoinette Poisson verliebt, sie als sein Eheweib heimgeführt hat, mit ihr glücklich gewesen, von ihr verlassen, verraten ist und im tiefsten Elend ihr, nun Marquise von Pompadour, auf einer der obersten Stufen zum Königsthrone wieder begegnet — das ist mehr als eine gut erfundene geschichtliche Anekdote; das ist eine wirkliche Eingebung, das ist dichterischer Seherblick, der unbewußt die dem gewöhnlichen Auge verborgene Wahrheit erfaßt.

Deswegen mochte ich auch den Vorschlag, mich an einer Übersetzung des „Narciß" ins Französische zu beteiligen, nicht ohne weiteres von der Hand weisen, trotz aller unfranzösischen Ungeheuerlichkeiten, die auf dem Wege über den Rhein unbedingt erbarmungslos über Bord hätten geworfen werden müssen. Es war Brachvogels sehnlichster Wunsch, sein Werk auf einer Pariser

Bühne zu sehen, und ich hätte gern dabei mitgeholfen, daß ihm diese Freude bereitet werde.

Auf des Dichters Veranlassung setzte ich mich also mit einem zurzeit in Deutschland lebenden Franzosen in Verbindung, den ich von Paris her kannte — mit Herrn Champy, der in Leipzig eine französische Konsularstellung innehatte. Er war ein tüchtiger, gebildeter Mann, ich glaube sogar, ein „normalien“. Er hatte an angesehenen Revuen mitgearbeitet und hatte auch unsere Sprache leidlich erlernt.

Champy las das Stück, es interessierte ihn sehr; er sah es auf der Bühne, und er ging auf meinen Vorschlag ein.

Er ging zunächst mit vollem Vertrauen an die Arbeit. Wir trafen zusammen und verständigten uns ohne besondere Anstrengung über alles das, was auszumerzen oder gründlich zu ändern war. Wir hatten das umgestaltete Szenarium, aus dem die Enzyklopädisten geschwunden waren, um beliebigen Durands, Duponts, Duprés Raum zu geben, bis zum vierten Akte etwa fertig. Brachvogel, den wir von der unerläßlichen Notwendigkeit unserer gewaltsamen Amputationen und des Ersatzes durch orthopädisch-chirurgische Apparate überzeugt hatten, erklärte sich nach einigem uns völlig verständlichen Sträuben schließlich mit allem einverstanden.

Da kam der große Monolog — wohl das Rührendste und tiefst Empfundene, das Brachvogel geschrieben hat. Wir stimmten durchaus darin überein, daß wir daran nicht rühren und nicht rütteln durften.

Und da stockten wir, stolperten über ein Wort, und die ganze Übersetzung lag auf dem Boden, kurz und klein, in Scherben, gerade wie die Pagode.

„Mein Gott, erhalte mir die Sehnsucht!“ sagt Narciß.

„Sehnsucht?“ fragte mich Champy, und französisch fuhr er fort: „Ich verstehe ungefähr, aber nicht ganz. Umschreiben Sie mir das Wort. Wir haben es nicht. Wenn ich den Begriff recht fasse, werde ich den Ausdruck schon finden. Mit dem ewigen ‚ce certain je ne sais quoi‘, das wir von allen Gefühlen sagen, für die uns der bestimmte Ausdruck fehlt, kommen wir hier natürlich nicht aus.“

Ich kratzte mich hinterm Ohr.

„Das sagen Sie wohl so ... bei allen diesen Gefühlsworten wie Wehmut, Sehnsucht, Stimmung und so weiter hapert es mit der begrifflichen Definition. Sie kennen ja den ‚Faust‘: ‚Gefühl ist alles!‘ und ‚Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen ...‘“

„Gleichviel! Versuchen Sie es nur!“

Ich versuchte es. Ich tat mein Bestes, um dem mir mit verwirrend gespannter Aufmerksamkeit lauschenden Franzosen klarzumachen, was „Sehnsucht“ ist. Ich gab eine Definition, die natürlich nicht ins Schwarze traf, Umschreibungen, die eigentlich mehr Umkreisungen waren und in ihrer Unbestimmtheit nicht dazu angetan sein konnten, meinem andächtigen Schüler das Verständnis zu erschließen, Beispiele, die in ihren Widersprüchen eher verwirrten als klärten. Aber mein lernbegieriger Franzose behauptete, mich vollkommen verstanden zu haben, und machte sich sogleich an die Übersetzung der so einfachen Worte: „Mein Gott, erhalte mir die Sehnsucht!“

Vierzig Jahre sind seitdem vergangen. Ich habe mir den Wortlaut der französischen Paraphrase über das Wort „Sehnsucht“ damals nicht aufgeschrieben. Es war ungefähr so: „Ce désir ardent et langoureux, cette aspiration âpre et suave vers un but inconnu, cette tendance mystérieuse vers l'objet que notre pauvre cœur demande à posséder, et qu'il n'obtient jamais; — ô mon Dieu, ne me l'arrache pas, cette douce souffrance!“

Es war noch viel mehr!

„Na ja,“ sagte ich ziemlich kleinlaut. „So kann man's am Ende auch sagen. Aber es müßte eigentlich noch manches andere auch gesagt werden, obwohl eigentlich schon recht viel gesagt ist. Sie werden mir doch zugeben: ‚Sehnsucht‘ ist knapper. Sie können aber ebenso viele Sätze wie Sie Worte gebraucht haben: das, was wir bei dem Worte ‚Sehnsucht‘ empfinden, würden Sie doch nicht erschöpfen. Ich meine, wir ziehen den Dichter zu Rate.“

„Einverstanden! Und bei unserer nächsten Zusammenkunft kommen wir auf diese verflixte ‚Sehnsucht‘ zurück — „cette fichue *sehnsucht!*“ wie der Franzose sagte.

Champy fuhr nach Leipzig zurück, und am nächsten Tage kam Brachvogel zu mir.

Ich hielt ihm einen längeren Vortrag über unser verzweifeltes Ringen mit dem französischen Vokabular, um ihm einen ungefähr treffenden Ausdruck für den Begriff „Sehnsucht“ zu entreißen. Er hörte mir schweigsam zu, legte die Stirn in noch tiefere Falten, schloß die Lippen noch fester und atmete hörbar.

Kaum war ich mit meiner Übertragung der Champyschen Variationen über das Thema „Sehnsucht“ zu Ende, da sprang Brachvogel auf, als ob ihn ein giftiges Reptil gestochen hätte. Und, wie ein wildes Tier im Käfig, unablässig in meiner Stube hin und her rennend, lebhaft gestikulierend, schrie er, mit geballter Faust auf den Tisch schlagend, daß mir wahrhaftig angst und bange wurde: „Das ist eine Niedertracht! Eine Gemeinheit! Eine Infamie!“

„Aber Brachvogel ...!“

„Ja, eine hundsföttische Infamie! Ihr Franzose hat ja keine Ahnung, keinen blauen Dunst! Was? Dieses hohle Wortgebimmel, dieser schwülstige Blödsinn, das soll ‚Sehnsucht‘ sein! Pfui Teufel! Ihr Franzose ist ein erbärmlicher Pfuscher ...!“

„Aber Brachvogel!“

„Ein Stümper! Ein Böhnhase! Bonbonverse soll er machen! Mein Stück bekommt er nicht! Bitte, sagen Sie ihm das! Sagen Sie's ihm recht deutlich: mein Stück bekommt er nicht. Ich will's ihm auch selbst sagen. Er soll nur zu mir kommen! Dann schmeiße ich ihn 'raus!“

Die mir übertragene ehrenvolle Mission, mit Champy abzubändeln, wurde mir durch das freudige Entgegenkommen des höflichen Mannes erleichtert. Wir hatten uns ja während dieser ersten Vorarbeiten — ein jeder für sich — im stillen eigentlich längst klargemacht, daß es mit einem französischen „Narciß“ nichts war. Wir wollten es uns nur nicht eingestehen. Und wir waren beide ganz vergnügt, als der Dichter sein Machtwort sprach, das unserem Bemühen ein jähes Ende machte.

Brachvogel und ich haben nie wieder von einem „Narciß“ in Paris gesprochen. Und ich habe mich auch nach keinem anderen französischen Bearbeiter umgesehen.

Wie der Dichter aussah, lebte und starb

In diesem Narciß Rameau mußte doch wohl, trotz seiner täuschend französischen Maske, eine gute Portion unverfälschten Deutschtums stecken, mit allerlei Stimmungen und Regungen, voll Sehnsucht und Wehmut, die sich nicht ins Französische übersetzen lassen ...

Das innerlich Zerrissene, tragisch Disharmonische, mit einer starken Beimischung von ätzendem Galgenhumor und schwärmender Gefühlsduselei, wie es in Narciß seinen beredtesten Ausdruck gefunden hat — das war es, was Brachvogel bei seiner dichterischen Gestaltung am stärksten anzog. In allen seinen Helden, den dramatischen wie den epischen, in seinem Friedemann Bach, Schubart, Beaumarchais, ja sogar in seinem tragikomischen „neuen Falstaff" steckt ein latenter Narciß. Unbegreiflich, daß er sich einen Johann Christian Günther und gar einen Christian Dietrich Grabbe hat entgehen lassen! Das wäre so etwas für ihn gewesen!

Ich hatte mir daher auch von Brachvogel, ehe ich ihn persönlich kennen lernte, eine Vorstellung gebildet, die sich mit seiner Lieblingsgestalt in wesentlichen Zügen deckte. Und als ich ihm zum erstenmal gegenüberstand, durfte ich in der Tat, wenigstens auf den ersten Blick, eine auffallende Ähnlichkeit des Bildes meiner Vorstellung mit der Wirklichkeit konstatieren. Wirklich ein Narcißtypus; ein famoser, charakteristischer Kopf — zwar kein Modell für Winterhalter oder Kiesel, aber einen Lenbach würde er gereizt haben, einen Lovis Corinth erst recht — das hätte etwas Schreckliches werden können!

Der Schädel breit, mit starkem Kiefer, von slawischer Bildung, slawisch auch die abgeplattete Nase, die Stirn hoch, vom Haaransatz bis zur Nasenwurzel durch eine tiefe Falte senkrecht geteilt, der Mund mit trotzig vorgeschobener Unterlippe, die Oberlippe vom gerad abgeschnittenen Schnurrbart mit herabhängenden Spitzen bedeckt — die Lippen meist geschlossen, und das war gut, denn die Zähne waren ungesund und lückenhaft — das ganze Antlitz durchfurcht und durchwittert, von der krankhaften Färbung der Großstädter, die aus ihren kleinen Wohnungen in den Miets-

kasernen nicht viel herauskommen, und umwallt von einem Busch tief herabfallender, wirrer brauner Haare. Als Gesamterscheinung interessant, nichts weniger als gewöhnlich, eher bärbeißig abstoßend als anziehend.

Bis auf die guten Augen, die zu dem übrigen gar nicht passen wollten.

Sah man da hinein, so zerstob der erste Eindruck, der, dem Sprichwort zum Trotz, durchaus nicht immer der richtige ist — der Eindruck des Unduldsamen, Herben, Verbitterten. Man sah einen ganz anderen Menschen vor sich — einen lieben Menschen, den auch die wuchtigen Schicksalsschläge nicht niedergestreckt hatten, der in der rauhen Schule des Lebens nicht aufsässig und verbissen geworden, trotz alles Ungemachs in Wahrheit und Dichtung ein großes Kind geblieben war, von rührender Herzensgüte, milde in der Beurteilung anderer, voll Selbstvertrauen und hoffnungsfroh trotz aller Enttäuschungen, einen unverbesserlichen Optimisten — den lieben Menschen, der Brachvogel war.

Zu sorglosem Wohlstande hat er es wohl nie gebracht. Er hat sich sein Lebtag gehörig schinden und plagen müssen. Heutzutage würde ja ein so ganz ungewöhnlicher durchschlagender Erfolg wie der des „Narciß" allein wohl genügen, um einen Dichter mit so bescheidenen Ansprüchen an das Leben bis zu seiner letzten Stunde und darüber hinaus seine Erben vor Not zu schützen. Aber so lukrative Erfolge gab's damals noch nicht; sie wurden vor allem lange nicht so ausgebeutet, wie es heut zu Nutz und Frommen der kaufmännisch gut beratenen Autoren der Fall ist. Wir haben unter unseren Autoren jetzt virtuosenhafte Kontraktmacher allererster Ordnung. Das war zu jener Zeit ganz anders. Das Königliche Schauspielhaus hatte keine Konkurrenz. Der Generalintendant stellte seine Bedingungen, die der Autor einfach anzunehmen hatte. Es sei indessen gleich hier bemerkt, daß Herr von Hülsen ein durchaus vornehmer Mann war, der seine Macht in keiner Weise mißbrauchte und für Dichter und Künstler sein Bestes tat. Aber es lag eben in den ganzen Verhältnissen, daß auch das erfolgreichste Stück im Schauspielhause immer nur in relativ längeren Zwischenräumen auf dem Zettel erscheinen konnte. In unseren Tagen ist

zum Beispiel ein Stück von Felix Philippi in einem Jahre im Schauspielhause öfter gegeben worden als der „Narciß“ in einem Jahrzehnt. Von den unvergleichlichen Erfolgen in den anderen Theatern, die an dem Prinzip des wechselnden Repertoires, wie im Schauspielhause, nicht festhalten, gar nicht zu reden.

Man glaubt es kaum, wie relativ gering die Zahl der Aufführungen war, die das Brachvogelsche Trauerspiel in der Vollblüte seines epochemachenden Erfolges zu verzeichnen hat.

Der ersten Vorstellung am 7. März 1856 folgte die erste Wiederholung erst am 13. Die nächsten Aufführungen fanden am 23., 26. und 31. statt. Im März also fünf Vorstellungen, fünf im April, vier im Mai. Nach diesen vierzehn Vorstellungen ruhte das Stück ein volles Vierteljahr, obwohl weder Oper noch Schauspiel Sommerferien hatten. „Narciß“ wurde weiter gegeben: im August einmal, September viermal, Oktober und November je einmal und Dezember dreimal. Im ganzen Jahre, vom 7. März bis 31. Dezember, an den zweihundertachtzig Spielabenden alles in allem nur vierundzwanzigmal. Also auf je zwölf Spielabende kommt in dieser besten Zeit nur eine „Narciß“-Aufführung — nach unserem heutigen Begriffe für einen so ungeheuren Erfolg eines Dramas, das sich heute noch, nach Verlauf von sechs Jahrzehnten, auf großen Bühnen behauptet, herzlich wenig. In den dreißig Jahren bis März 1886 — weiter reicht das statistische Material, das ich zur Hand habe, nicht — ist „Narciß“ hundertfünfzigmal im Schauspielhause gegeben worden.

Die hundertste Aufführung des „Narciß“ im Schauspielhause wurde besonders festlich begangen. Sie fand am 2. September 1874 statt. Wehmütig schreibt Brachvogel darüber im Januar 1878: „Meine teure Frau hat diese Vorstellung und die mir widerfahrene Ehre und Anerkennung nicht mehr erlebt — sie, die so sehr mit dem Ursprung und Geschick des Werkes verknüpft gewesen, war mir schon am 12. November 1872 entrissen worden, mit ihr meines Lebens allerschönster Teil! Meine Tochter beging mit mir diesen Tag allein.“

Sein einziges Kind, seine blonde Helene. An ihr hat er gutgemacht, was man an ihm gesündigt hatte und was er immer so schmerzlich empfunden hat. Er hat sie von den besten Lehrern

gründlich unterrichten und ihr eine ausgezeichnete Ausbildung geben lassen.

Wenn er auch mit einigen anderen seiner Stücke anständige Erfolge erzielte, so reichte doch keines nur entfernt an den des „Narciß" heran. Da er aber rastlos fleißig war und wie als Bühnen- so auch als Romandichter eine schier unheimliche Fruchtbarkeit entwickelte, die freilich der Qualität seiner Schriftstellerei nicht zugute kam, so gelang es ihm doch, sich mit den Seinigen in Ehren und tapfer durchs Leben zu schlagen. Einige Jahre lebte er, wohl weil's ihm in Berlin zu teuer war, in dem langweiligen Weißenfels und dem freundlichen Eisenach, kehrte aber immer wieder nach Berlin zurück, wo er, erst vierundfünfzig Jahre alt, am 27. November 1878 die Augen schloß. Ein braver Mann, ein respektabler Schriftsteller. Mir war er ein guter Freund, und ich habe ihn liebgehabt.

Im Wolffschen Telegraphenbureau

Lothar Bucher. Der Frühdienst

Mein unermüdlicher Gönner Joseph Lehmann mochte aus den fidelen Briefen, die ich ihm über mein Leben in Düsseldorf geschrieben hatte, den Schluß gezogen haben, daß ich seine Empfehlung an Doktor B. Wolff, den Besitzer des nach ihm benannten Telegraphenbureaus, am Ende nicht genügend würdigte und in meinem jugendlichen Leichtsinn das sehr angenehme Düsseldorf dem nützlichen Berlin vorziehen würde. Er glaubte daher in seiner freundlich väterlichen Fürsorge für mich, mir noch besonders zureden und mir den Mund durch Anführung der Tatsachen wässerig machen zu müssen, daß er zwei sehr bekannte Schriftsteller als frühere Mitglieder dieser Telegraphenredaktion namhaft machte: Emil Brachvogel, der im Wolffschen Bureau seinen „Narciß" geschrieben habe, und Lothar Bucher, der in den Staatsdienst eingetreten und als dessen „Nachfolger" ich ausersehen sei. Des gütigen Zuredens hätte es gar nicht bedurft. Ich war vernünftig genug, die Vorteile des mir vorgeschlagenen Stellungswechsels zu erkennen. Meine Einschätzung als „Nachfolger Lothar Buchers" war freilich mehr liebevoll als zutreffend. An Lothar Bucher hatte man sicherlich ganz andere Ansprüche gestellt als an mich, und er hatte ebenso gewiß ganz andere Dienste geleistet. Aber richtig war es allerdings, daß einige Wochen vor meinem Eintritt Lothar Bucher das Bureau verlassen hatte.

Als politischer Flüchtling hatte Lothar Bucher, der alte Achtundvierziger und ehemalige Steuerverweigerer, von London aus für die „Nationalzeitung" geschrieben und mit seinen politischen und volkswirtschaftlichen Aufsätzen gerechtes Aufsehen erregt. Als sehr selbständig denkender Kopf war er mit vielem, was seine einstigen Parteigenossen in jüngster Zeit taten, ganz und gar nicht einverstanden. Er verzankte sich mit aller Welt. Im Besitzer der „Nationalzeitung" aber, Doktor Bernhard Wolff, der Buchers Wissen, Wollen und Können im allgemeinen, und im besonderen dessen hervorragenden Anteil an der Autorität und

den Erfolgen seiner Zeitung zu schätzen wußte, besaß Lothar Bucher einen aufrichtigen Verehrer und ernsten Freund. Und als er nach der Amnestie nach Berlin zurückkehrte, bot ihm Wolff, dem er wegen seiner politischen eigenwilligen Unberechenbarkeit als Hauptmitarbeiter an einem ausgesprochenen Parteiorgane wohl nicht taktfest genug erscheinen mochte, eine Stellung in seinem Telegraphenbureau an. Daß die Tätigkeit, die dort von ihm beansprucht wurde, einem Manne von Buchers produktivem Geist und feinster publizistischer Begabung, für die er als Redakteur der Depeschen so ganz und gar keine Verwendung hatte, auf die Dauer nicht genügen konnte, war allen klar. Aber Bucher war damals nicht in der Lage, eine einträgliche Stellung von der Hand zu weisen, und in Ermanglung von Besserem griff er zu.

Von vornherein war es seine Absicht, sobald er in Berlin wieder warm geworden war, zum juristischen Berufe seiner Jugend zurückzukehren. Er hatte bereits die ersten Schritte getan, um seine Zulassung als Rechtsanwalt zu erwirken, als ihm ein überraschender Antrag gemacht wurde.

Bismarck hatte für Bucher, dessen Aufsätze in der „Nationalzeitung" ihm aufgefallen waren, Interesse gewonnen: er würdigte wirkliche Tüchtigkeit, wenn er sie sich nutzbar machen konnte, wo immer er sie fand. Und da er von Parteivorurteilen ebensowenig befangen war wie Bucher und das mattherzige Aufgehen des Individualismus in Fraktionsprogramme als einen der Hauptschäden unseres Parlamentarismus ansah, lud der als schwarzer Reaktionär verschriene Ministerpräsident den alten Steuerverweigerer zu sich und machte ihm den Vorschlag, ins Auswärtige Amt einzutreten.

Wie sich Bucher da, durch sein stupendes Wissen, durch die Schärfe seines politischen Blickes und seine glänzenden Eigenschaften als Stilist vornehmster Art hervorgetan hat, in der ruhmvollsten Zeit der neuen deutschen Geschichte als einer der wertvollsten Mitarbeiter Bismarcks an den Erfolgen unserer auswärtigen Politik sein wohlgemessenes Teil hatte, das weiß man allgemein; so sehr sich auch die Tätigkeit der Beamten im diplomatischen Dienst der Öffentlichkeit entzieht, es ist doch durchgesickert.

Er stand und behauptete sich in Bismarcks höchster Gunst; und er verdankte das einzig und allein seiner sachlichen Tüchtigkeit. Seine Persönlichkeit hatte nichts Bestechendes. Sein Spitzmäuschengesicht sah allerdings sehr klug aus; aber in seinem Wesen war er ungesellig, unzugänglich, ein Einsiedlerkrebs. —

Von meinem Standpunkte als Neuangestellter des Wolffschen Bureaus hatte ich also keinen Grund, den Abgang des bedeutenden Mannes zu beklagen. Meine Kollegen waren durchaus liebenswürdige und zuvorkommend nette Menschen, mit denen sich gut hausen ließ; und es wäre in den schönen hohen Räumen des Bureaus in der Jägerstraße gewiß ganz behaglich gewesen, wenn nicht eines die Gemütlichkeit in einer für mich schrecklichen Weise gestört hätte: der Frühdienst!

Es ist mir nicht unbekannt, daß nach einem weitverbreiteten Vorurteil Morgenstunde Gold im Munde haben soll. Das wird namentlich allgemein anerkannt von denen, die ausschlafen können. Ich weiß auch, daß die Weisheit der Völker, wie sie sich in den Sprichwörtern offenbart, ganz entschieden für frühen Beginn und frühes Ende des Tages eintritt; daß sie meint: „Was einer acht Uhr morgens tut, kommt abends acht Uhr ihm zugut" und die Nacht als „des Menschen Feind" bitter haßt. Nachtarbeit ist in ihren Augen keinen Pfifferling wert: „Nocte laboratum non est opus undique gratum." Am Morgen dagegen hat man den Kopf frei, da arbeitet man am besten ...

Man! ... Man? — Ich nicht. Für mich sind die ersten Stunden nach dem Erwachen — und nach dem Geweckwerden erst recht! — die zur Arbeit wenigst geeigneten. Es dauert oft eine ganze Weile, bis ich von dem, was an Erfreulichem oder Unerfreulichem die mit der Morgenpost eingetroffenen Briefe und Zeitungen gebracht haben, zu gesammelter Arbeit mich loslösen kann. Für die „Winternächte hold und schön" am Arbeitstische habe ich immer Verständnis gehabt:

Wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle. ...

Den Nachtdienst habe ich nie gescheut. Daß ich aber in jeder Woche zwei-, dreimal früh, wenn die Hähne krähen und die

Sternlein schwinden, zur Stelle sein mußte, das war mir einfach fürchterlich, und ich empfand es als eine Lieblosigkeit und Härte meines neuen Berufes. Ich war so verschlafen, daß ich nicht einmal mehr sagen kann, ob diese Qual um sieben oder gar schon um sechs Uhr in der Früh begann.

Und diese frühe Morgenstunde war — bis auf die Börsenzeit, die ihre besonderen Berichterstatter beschäftigte und uns von der politischen Redaktion nichts weiter anging — eigentlich die einzige, in der es für uns sicher etwas zu tun gab. Da mußten alle Zeitungen genau darauf untersucht werden, ob etwas daraus an die auswärtigen Blätter zu telegraphieren war. Denn unser Dienst bestand darin, sowohl die von unseren auswärtigen Korrespondenten und Agenturen hierhergesandten Telegramme für die Berliner Blätter zu redigieren, als auch aus Berlin auf eigenen Informationen beruhende oder den Zeitungen entnommene Mitteilungen, sowie unsere Depeschen von außerhalb zweckentsprechend an unsere Agenturen und auswärtigen Abonnenten telegraphisch weiterzugeben — zweckentsprechend, das heißt: je nach der Bedeutung der betreffenden Blätter, ihrer geographischen Lage, ihrer Parteistellung und des dadurch bedingten Interesses des einzelnen, den Einzelfall entweder in ausführlicher, schon stilisierter Fassung, oder in größeren Auszügen, oder stark gekürzt, oder auch gar nicht.

Die Namen unserer fremdländischen Agenturen haben heutzutage für unser Ohr einen ebenso unangenehmen Klang wie das Wort „Mütter" für Faust. „Von ihnen sprechen ist Verlegenheit." Sie heißen nämlich Havas-Paris und Reuter-London.

Besonders ausgezeichnete Geistesgaben waren zu unserer Arbeit nicht unumgänglich nötig. Mit einer genügenden Dosis gesunden Menschenverstandes, mit normalem Judizium, mit der Kenntnis der Persönlichkeiten und dem Verständnis der Vorgänge, mit einiger journalistischer Erfahrung und Fixigkeit konnte man schon auskommen.

Die Wolffſche Telegraphenſprache. Warteſtunden

Die Zeitungstelegraphie von damals war etwas ganz anderes als die heutige, die ſich von der durch die Poſt übermittelten gewöhnlichen Korreſpondenz meiſtens nur noch durch die ſchnellere Art der Beförderung, nicht aber in der Form unterſcheidet. Die Telegraphengebühren waren beträchtlich höher, und die Einnahmen der Zeitungen — namentlich aus den Annoncen — im allgemeinen ſehr viel niedriger. Bis auf die „Kölniſche“ und einige wenige andere ſehr große Blätter, die ſich ohne Wortknauſerei ihre Depeſchen in der beinahe vollſtändig für den Druck brauchbaren Faſſung geben ließen, machten alle auswärtigen Verleger, für die das Depeſchenkonto noch ein Novum und läſtiges Extraordinarium war, dem Bureau für das Telegraphieren äußerſte Sparſamkeit zur Pflicht.

Aus dieſem Kürzungszwange und der Wortknapſerei hatte ſich eine Wolffſche Telegraphenſprache eigenſter Art herausgebildet, die wohl hauptſächlich das jetzt allzu rigoros durchgeführte Verbot ſprachwidriger Zuſammenziehungen und Neubildungen von Wörtern zur Folge gehabt haben mag. Zu jener Zeit waren die Beamten in der Beziehung noch ſehr tolerant. Jedes in ein Wort zuſammengehäufte Wörterkonglomerat wurde zu je fünfzehn Buchſtaben als ein Taxwort berechnet. „Auſtriakaiſer“, „Offiziosmeldung“ wurden als je ein Wort, „Vomregenintraufekommen“ (zweiundzwanzig Buchſtaben) als zwei Worte gezählt. Von uns allen wurde die Kunſt des Zuſammenpreſſens von längeren Sätzen in einige wenige längere Worte als heiterer Sport betrieben; ich hatte Kollegen, die es in dieſer Fertigkeit zu erſtaunlicher Virtuoſität gebracht hatten.

Ein Beiſpiel: Wir hatten nach auswärts zu depeſchieren: „Gegenüber dem Dementi der offiziöſen Blätter beſtätigen die ‚National‘- und ‚Voſſiſche Zeitung‘ das von der ‚Neuen Freien Preſſe‘ gemeldete Gerücht, daß eine Begegnung der Kaiſer von Öſterreich und Rußland ſtattfinden werde.“ (Einunddreißig Worte.)

Das würde in der damaligen Telegraphie des Wolffſchen Bureaus etwa folgende Faſſung erhalten haben: „Gegenüber

Offiziosdementi bestätigen Nationalvoß Neupreßmeldung Ostkaiserbegegnungsgerüchts." (Fünf Worte und ein Doppelwort gleich sieben Worte.)

Man kann sich vorstellen, daß dieses Sprachextrakts dunkler Sinn oft gröblich mißdeutet wurde, um so mehr als die unausbleiblichen Verstümmlungen durch die Drahtbeförderung dem Mißverstehen noch Vorschub leisteten.

Zur Zeit, als sich in den Vereinigten Staaten eine starke Bewegung zugunsten einer Intervention in Mexiko für den deposseedierten Präsidenten Juarez und gegen den von Napoleon III. den Mexikanern aufoktroyierten Kaiser Maximilian geltend machte — Anfang 1865 — und als die Franzosen das Auftauchen einiger amerikanischer Kriegsschiffe im Golfe von Mexiko mißtrauisch beobachteten und sich über die Meldung, daß eines dieser Schiffe, mit dem populären General Butler an Bord, vor Matamoros ankerte — also am nördlichen Haupthafen der mexikanischen Westküste —, als endlich das Gerücht einer nicht unbedenklichen Erkrankung des Kaisers Maximilian Verbreitung gefunden hatte, sandte uns Reuter das nachstehende Telegramm in deutscher Sprache: „Matamoros Gegenwart Unionsoffiziere. Butler krank. Maximilians Gesundheit."

In folgender Fassung wurde das Telegramm den Zeitungen übermittelt: „London. Aus Matamoros wird Reuters Bureau die Gegenwart von Offizieren der nordamerikanischen Flotte gemeldet. General Butler ist erkrankt. Die Nachrichten über den Gesundheitszustand des Kaisers Maximilian lauten befriedigend."

Es klang ganz plausibel. Aber die Depesche wollte etwas ganz anderes sagen.

Ein falscher Buchstabe hatte ihren Sinn entstellt und die redaktionelle Umschreibung auf eine falsche Bahn gedrängt. Ein „t" war vom Telegraphen in ein „k" verwandelt, und aus dem Worte „trank" war das Wort „krank" geworden. Es sollte also heißen: „In Matamoros trank in Gegenwart seiner Unionsoffiziere General Butler auf Maximilians Gesundheit." Die Meldung war gegenüber den französischen Schwarzsehern als ein beruhigendes Symptom für die keinesfalls unfreundliche Haltung

der Nordamerikaner gegenüber dem mexikanischen Kaiser aufzufassen.

Solche und ähnliche Schwupper kamen oft vor.

Wir hatten einen Kollegen, dessen Geistesgaben nicht gerade imposant waren. Er war nicht „helle", wie die Sachsen sagen. Und dem begegnete ziemlich häufig was Menschliches, und er tat, was er besser hätte lassen sollen.

Eines Abends brachte der „Moniteur" die Vorrede Napoleons zu seiner Geschichte Julius Cäsars. Der Neffe spricht darin vom Schicksal seines großen Onkels. Von dieser Apologie der „Napoleonischen Ideen" übermittelte unser Pariser Korrespondent dem Bureau einen umfangreichen Auszug in französischer Sprache. Die Depesche traf zu vorgerückter Nachtstunde ein, als nur noch ein Redakteur zugegen war. Es war darin von der „captivité Sainte-Hélène" die Rede. Unser sinniger Kollege übersetzte schlankweg: „Die Gefangennahme der heiligen Helene." Zufällig bemerkte ein anderer Kollege, der durch die Jägerstraße nach Hause schlenderte, die zu so ungewohnter Stunde noch hellerleuchteten Fenster des Bureaus. Er erkundigte sich, was denn los sei. Da fand er unseren Jammermann in voller Arbeit, Angstschweiß auf der Stirn, hinter allen französischen Diktionären, die unsere stattliche Nachschlagbibliothek aufzuweisen hatte. Dankbarst wurde die Unterstützung des Hinzugekommenen angenommen.

Als er dem bedrängten Kollegen die Korrektur vorschlug, anstatt der doch nicht recht verständlichen „Gefangennahme der heiligen Helene", von der auch die in den christlichen Legenden Bewanderten nicht viel wissen, lieber die in der Geschichte bekanntere und besser in den Zusammenhang passende „Gefangenschaft auf Sankt Helena" zu wählen, blickte ihn der verantwortliche Nachtredakteur vorwurfsvoll an und versetzte, halb kleinlaut, halb beleidigt: „Wenn Sie es für besser halten ... ich will nicht eigensinnig sein. Ich bestehe nicht auf meiner Übersetzung. So kann man's ja auch sagen."

* * *

Die Besonderheit unserer Beschäftigung im Wolffschen Bureau war die völlige Unberechenbarkeit. Bis auf einige Stunden des Tages, die uns ein regelmäßiges Pensum Arbeit auferlegten, war unsere Tätigkeit dem Spiel des Zufalls preisgegeben. Es konnte vorkommen, daß wir während der ganzen Dauer unserer langen Präsenzzeit ununterbrochen beschäftigt waren; ein andermal gab es wieder viele Stunden lang nicht das geringste zu tun. Wir kamen uns manchmal vor wie die Droschkenkutscher am Halteplatze, die auch stundenlang auf eine Fuhre warten.

Was mußten wir in Ausübung unseres Berufes warten! Warten wie das Kind auf Weihnachten, manchmal auch wie der Hund auf Schläg'!

Nun war da allerdings hinter unserem Bureau, auf den Hof hinaus, ein kleines Stübchen — unser buen retiro —, das mit dem Keller an der Ecke, wo sich die Kutscher zu neuen Taten stärkten, eine gewisse Ähnlichkeit hatte. Da ließen wir uns auch mitunter eine „Weiße" aus der Nachbarschaft holen und verkürzten die endlosen Stunden des trägen Nachtdienstes durch einen Skat zu harmlosen Points. Aber es blieb dem einzelnen doch oft recht viel Zeit. Und wenn wir sie nicht mit Schmökern totschlagen wollten, was blieb uns da anders übrig, als für uns zu arbeiten? Das taten wir denn auch. Wie die Magistrats- und Museumsdiener ihre Abende im Theater als Logenschließer nützlich verbringen, so hatte auch bei uns jedermann eine ständige Nebenbeschäftigung. Und es bestand der liebenswürdige Komment, daß sich grundsätzlich niemand um das kümmerte, was der Kollege außeramtlich trieb. Die Sonderarbeit wurde unbedingt respektiert. Man wurde durch keine unnütze Frage gestört, durch kein gleichgültiges Geschwätz belästigt.

So kam es, daß im Depeschenbureau Brachvogel seinen „Narciß" vollenden und Lothar Bucher die geistreichen, unendlich boshaften Scholien des Setzerweibes zum meisterhaften Pamphlet seines Freundes Lassalle: „Julian Schmidt, der Literarhistoriker" schreiben konnte.

Nun brachte es unsere Beschäftigung mit sich, daß wir über alles, was sich in der politischen Welt ereignete, mehr oder minder gut unterrichtet sein mußten. Und es war natürlich, daß wir vieles

Wichtige früher erfuhren als Redakteure und Korrespondenten. In frühen Morgenstunden wußten wir schon allerlei, was erst gegen Abend in den Blättern erscheinen konnte. Gegen zwei Uhr war für die meisten Redaktionsschluß für das Abendblatt. Wir hatten somit durch unsere sofortige Kenntnis aller später einlaufenden Depeschen, die den Lesern erst am anderen Morgen zu Gesicht kamen, einen großen Vorsprung. Für einen Berichterstatter an auswärtige Blätter war das ein unberechenbarer Vorteil.

Und diesen Vorteil machte ich mir zunutze. Ruhiger und überlegter, als es den gewöhnlichen Korrespondenten gegönnt war, konnte ich berichten und meinen Briefen eine sorgfältigere stilistische Fassung geben als die anderen, denen das Feuer immer auf den Nägeln brannte, die in atemloser Hast drauflosschreiben mußten, um nur ja rechtzeitig zum Postschluß fertig zu werden.

Mit einem der angesehenen Blätter der rheinischen Provinzialpresse, mit der „Elberfelder Zeitung", trat ich gelegentlich in Verbindung. Aus dem gelegentlichen Mitarbeiter wurde ich bald der ständige Korrespondent des Wuppertaler Blattes.

Parlamentarische Berichterstattung. Oldenberg, Gumbinner und Hersch

Einen wichtigen und wohl den interessantesten Teil unserer Tätigkeit bildete die parlamentarische Berichterstattung. Die Redaktion lag in den Händen eines älteren, erfahrenen Kollegen, dem von Reportern und größeren Zeitungskorrespondenzen das Rohmaterial zur Sichtung und Herrichtung für unseren besonderen Zweck der telegraphischen Übermittlung zur Verfügung gestellt wurde. Bei besonders wichtigen, langen und anstrengenden Sitzungen wurde ich zur Aushilfe mit herangezogen.

Gegen Schluß der Session — Mai, Juni 1865 — gingen die zur Zeit des Verfassungskonflikts immer wild bewegten parlamentarischen Wogen höher denn je. Über das Budget, in dem die Forderung der Mehrausgaben für die Heeresreorganisation den großen Stein des Anstoßes bildete, über die außerordentliche

Marinevorlage, die namentlich im Hinblick auf den unerläßlichen Erwerb des Kieler Hafens eine Verstärkung der Flotte anstrebte, kam es zu den erregtesten Debatten in überlangen Sitzungen, so daß das Pensum parlamentarischer Berichterstattung von dem ad hoc bestellten Redakteur unseres Bureaus allein nicht mehr bewältigt werden konnte. Meine Hilfsarbeiterschaft, die zunächst nur eine Ausnahme gewesen war, wurde während dieser lebhaftesten Zeit des Konflikts zu einer fast regelmäßigen. Ich kam kaum noch ins Bureau und war ständiger Insasse der Journalistentribüne im Abgeordnetenhause — wie in der Schule: ein „Neuer" in der Klasse, auf der hintersten Bank.

Da gebot als Primus und oberste Autorität Karl Oldenberg, der damalige Herausgeber der wichtigsten parlamentarischen Korrespondenz. Er versorgte nahezu alle bedeutenden Blätter deutscher Zunge mit seinen klug erfaßten und streng objektiven Berichten über unsere Kammerdebatten. Schon zu jener Zeit war Oldenberg kein Springinsfeld mehr. Er hat alle seine Zeitgenossen in wunderbarer körperlicher und geistiger Rüstigkeit überlebt und ist erst vor kurzem als Neunziger gestorben.

Seitdem er seine Korrespondenz aufgegeben hatte, war der Name Oldenberg aus der Öffentlichkeit völlig verschwunden. Die Bedeutung dieses ungewöhnlichen Mannes ist überhaupt — außer in den politisch-parlamentarischen Kreisen — nur im engeren Bezirke von Berlin W gekannt und gewürdigt worden.

Oldenberg war vielleicht der glänzendste „Chroniqueur" — im Sinne des „Figaro" —, den Berlin je besessen hat, ein Erzähler allerersten Ranges, der sogar die anerkannten Meister auf diesem Gebiet, wie Ernst Dohm und Wilhelm Scholz, durch die Schärfe seiner Beobachtung und Charakterisierung, durch die anmutige Bosheit seines Witzes und den Geist seiner feingeschliffenen Aperçus übertraf. Jahrzehntelang hat er mit seinen Bonmots, die mit den echten „geflügelten Worten" die Eigentümlichkeit gemein hatten, daß sie ohne Ursprungszeugnis herumgetragen wurden, die Gesellschaftsräume der vornehmen Welt gespeist. Nahezu alle lustigen Geschichten, die mit einem Stich ins Lächerliche von Protzen der Finanz, lebenslustigen Damen der vollen und halben Welt, aufgeblasenen Politikern, aufgebauschten

Größen in der Literatur und Kunst bei den endlosen Diners der Tischnachbarin erzählt wurden, rührten von ihm her. Er war aber nichts weniger als der übliche Salonwitzbold. Alles, was er sagte, hatte das Gepräge geistiger Vornehmheit. Er war mit einem Worte der großstädtische Feuilletonist, dem ich kaum einen zweiten an die Seite zu stellen wüßte.

Daß die Welt davon nichts erfahren hat, liegt an einer Kleinigkeit: Er hat, von einigen vergessenen Unerheblichkeiten aus der Jugendzeit abgesehen, nie etwas geschrieben. Er war das „feuilleton parlé", der „causeur", der „flaneur", der „boulevardier" des Tiergartens.

Es ist kein Zufall, daß mir zur Bezeichnung Oldenbergs lauter französische Ausdrücke in die Feder fließen. Die Art seines Witzes hatte viel mehr als die deutsche eine französische Prägung, sein Geist war vorwiegend „esprit".

Ewig schade, daß dieser feine Beobachter und fesselnde Plauderer seinen geistigen Reichtum im engsten Kreise seiner Intimen verausgabt und sich einen Wirkungskreis ausgesucht hat, in dem gerade das Beste in ihm, seine Persönlichkeit, gar nicht zur Geltung kommen durfte, in dem er seine Individualität völlig unterdrücken und anstatt ein eigenes Organ nur ein Sprachrohr für fremde Stimmen sein mußte. Er, der alles Zeug in sich hatte, ein hervorragender Produzent zu sein, begnügte sich in bedauerlicher Selbstlosigkeit mit dem Amte des Reproduzenten. Er war allerdings ein ausgezeichneter Parlamentsberichterstatter. Und das soll gewiß nicht unterschätzt werden. Aber diese respektable Arbeit hätte zur Not auch ein anderer ebenso gut oder wenigstens annähernd ebenso gut leisten können. Dazu brauchte man doch nicht gerade ein Oldenberg zu sein. Die scharfe Kritik, die er an anderen übte, nahm ihm die Unbefangenheit auch zum eigenen Schaffen. Vielleicht war er auch ein bißchen zu bequem. Er war ein Feind des hastigen Tempos, ohne das die Tagesschriftstellerei heutzutage kaum noch möglich ist. Er war bedächtig von jeher. Einen regelmäßigeren und langsameren Spaziergänger im Tiergarten hat es nie gegeben. Man sagte von ihm: „Da steht Oldenberg spazieren."

Neben ihm, der schon in seinen jungen Jahren die vornehm

ruhige, patriarchalisch angehauchte Gemessenheit besaß, die ihm auch in seinen weitvorgerückten Lebensjahren noch so wohl anstand, war Doktor Moritz Gumbinner die wichtigste Persönlichkeit der Journalistentribüne, in allen Stücken der vollste Gegensatz zu Oldenberg, der Gegensatz des Windspiels zum Bernhardiner. Immer im Presto, aufgeregt, laut, quecksilbern beweglich, aber wie Oldenberg ungemein tüchtig in seinem Fach. Er war der Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung", die sich den Luxus eines eigenen parlamentarischen Bureaus leistete.

Gumbinners Vielseitigkeit und Rührigkeit waren erstaunlich. Er folgte den Verhandlungen mit kluger Aufmerksamkeit, redigierte sorgfältig die Pensa seiner Mitarbeiter, stand in regelmäßiger Verbindung mit allen Parteiführern, erlauschte die Geheimnisse der Kommissions- und Fraktionsberatungen, hatte Fühlung mit dem Ministertisch, war hier und dort und überall, ein Irrwisch, aber bei aller Zerfahrenheit seines äußeren Wesens gesammelt in der Arbeit, immer in voller Frische und bei guter Laune, erzählte, wenn einer der gebenedeiten Redner mit dem Bemerken: „unverständlich auf der Tribüne" abgefertigt werden konnte, die neuesten Anekdoten oder imitierte täuschend Bismarck als Redner — ein journalistischer Tausendkünstler.

Außer diesen beiden Koryphäen war auf der Journalistentribüne ein Schriftsteller tätig, der sich als erfolgreicher Lustspieldichter einen Namen gemacht hatte: Hermann Hersch, der Verfasser der damals vielgespielten „Anna-Liese". Ein schmächtiges Männchen, unansehnlich, klein, krumm, schwarzhaarig und schwarzbärtig.

Fast ebenso lange wie die Dichtung hat sich eine boshaft witzige Bemerkung von Dingelstedt über den Dichter in der Erinnerung erhalten. Der unterwürfige, kleine, schwarze Mann stellte sich dem blonden germanischen Hünen, der selbst im Hausrock die Uniform des Hofrats zu tragen schien, vor: „Mein Name ist Hersch." „Das seh' ich," erwiderte Dingelstedt, in dem immer ein Stückchen latenten Antisemitismus gesteckt hat.

Hersch saß auf der Tribüne schräg vor mir. Er hatte im Gesichte eine Eigentümlichkeit, über die ich mir den Kopf zerbrach und an der ich mich nicht satt sehen konnte. Nämlich eine intensiv

violett-blaue Naſenſpitze. Ich hielt dieſe Färbung für eine krankhafte Abnormität, die aber viel mehr komiſch als abſtoßend wirkte. Das Geheimnis des Phänomens bildete den Gegenſtand meiner ernſten Wißbegierde. Tagelang. Endlich kam ich dahinter. Herſch ſchickte ſeine Berichte gleichzeitig an verſchiedene Blätter und benutzte zur Vervielfältigung blaues Durchdruckpapier. Er war überaus kurzſichtig, und ſo geſchah es, daß er mit ſeiner Naſe oft mit den leicht abfärbenden blauen Blättern in Berührung kam. Allmählich war die Farbe ſo tief in die Epidermis eingedrungen, daß das Blau auf der Naſenſpitze konſtant geworden war.

Als ich ihn nach Jahren einmal wieder ſah, war das reizvolle Kolorit der Spitze geſchwunden.

„Sie haben Ihre parlamentariſche Berichterſtattung wohl aufgegeben?“ fragte ich ihn.

„Ach, ſchon lange!“ beſtätigte er mir.

Tragödie eines Ungenannten

Den Platz neben mir in der Journaliſtentribüne des Abgeordnetenhauſes hatte ein blonder, ſchlankgewachſener junger Mann inne, der ſehr ſympathiſch wirkte und zu dem ich bald in freundnachbarliche Beziehungen trat. Er war jünger als ich und hatte ſich erſt vor kurzem exmatrikulieren laſſen, um als Mitarbeiter an der Oldenbergſchen Korreſpondenz ſich die Mittel zum Doktorexamen zu verſchaffen. Mit großer Zuvorkommenheit erwies er mir alle möglichen kollegialen Liebesdienſte. Sein Ohr hatte ſich in der längeren Übung geſchärft, und ſeine Perſonalkenntnis war lückenlos. Bereitwillig und unverdroſſen gab er mir auf jede an ihn geſtellte Frage Auskunft. Und ich behielt ihn in gutem Angedenken, als meine parlamentariſche Campagne beſchloſſen war.

Längere Zeit hörte und ſah ich nichts mehr von ihm. Erſt als ich die „Gegenwart“ ins Leben gerufen hatte, kamen wir wieder in Berührung. Er ſchickte mir einen hübſchen Aufſatz, und da mir die Redaktionsarbeit über den Kopf gewachſen war und ich einen ſtändigen Mitarbeiter ſuchte, bat ich ihn um ſeinen Beſuch.

Mein Antrag kam ihm sehr gelegen, und wir wurden im Handumdrehen handelseins.

Doktor Max von Sz. — es liegt keine Nötigung vor, seinen vollen Namen zu nennen — bewährte sich als feingebildeter, tüchtiger, geschmackvoller Journalist. Er betrachtete seine Tätigkeit für unsere Zeitschrift wohl von vornherein als ein Übergangsstadium, und von der „Gegenwart" trat er denn auch nach zwei, drei Jahren in den diplomatischen Dienst über. Er brachte viel dafür mit: er war ein junger Mann von gefälligem Äußern, aus guter Familie, im Besitz der besten gesellschaftlichen Formen; im Feldzuge gegen Frankreich hatte er sich das Eiserne Kreuz geholt und war zum Offizier befördert worden; er war unterrichtet und hatte seinen juristischen Doktor mit Auszeichnung gemacht. Er wurde zunächst unserem Generalkonsulat in Marseille beigegeben und von da mit der Wahrnehmung der Funktionen eines Vizekonsuls nach Nizza delegiert. Dort fand er die für einen jungen Beamten seltene Gelegenheit, durch eine selbständige Handlung die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich zu lenken.

Unserem früheren Botschafter in Paris, Grafen Harry Arnim, war ein wichtiges Aktenstück amtlich zuzustellen: die Ausfertigung des gerichtlichen Urteils, das über den des Hochverrats schuldig erklärten Staatsmann eine längere Zuchthausstrafe verhängt hatte. Graf Arnim hatte es vorgezogen, die Verkündigung seiner Verurteilung nicht abzuwarten. Er hatte eine Erholungsreise nach dem Süden angetreten und sich jeder Möglichkeit der Zustellung zu entziehen gewußt. Zur Entgegennahme von amtlichen Mitteilungen war er nirgends anzutreffen. Indessen verlautbarte, daß er sich an der Riviera, in Nizza oder Umgebung aufhalte.

Unser junger Beamter faßte ihn richtig eines Morgens auf der Strandpromenade ab. Er hatte sich von einem Freunde begleiten lassen und trat an den Grafen, der keines Überfalls gewärtig war, unversehens heran, stellte sich ihm vor, übergab ihm in Gegenwart des Zeugen das betreffende Schriftstück und entfernte sich mit höflichem Gruß, ehe noch der völlig ahnungslose Graf die Annahme hatte verweigern können.

Die gewandte Erledigung dieser unentbehrlichen Formalität

brachte dem im Dienste noch ganz jungen Beamten eine gute Note ein, und er wurde zur Beschäftigung in der Konsularabteilung an das Auswärtige Amt berufen.

Unsere guten Beziehungen von ehedem wurden wieder aufgenommen. Wir sahen uns regelmäßig.

* * *

Eines Abends — es war im Januar 1881 — erwartete ich ihn um sechs Uhr zu Tisch. Im Amte war früher als gewöhnlich Feierabend gemacht, und er war schon um halb sechs Uhr bei mir. Ich war mit einer Korrektur, die ich für die „Gegenwart" zu lesen hatte, noch nicht fertig. Er erbot sich, mir zu helfen, und so saßen wir denn wieder einander gegenüber bei gemeinsamer Arbeit, gerade wie früher. Ich bemerkte nicht das geringste Auffällige an ihm. Er war wie immer aufmerksam und ernst bei der Sache. Als wir zum Essen abgerufen wurden, waren wir mit der Arbeit gerade fertig geworden.

Während wir ins Speisezimmer gingen, fragte ich ihn: „A propos ... wie war's denn vorgestern bei Doktor K.?"

Er sah mich mit einem so sonderbaren Blicke an, daß ich mich veranlaßt fühlte, meine völlig harmlos gemeinte Frage zu motivieren: „Ich war nämlich auch geladen, aber ich hatte leider schon vorher anderswo, wo es gewiß lange nicht so amüsant war, fest zugesagt."

Mein Freund, der gewöhnlich ziemlich blaß war, hatte die Farbe gewechselt und war puterrot geworden. Während er sich mir gegenüber an den Eßtisch setzte, machte er verschiedene, wie mir schien, gewaltsame, aber vergebliche Anstrengungen, mir irgend etwas zu sagen — wie ein tödlich verlegener, in die Enge getriebener Schuldiger, dem ein Geständnis abgerungen werden soll, der auch beichten möchte, dem aber eine unbezwingliche Gewalt die Lippen verschließt.

Ich war wahrhaft bestürzt. Ein ganzer Roman schoß mir blitzschnell durch den Kopf. Frau Doktor K. war eine sehr hübsche, lebenslustige junge Dame; Max ein junger Herr, von dem man sich ohne Mühe vorstellen konnte, daß er Glück bei Frauen habe. Ich dachte mir, ohne irgend welchen Grund für meine Momentdichtung zu

haben: in der Gesellschaft muß irgend etwas vorgekommen sein, ein Auftritt mit dem Manne oder so etwas, ein mehr oder minder diskreter Skandal; und dem daran Hauptbeteiligten ist es überaus peinlich, die Sache jetzt zu berühren. Ich fügte also gleich hinzu: „Verzeihen Sie, wenn ich arglos eine unbequeme Frage gestellt habe. Mir liegt gar nichts daran, eine Antwort darauf zu bekommen. Ich habe gefragt, wie man hundertmal nach ganz Gleichgültigem fragt. Wir haben uns wirklich Interessanteres zu erzählen."

Max schüttelte energisch ablehnend den Kopf, unwillig erregt, wie ich ihn nie gesehen hatte. Er wiederholte seine augenscheinlich schmerzlichen Anstrengungen, die Sprache versagte ihm. Zwei-, dreimal setzte er an. Ein unverständliches Lallen von Einsilbigem. Endlich brachte er vernehmlich hervor: „Je ... je ..." Wiederum schüttelte er unbefriedigt den Kopf, blickte sich scheu und beunruhigt um und sah mich dann mit einem so tieftraurigen, so unsagbar flehenden Blicke an, daß es mich überlief.

Jetzt durchschaute ich die unheimliche Wahrheit. Ich trat an ihn heran, legte meine Hand auf seine Schulter und redete ihm zu: „Quälen Sie sich nicht! Ich kenne den Zustand. Jetzt bringen Sie's nicht heraus. Bleiben Sie nur ruhig! Es wird schon vorübergehn."

Er gab mir zu verstehen, daß er nichts davon wissen wolle, und fuhr in seinen gewaltsamen und vergeblichen Bemühungen, Worte herauszuzwängen, fort. Immer wieder setzte er an, er machte Gesten, als ob er ganz methodisch vorgehen wolle, um aus Lauten Worte zu bilden, aber er kam über das Hervorstoßen des „je ... je ...", das er beständig wiederholte, nicht heraus.

Inzwischen war die Suppe aufgetragen, und er bedeutete mir, meinen Platz wieder einzunehmen. Er nahm den gefüllten Teller in beide Hände, führte ihn an den Mund und trank daraus. Mein damals sechsjähriger Junge, der neben mir saß, beobachtete das mit Erstaunen und rief ihm zu: „Onkel, da liegt ja der Löffel!"

Ein verlegenes, erzwungenes Lächeln, ein zunächst zorniger, dann rührend bittender, nein, bettelnder Blick war die Antwort. Darauf sagte er ziemlich deutlich: „Es ist scheußlich!"

Er wollte das Glas, das ich mit Wasser gefüllt hatte und ihm

reichte, ergreifen, die Bewegungen gehorchten seinem Willen nicht mehr. Er griff mehreremal daneben, und als er es endlich erfaßt und einige Schluck getan hatte, setzte er es auf den äußersten Rand des Suppentellers, daß es umfiel.

Ohne große Mühe veranlaßte ich ihn, mit mir ins Arbeitszimmer zurückzukehren. Als ich ihn aber nötigen wollte, sich auf die Chaiselongue zu strecken, stieß er mich mit einer Heftigkeit beiseite, die ganz ungewöhnlich war; ich war der Ältere, ich war früher gewissermaßen sein Vorgesetzter gewesen, und er behandelte mich in seiner formvollen Weise stets als Respektsperson. Er sprang auf, verließ das Zimmer und eilte über den Korridor nach der Ausgangstür. Auf dem Korridor kam es zu einer lebhaften Szene. Er protestierte energisch gegen meine Begleitung, zog seinen Überzieher an, schob mich unsanft beiseite, riß die Tür auf und stürmte die Treppe hinunter.

„Non ... non!“ rief er abwehrend. „Non ... non!“ hörte ich ihn noch rufen, als er unten die Haustür öffnete.

Ich zog mir den Pelz an — draußen war's grimmig kalt — und folgte ihm. Er hatte zunächst einen Vorsprung um vielleicht hundert Schritt, den ich durch schnelleres Tempo allmählich auf etwa dreißig Schritt verringerte. Während sein Gang gewöhnlich, wie der eines früheren Offiziers, straff und korrekt war, ging er jetzt in großen Schlangenlinien wie ein leicht Angetrunkener. Es schien mir auch so, als habe er die linke Schulter vorgeschoben und als schleppe er das rechte Bein etwas nach. Durch einen der am Rande des Fahrwegs aufgeschaufelten hohen Schneehaufen ging er mitten hindurch.

Wir waren ungefähr an der Ecke der Hohenzollern- und der Tiergartenstraße angelangt. Da blieb er plötzlich stehen und sah sich um. Als er mich in geringer Entfernung von sich erblickte, lief er davon, über den Damm der Tiergartenstraße auf die Bäume zu, hinter denen das tiefe Dunkel lag. Ich lief ihm nach und erwischte ihn, bevor er im finsteren Park mir hatte entgehen können.

Als ich seinen Arm in meinen legte und ihm freundlich sagte: „Seien Sie doch vernünftig! Zum Spazierengehen ist es doch zu spät und zu kalt!“ lachte er hellauf und folgte mir nun ohne

Widerstand nach dem Droschkenhalteplatz gegenüber an der Ecke. Ich gab dem Kutscher die Adresse meines Freundes, und wir stiegen ein.

* * *

Unterwegs wurde er unruhig. Bis auf die Worte „je, non" und „es ist scheußlich!" hatte er noch immer nichts gesprochen. Auch jetzt wieder bemühte er sich vergeblich, etwas zu sagen, und der Zorn darüber, es nicht zuwege zu bringen, äußerte sich in lebhaften Gebärden und einer entschieden feindseligen Haltung mir gegenüber. Er klopfte heftig an die Scheibe, aber der Kutscher, dem ich schon beim Einsteigen gesagt hatte, der Herr sei krank, er solle, ohne sich um weiteres zu kümmern, direkt nach der Steglitzer Straße fahren, überhörte es absichtlich. Mehrere Male machte der Bedauernswerte sogar den Versuch, die Tür zu öffnen, um hinauszuspringen oder mich aus dem Wagen zu stoßen. Aber es gelang mir immer wieder, ihn zu beruhigen. Endlich waren wir vor dem Hause angelangt. Nun wurde es mir wieder nicht leicht, ihn zum Verlassen der Droschke zu bewegen. Ich brachte ihn aber doch vor die Tür seiner im Hochparterre gelegenen Wohnung und klingelte.

Er ging an der Wirtin, die geöffnet hatte, in strammer Haltung vorüber, trat, bevor ich noch die Schwelle zum Korridor überschritten hatte, in sein Wohnzimmer und verschloß sogleich die Tür hinter sich. Auf mein Klopfen reagierte er nicht.

Der Wirtin, der typischen Berliner Zimmervermieterin, mit glattem Scheitel und Bernsteinbrosche Zingster Angedenkens, sehr sauber und sehr geschwätzig, sagte ich: der Herr Doktor sei bei mir plötzlich erkrankt; ich wolle jetzt zum Arzt fahren; sie möge ihr mögliches tun, um zu verhindern, daß der Kranke, der etwas aufgeregt sei, vor meiner Rückkehr die Wohnung verlasse; sollte ihr das nicht gelingen, so möge sie ihm folgen oder eine verläßliche Person nachschicken, damit ich wisse, wo ich ihn finden könne. Das versprach sie mir denn auch. Alle weiteren Erörterungen schnitt ich mit der Erklärung ab, daß ich sofort zum Arzt müsse.

Es mochte etwa halb acht Uhr sein, als ich bei meinem ver-

ehrten Freunde und früheren Nachbarn, dem hervorragenden Psychiater Professor Karl Westphal, vorfuhr. Ich wurde sofort vorgelassen. Ich erzählte ihm haarklein die aufregenden Vorfälle der letzten anderthalb Stunden. Westphal bestätigte meine Befürchtung, daß der Unglückliche von einem Anfall von Aphasie betroffen war — einer plötzlichen Gehirnstörung, die, ohne die Intelligenz oder die Sprachorgane selbst zu schädigen, ihm die Fähigkeit zu sprechen zunächst völlig geraubt hatte. Obwohl er wegen einer starken Erkältung den ganzen Tag das Zimmer habe hüten müssen, würde er, um mich zu beruhigen, doch den Kranken sofort aufsuchen, wenn er ihm irgendwie helfen könne. Für den Augenblick aber sei gar nichts zu tun. Die Erregung werde sich ohnehin voraussichtlich in einiger Zeit legen. Ruhe sei einstweilen das einzige Rezept, das er verschreiben könne. Am besten wäre es, wenn der Patient zu Bett gebracht werden könnte; dann würde er wahrscheinlich einschlafen und sich bis zum Morgen nicht rühren und regen. Bedenklich, das dürfe er mir nicht verhehlen, sei der Zustand allerdings; wenn Komplikationen, auf die man sich immer gefaßt machen müsse, hinzuträten, sogar in hohem Grade bedenklich. Eine augenblickliche Gefahr sei indessen kaum zu befürchten, jedenfalls nicht abzuwenden. Morgen gegen elf Uhr wollte er mich abholen und mit mir zusammen den Patienten besuchen. Für eine genaue Untersuchung — der Pupille zum Beispiel — sei überdies das Tageslicht erforderlich. Dann werde er mir mehr sagen können.

Eine unangenehme Überraschung erwartete mich, als ich nach der Steglitzer Straße zurückgekehrt war: der Vogel war ausgeflogen. Sehr bald, nachdem ich ihn verlassen, hatte er sich aus seiner Wohnung entfernt. Die Tochter der Wirtin, eine Gemeindeschullehrerin, war ihm gefolgt.

Auf meine Frage über sein Verbleiben gab sie zögernden Bescheid. Da ich die Sache so dringlich machte, wie sie war, rückte sie endlich mit der Sprache heraus. Ein im Spionendienst ergrauter Detektiv hätte es nicht besser machen können als diese reizlose Lehrerin der Jugend mit dem sittigen Augenaufschlag und den hageren langen Fingern. In wenigen Minuten wurde da vor mir mit erschütternder Brutalität ein Geheimnis

enthüllt, das mein armer Freund vor aller Welt so wohl verborgen zu haben gewähnt hatte.

Er stand seit längerer Zeit in nahen Beziehungen zu einer schönen, vornehmen Dame, die ich sehr gut kannte. Ich hatte ebensowenig wie irgendein anderer im Kreise seines Verkehrs eine Ahnung davon. Aber die Wirtin und ihre schamhafte Tochter wußten alles. Unglücklicherweise hatte er einmal einen Brief in seiner Rocktasche vergessen. Beim Kleiderreinigen war dieser Brief von der Tochter entdeckt und gelesen worden. Es war natürlich der bewußte Brief, der eigens dazu geschrieben zu sein scheint, zum Verräter zu werden. Es stand alles darin, was kein Mensch erfahren sollte. Auf den Briefbogen war die Adresse geprägt, der Brief war mit dem Vornamen unterzeichnet, und der Inhalt ließ an der Intimität der geheimen Beziehungen keinen Zweifel aufkommen. Der edle Wissensdrang hatte die Lehrerin veranlaßt, nachzuschnüffeln, und ohne besondere Mühe war es ihr gelungen, Namen und Stand der Briefschreiberin festzustellen und über sie alle möglichen Einzelheiten zu ermitteln. Sie erzählte mir, daß die schöne junge Frau sehr vernachlässigt werde, der Herr Gemahl gehe allabendlich gleich nach dem Essen in seinen Klub, sei ein leidenschaftlicher Spieler — die Richtigkeit dieser Angaben hätte ich aus eigener Kenntnis bestätigen können —, komme selten vor zwei, drei Uhr morgens nach Hause, die junge Frau sei fast immer allein ... „Da darf man sich dann natürlich nicht wundern, nicht wahr?“ schloß sie ihre wohlgesetzte Rede. Alles das vertraute sie mir, ohne daß ich sie darum hätte zu bitten brauchen, mit einer widrigen Volubilität und einem Lächeln, in dem heuchlerische Verschämtheit und echte Bosheit miteinander kämpften. Ab und zu warf die Alte ein paar Worte ein, um dem trüben Bilde noch einige Schlaglichter aufzusetzen.

In seiner seelischen Bedrängnis hatte es den Armen zu seiner Freundin getrieben. Die Lehrerin hatte ihn in das wohlbekannte Haus treten sehen.

Ich war im ersten Augenblicke ziemlich ratlos. Aber Not kennt kein Gebot. Nach kurzer Überlegung sagte ich mir, daß durch den Zwang der Verhältnisse unter Umständen alle Rücksichten beiseitegeschoben werden müssen, setzte mich, nachdem ich die

Wirtsleute aus dem Zimmer hinauskomplimentiert hatte, an den Schreibtisch und richtete an die Dame etwa folgende Zeilen:

„W., Januar, abends.

Verehrteste gnädige Frau!

Mein Freund Max von S. ist heute gegen Abend in meiner Wohnung plötzlich in einer mich beunruhigenden Weise erkrankt. Während ich zum Arzte fuhr, hat er sich entfernt. Auf meine Veranlassung ist man ihm gefolgt und hat ihn in das von Ihnen bewohnte Haus eintreten sehen. Aus dem Adreßbuche habe ich festgestellt, daß in diesem Hause außer Ihnen niemand wohnt, von dem ich annehmen könnte, daß mein Freund ihn aufgesucht haben dürfte. Der Arzt, Geheimrat Westphal, will mich morgen vormittags, gegen elf Uhr, abholen, um den Erkrankten zu untersuchen. Würden Sie für den Fall, daß ich auf der richtigen Spur bin, Herrn Doktor von S. veranlassen können, morgen um elf Uhr unfehlbar in seiner Wohnung zu sein? Verzeihen Sie, daß ich zu später Stunde Sie zu behelligen wage, aber ich weiß mir keinen anderen Rat. — Ich gebe den Brief persönlich bei Ihrem Portier ab und warte, ob sie mir gleich Bescheid zu geben in der Lage sind.

Mit gehorsamstem Danke im voraus —“ und so weiter.

Ich fuhr nach der mir bezeichneten Wohnung. Wenige Minuten, nachdem ich den Brief hatte befördern lassen, kam der Diener mit dem Bescheide, die gnädige Frau erwarte mich.

* * *

Ich war wirklich tief bewegt, als ich in dem mittelgroßen, mit erlesenem Geschmack eingerichteten Salon, der zur lieb- und charakterlosen Nüchternheit der Mietswohnung in der Steglitzer Straße einen eigentümlichen Gegensatz bildete, der schlanken, eleganten jungen Frau gegenübertrat. Sie war erschreckend bleich und hatte rotgeweinte Augen. Ohne die leiseste erkennbare Regung von Befangenheit darüber, daß mich ein tückischer Zufall zum Mitwisser eines bis zur Stunde so wohl gewahrten Geheimnisses gemacht hatte, reichte sie mir die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen von Herzen für Ihren Besuch. Was um des Himmels

willen ist denn nur vorgefallen? Ich habe eine fürchterliche Stunde durchgemacht ... Diese Ungewißheit! ... Jetzt ruht er nebenan ... Was ist denn nur geschehen?"

So schonend wie möglich — aber große Schonung war leider nicht möglich — erzählte ich, was sich bei mir zugetragen hatte. Die Dame weinte bitterlich. Er hatte die Sprache noch nicht wiedergefunden, aber jedes ihrer Worte augenscheinlich verstanden.

Sie trat an die Tür zum Nebenzimmer, öffnete sie behutsam, grüßte mit erzwungenem Lächeln hinein und lehnte sie wieder an.

„Er hat die Augen offen und mir zugenickt ... Was fangen wir nur mit ihm an? ... Hier kann er ja nicht bleiben!"

„Meine Droschke wartet unten. Ich nehme ihn mit zu mir."

„Er läuft Ihnen davon ... ganz gewiß! Und auf der Straße können wir ihn doch nicht herumirren lassen. Er holt sich ja den Tod!"

Plötzlich warf sie in einer wahrhaft heroischen Bewegung den Kopf in den Nacken und sagte mit großer Entschlossenheit: „Ich bringe ihn nach Hause und bleibe bei ihm." Und eine Bemerkung, die ich gar nicht gemacht hatte, beantwortend, setzte sie hinzu: „Und wenn man's merkt, ist's mir auch einerlei. Es geht eben nicht anders!"

Sie klingelte dem Diener.

„Sollte man nach mir fragen — ich bin abgerufen worden — zu einem Schwerkranken."

Der Angeredete verneigte sich mit der steinernen Ausdruckslosigkeit des wohlgeschulten Dieners.

Sie trat ins Nebenzimmer, um sich zum Ausgehen zurechtzumachen. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit betrat sie mit Max, den Arm des Freundes im ihrigen, den kleinen Salon. Er sah mich groß an, aber er war über meine Anwesenheit doch weniger verwundert, als ich erwartet hatte. Ich reichte ihm die Hand, er drückte sie fest, und wir drei verließen schweigsam die behaglich durchwärmte, hellbeleuchtete Wohnung, die in ihrer freudigen Eleganz des Zopfstils sich zum Schauplatz der Exposition des finsteren Trauerspiels, das wir durchlebten, recht wenig eignete. Wir bestiegen die häßliche Droschke, durch deren schlecht gefügte Fenster und Türen die eisige Nachtluft drang.

Beim Verlassen des Wagens stützte sich unser Freund schwerfällig auf meinen Arm. Es schien ihm auch beschwerlich zu fallen, die wenigen Stufen zu seiner Wohnung hinaufzusteigen. Vor seiner Tür nahm er ein Bund Schlüssel aus seiner Tasche, suchte sofort den richtigen heraus und versuchte, aufzuschließen. Es wollte ihm aber nicht gelingen, das Schlüsselloch zu finden. Ich nahm ihm den Schlüssel ab und öffnete. Während wir in sein Zimmer gingen, bemerkte ich, wie die Tür zur Wohnung der Wirtin sachte geöffnet wurde und wie die Tochter durch die Spalte die Vorgänge beobachtete.

Wir machten in beiden Zimmern Licht. Die Freundin blieb im Wohnzimmer, während ich den Kranken, der sich völlig beruhigt hatte, in die Schlafstube führte und ihm beim Entkleiden behilflich war. Er ließ es sich gern gefallen, legte sich still nieder, wandte mir den Rücken, den Kopf der Wand zu, und nach kurzer Zeit hörte ich an seinen zwar ziemlich schnellen, aber regelmäßigen Atemzügen, daß er eingeschlafen war. Ich schlich hinaus ins Wohnzimmer, wo die Freundin noch immer unbeweglich auf demselben Stuhl an der Eingangstür saß, auf den sie sich beim Betreten der Wohnung niedergelassen hatte.

„Er schläft," sagte ich.

Das waren die einzigen Worte, die seit einer Viertelstunde gesprochen waren, und es verging eine kleine Ewigkeit, bevor wieder ein Wort über unsere Lippen kam.

Nach langer Zeit erhob sich die Dame, die in dem gutgeheizten Zimmer Pelz und Kapuze nicht abgelegt hatte, trat an die nur angelehnte Tür zur Schlafstube und blickte lange unverwandt durch die Spalte.

„Er schläft ganz fest," flüsterte sie mir zu, während sie sich mir gegenüber an den ovalen Tisch vor dem Sofa setzte. Ich sah nach der Uhr. Es war ein Viertel vor zehn. So inständig ich vermochte, redete ich der mutigen Freundin zu, nach Hause zurückzukehren — und zwar gleich, bevor noch das Haus geschlossen würde. Sie sträubte sich energisch. Ich wiederholte ihr, was mir Westphal gesagt hatte: daß der Schlaf des Kranken voraussichtlich ungestört und von langer Dauer sein werde, daß ihm jetzt kein Mensch etwas nützen könne und daß eine augenblickliche

Gefahr ausgeschlossen sei; ich fügte hinzu, daß es mir nichts ausmache, hier noch eine Stunde oder länger zu bleiben. Endlich schenkte sie meiner eindringlichen Bitte Gehör und ließ sich von mir an die Droschke begleiten.

„Ich werde morgen zu früher Stunde wieder hier sein," sagte sie mir zum Abschiede.

Ich nahm den neuesten Roman von Zola, der halb aufgeschnitten auf dem Sofatisch lag, und las. Gegen halb elf Uhr etwa klopfte es leise an die Tür. Ich öffnete. Vor mir standen Mutter und Tochter. So wenig sympathisch die beiden auf mich gewirkt hatten, in diesem Augenblicke war ich ihnen doch dankbar, als sie sich freiwillig erboten, bei dem Kranken abwechselnd im Wohnzimmer zu wachen: zunächst die Tochter, die dann um vier Uhr von der Mutter abgelöst werden würde. Nachdem ich mit ihnen für alle Eventualitäten das Nötige verabredet und einen letzten Blick auf den fest Schlafenden geworfen hatte, fuhr ich nach Hause.

Ich hatte seit etwa zehn Stunden so gut wie nichts zu mir genommen, aber ich war von all den Erregungen so abgespannt, daß ich das mir hergerichtete Abendessen nicht anrührte und mich sofort ins Bett legte.

Ich konnte keine Ruhe finden. Immer sah ich vor mir meinen armen Freund mit dem traurigen Blicke der Hilflosigkeit, des rührenden Bittens, und immer die schlanke Gestalt seiner Freundin, die mit bewundernswerter Tapferkeit, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, alles aufs Spiel setzte — ihre Stellung in der Familie, in der Gesellschaft, ihren Ruf —, um dem Unglücklichen zur Seite zu stehen, die nur für seine gefahrvolle Lage Verständnis zu besitzen schien, der eigenen Gefahr aber nicht achtete. Ich hörte noch fünf Uhr schlagen.

* * *

Aus bleiern schwerem Schlafe wurde ich um zehn Uhr morgens geweckt. Ein Brief von unbekannter Damenhand mit der Aufschrift: „Sehr eilig".

Ich las:

„Steglitzer Straße, 21. 1. 81.

Unser Freund hat Gott sei Dank eine sehr gute Nacht gehabt. Er spricht von dem gestrigen Vorfall ruhig und klar. Er fühlt sich so wohl, daß ich ihn nicht davon habe abbringen können, aufs Amt zu gehen. Dort erwartet er Sie und den Geheimrat. Er hat mich eben verlassen. Wollen Sie mir einige Worte über das, was der Arzt sagt, schreiben? Ich wäre Ihnen sehr dankbar."

Ich traute meinen Augen kaum. Aufs Amt gegangen? Er spricht und fühlt sich wohl? Es war mir unfaßlich. Ich hatte mich eben angekleidet und gefrühstückt, als Westphal pünktlich bei mir eintrat.

„Um so besser!" sagte er mir, nachdem ich ihm Kenntnis vom Morgenbulletin gegeben hatte. „Wenn's nur anhält! . . ."

Max stand an seinem Stehpult am Fenster, als wir in sein Bureau eintraten. Er war mit gewohnter Sorgfalt gekleidet. Sein Gesicht war erschreckend blaß. Ich machte die Herren miteinander bekannt. Während wir uns setzten, sagte er mir langsam, leiser und vorsichtiger als gewöhnlich: „Was war denn das eigentlich gestern bei Ihnen? Es muß wohl so eine Art von leichtem Schlaganfall gewesen sein . . . Ich konnte auf einmal nicht mehr sprechen . . . nur noch französisch . . . und auch das nur schwer. Aber ich hatte gar keine Schmerzen . . . Zu eigentümlich! . . . Was mag's nur gewesen sein?"

„Das wollen wir gleich mal sehen," griff Westphal mit fachmännischer Ruhe ein.

Er führte Max dicht ans Fenster, während ich tiefer ins Zimmer zurücktrat, und untersuchte die Pupillen sehr genau. Darauf machte er verschiedene Experimente mit ihm. Er ließ ihn die Augen schließen und forderte ihn auf, einige Schritte zu machen. Max geriet aber auf der Stelle in so starkes Schwanken, daß er umgefallen wäre, wenn er nicht sofort die Augen wieder geöffnet und sich auf den nächsten Stuhl gesetzt hätte. Westphal betupfte ihn mit dem gespitzten Bleistift an verschiedenen Stellen der Hand und des entblößten Oberarmes, und der Kranke, der nicht hinsehen durfte, war nicht imstande, die berührten Stellen aufzuweisen. Er zeigte manchmal drei, vier Fingerbreit daneben.

Es war ihm auch nicht möglich, nur wenige Sekunden auf einem Fuß zu stehen. Er verlor sofort das Gleichgewicht. Auch andere Experimente — Westphal untersuchte ihn unter anderem auf das sogenannte „Kniephänomen“ — bestärkten die Besorgnis der bevorstehenden Paralyse.

Westphal ließ sich nun in eine längere Unterhaltung mit ihm ein. Mein Freund sprach wohl etwas behutsamer, vielleicht auch beschwerter als sonst, aber vollkommen vernünftig und ohne merkliches Stocken. Plötzlich zog der Arzt seine Uhr aus der Tasche und hielt sie dem Patienten hin.

„Was ist das?“ fragte er scharf.

Max lächelte verlegen.

„Das ist ... Was das ist? ... Das weiß doch jedes Kind ... Weshalb fragen Sie mich danach?“

„Ich möchte es gern von Ihnen hören.“

„Das ist ... ein ... ein Stundenangeber.“

„Sehr wahr. Aber das ist doch nicht der gewöhnliche Name. Sie sollen mir sagen, wie das Ding hier, der Stundenangeber, heißt.“

„Wie es heißt? ...“ Er legte die Stirn in Falten und blickte ins Weite. „Es ist ... so ein Ticktack ... Ticktack.“

„Und heißt?“

Man sah dem Kranken an, wie er übermenschliche Anstrengungen machte, um das Wort, das ihm vorschwebte, zu fangen und zu fassen.

„Ich kann mich in diesem Augenblick wirklich nicht besinnen,“ sagte er endlich kleinlaut und traurig.

„Nun ja,“ bemerkte der Arzt freundlich. „Das kommt manchmal vor. Es ist eine Uhr.“

„Eine Uhr! Eine Uhr!“ rief Max, wie von einem drückenden Alp befreit, und er wiederholte noch mehreremal, als wolle er sich das Wort recht einprägen: „Eine Uhr!“

„Und das da?“ fragte Westphal, indem er ihm einen Schlüssel hinhielt. „Was ist das?“

„Eine Uhr!“ antwortete Max schnell und bestimmt.

„Aber nicht doch! Die Uhr habe ich eingesteckt. Was ich hier in der Hand habe, ist doch etwas anderes. Wie heißt das? ... Nun?“

„Natürlich! Das ist etwas ganz anderes ... das ist so ein Ding ... man braucht es, wenn man ...“ Er bezeichnete sehr anschaulich durch eine drehende Bewegung der Rechten das Schließen.

„Wenn man eine Tür zuschließen oder eine geschlossene Tür öffnen will,“ verdeutlichte Westphal, die Formen des Zeitwortes „schließen“ stärker betonend.

„Jawohl! Das wollte ich gerade sagen.“

„Aber ich möchte eigentlich etwas anderes von Ihnen hören. Nicht die Umschreibung, das bestimmte Wort. Wie nennt man so ein Ding zum Schließen?“

„Zum Schließen?“ wiederholte Max; und unsicher, gewissermaßen tastend, fragte er: „Ein Schließer?“ Er verneinte die Frage selbst, kopfschüttelnd. „Nein! ... Es ist zu lächerlich! Ich weiß ganz genau, wie es heißt, aber wenn Sie mich so laut fragen, dann kann ich Ihnen keine Antwort geben ...“ Und mit einem gewissen Trotz setzte er hinzu: „Und ich will's auch nicht!“

„Es ist ein Schlüssel.“

„Ein Schlüssel! Richtig! Ein Schlüssel! ... Daß einem so etwas entfallen kann! Ein Schlüssel! ...“

„Haben Sie denn heute schon etwas geschrieben?“ fragte Westphal.

„Das Schreiben wird mir etwas schwer.“

„Das ist ganz natürlich ... Geht's denn überhaupt?“

„O ja ... Ich denke doch ... bis jetzt habe ich hauptsächlich die Eingänge gelesen ... Geschrieben habe ich nur einige Zeilen.“

„Wollen Sie mir die gefälligst zeigen?“

„Ach,“ erwiderte Max ausweichend. „Es sind kurze Bemerkungen ... nur für mich bestimmt ... in meiner eigenen Kurzschrift ... für andere kaum zu entziffern.“

„Wollen Sie jetzt irgend etwas schreiben?“

„Was denn?“

„Was Sie wollen! Etwas Ihnen Geläufiges ... Nur eine Zeile.“

„Gern.“

Er trat wieder an sein Stehpult am Fenster. Er dachte eine Weile nach, tauchte die Feder bedächtig ein und machte dann

wieder eine große Pause. Man merkte ihm an, wie er sich geistig stark anstrengte. Endlich schrieb er etwas ... er setzte ab, als wolle er ausruhen ... dann schrieb er aufs neue. Das dauerte gewiß drei, vier Minuten.

Westphal trat an ihn heran, blickte einige Augenblicke prüfend auf das Blatt und sagte dann: „Ich danke Ihnen. Das genügt." Und den Ton wechselnd, fuhr er mit ernster Freundlichkeit fort: „Sie bedürfen für einige Zeit der unbedingten Ruhe. Sie müssen ausspannen. Und zwar sofort. Sie werden sich ja selbst darüber im klaren sein, daß Sie jetzt nur mit äußerster Anstrengung arbeiten können. Und so, wie Sie es möchten, überhaupt nicht arbeiten können. Um das, was hier vorgeht, um alles Geschäftliche dürfen Sie sich fürs nächste gar nicht kümmern ... Wer ist denn Ihr nächster Vorgesetzter? Es wäre wohl das einfachste, wenn ich gleich selbst mit ihm spräche."

Max hatte aufmerksam zugehört. Er antwortete nicht.

„Wollen Sie mir, bitte, sagen, wer Ihr Herr Vorgesetzter ist?"

Zögernd, undeutlich antwortete er: „Geheimrat von Lübow."

Er lächelte verlegen und schüttelte den Kopf: „Lübow" wiederholte er zaghaft.

„Bülow" verbesserte ich.

Er nickte mir dankbar zu. „Geheimrat von Bülow" sagte er jetzt ganz scharf; dann setzte er hinzu: „Ich fürchte nur, mit dem Urlaub wird's jetzt seine Schwierigkeit haben. Wir alle haben in diesen Tagen gerade vollauf zu tun."

„Ich denke, Herr von Bülow wird keine Schwierigkeiten machen, wenn ich ihm die Sache vortrage." Und sich an mich wendend, fragte Westphal: „Kennen Sie Herrn von Bülow?" Ich bejahte. „Dann stellen Sie mich wohl vor? Vielleicht werden wir ohnehin noch über dies und das Auskunft von ihm zu erbitten haben."

Während wir uns beim Geheimrat Doktor A. von Bülow, unserem späteren Gesandten in Bern und beim Päpstlichen Stuhl, der zurzeit im Auswärtigen Amte beschäftigt war, melden ließen, sagte mir Westphal: „Ihr Freund ist leider bedenklich krank. Wahrscheinlich wird in allernächster Zeit eine einseitige Lähmung eintreten. Am besten wär's, er käme gleich in eine Heilanstalt.

Privatpflege ist in solchen Fällen kaum durchzuführen und deshalb nicht anzuraten. Er leidet auch an Agraphie. Mit kindischen Buchstaben hat er mühselig das Wort „Furmular" hingemalt, mit einem „u". Nehmen Sie ihn nur gleich mit und machen Sie mit ihm einen längeren Spaziergang. Es ist freilich kalt, aber sonnig und windstill. Und reden Sie ihm zu, daß er sich in rationelle Pflege gibt. Ich werde ihn morgen um dieselbe Zeit besuchen und ihm schonend, aber entschieden meine Ansicht sagen."

Geheimrat von Bülow empfing uns mit artigstem Entgegenkommen, bewilligte auf Antrag des Arztes seinem Beamten sofort Urlaub auf unbestimmte Zeit und erbot sich, alles Weitere zu veranlassen.

* * *

Im schönen Mittagssonnenschein des hellen, kalten Wintertages gingen wir Arm in Arm die Wilhelmstraße hinunter über die Linden durch das Brandenburger Tor den breiten Spazierweg am Saum des Parkes entlang. Der Tiergarten war zu dieser Stunde noch wenig belebt.

Wir hatten überhaupt wenig gesprochen und seit längerer Zeit völlig geschwiegen.

Auf einmal sagte mir Max: „Das war doch nicht vorgestern. Es war vorvorgestern ... Für einen Schriftsteller war's eigentlich eine merkwürdige Gesellschaft. Viel mehr Offiziere und Beamte als Künstler und Wissenschafter."

Ich sah ihn ganz erstaunt an: „Was für eine Gesellschaft?" fragte ich ihn.

Jetzt blickte er mich forschend an. „Sie haben mir doch eben gesagt: A propos, wie war's denn vorgestern bei Doktor K.?"

„Gewiß! Gewiß!" erwiderte ich, bloß um etwas zu sagen. Mir war ganz unheimlich zumute, als er meine Äußerung von gestern, die seinem Anfall unmittelbar vorhergegangen war, wörtlich wiederholte. Jetzt erst, nach achtzehn Stunden, schien er sie zu hören, und jetzt erst antwortete er darauf.

Westphal, dem ich den Vorfall später erzählte, interessierte sich aufs äußerste dafür und hat ihn, wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, sogar zum Gegenstande einer ernsten Abhandlung

in einer Fachzeitschrift gemacht; unter meinen Kollektaneen habe ich den Aufsatz, den ich besessen zu haben glaube, leider nicht auffinden können.

Die Prognose des ausgezeichneten Psychiaters erwies sich leider als zutreffend. Schon im Laufe des Abends trat eine rechtsseitige Lähmung ein, die am folgenden Tage seine Überführung nach dem Augusta-Hospital notwendig machte. Dort blieb er nur kurze Zeit. Er fühlte sich da unglücklich. Es hatten sich die deutlichen Symptome des Verfolgungswahns gezeigt. Er hörte Stimmen, die ihn verhöhnten und bedrohten; namentlich aus den Löchern der an der Decke angebrachten Ventilation werde ihm in der Nacht unausgesetzt allerhand Widerwärtiges zugerufen. Im Flüsterton vertraute er mir auch, daß die pflegenden Schwestern gegen ihn konspirierten, um ihn beim Reichskanzler anzuschwärzen; namentlich die eine, von der er in Erfahrung gebracht habe, daß sie die intimste Freundin seiner Wirtstochter sei, wolle seine Zukunft vernichten. Und dergleichen mehr.

Sobald die Lähmungserscheinungen im wesentlichen beseitigt waren, übersiedelte er auf seinen Wunsch nach der Maison de Santé in Schöneberg. Da fühlte er sich sehr wohl, und je kränker er wurde, desto besser gefiel es ihm. Der quälende Verfolgungswahn war durch den harmlos beglückenden Größenwahn abgelöst worden. Bei jedem Besuche erzählte er mir glückstrahlend von einer Großtat, die er verrichtet hatte oder zu verrichten im Begriffe stand. Er überspannte mit Riesenbrücken Ozeane und schuf mit neu erfundenen Lokomotionsmaschinen Verkehrswege, von denen die Welt nichts geahnt hatte. Von Korsör aus hatte er eine Vertikalbahn nach dem Monde geplant, von der er sich freilich weniger praktische als ungeheure wissenschaftliche Erfolge versprach. Die atmosphärischen Hindernisse hatte er völlig überwunden, es war nur noch eine Schwierigkeit zu beseitigen: Die dänische Regierung hatte bis jetzt die Konzession nicht erteilen wollen; er zweifelte indessen nicht, daß er sie durch die Abtretung von Nordschleswig, die er beim Reichskanzler bereits durchgesetzt hatte, schließlich doch gefügig stimmen werde. Auch mit dem „perpetuum mobile" hatte er sich nebenher beschäftigt. „Eine amüsante Spielerei" nannte er es. Er legte der Sache so wenig Bedeutung

bei, daß er bei seinen Erörterungen „perpetuum mobile“ und „noli me tangere“ beständig als synonyme Begriffe behandelte.

Aber auch im Kleinen Herrlichstes zu leisten, war er sich in tiefer Seele bewußt. Er hielt sich für den hervorragendsten Zahnarzt und den ersten Schneider der Welt.

So schritt er denn schmerz- und ahnungslos, im frohen Wahne des Weltbeglückers, stolz auf unerhörte Erfolge, die er sich als Wirklichkeiten vorgaukelte, und im beseligenden Vorgefühle noch größerer, die ihm die Unsterblichkeit sichern mußten, seinem Ende entgegen. Bei meinem letzten Besuche zitierte er lächelnd das Wort Schillers: „Leb im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt.“

An einem wundervollen Frühlingstage trugen wir ihn zu Grabe. Die goldene Sonne schien milde und versöhnlich in die Gruft, in die der einfache Sarg versenkt wurde, und erhellte die Nacht da unten. Es waren nicht viel Leidtragende, die dem Armen das letzte Geleite gaben: eine Deputation vom Auswärtigen Amt, einige seiner Regimentskameraden, seine nächsten Freunde und eine in schwarzen Schleier gehüllte schlanke Dame in tiefster Trauer, die außer den Ärzten und mir wohl niemand kannte. Ich begleitete die zuckende und schluchzende junge Frau an ihren Wagen. Wir drückten uns herzlich die Hand. Wir sind uns im Laufe der Jahre noch einige Male begegnet, in fröhlichen Gesellschaften. Von unserem armen Freunde haben wir nie wieder gesprochen.

Julius Rodenberg und Berthold Auerbach

In die frühesten Tage meiner Berliner Tätigkeit fällt eine mir besonders wertvolle Bekanntschaft. Im Frühling 1862 lernte ich Julius Rodenberg kennen: in der ersten ordentlichen Sitzung des von Hermann Kletke, Moritz Gumbinner und Karl Frenzel soeben ins Leben gerufenen Vereins „Berliner Presse“. Frenzel, Rodenberg und ich haben das fünfzigjährige Stiftungsfest 1912 zusammen feiern können. Frenzel und Rodenberg haben diese glanzvolle Feier nicht lange überlebt; „und ich bin allein

übriggeblieben", darf ich nicht ohne eine gewisse Wehmut mit Elias ausrufen.

Ich war kaum flügge geworden. Mitarbeiter in der Redaktion der „Allgemeinen Preußischen (Stern-) Zeitung" — Auerswald-Schwerinschen Angedenkens —, deren Tage gezählt waren; Anfänger an einem Ende.

Julius Rodenberg, der acht Jahre ältere, schon damals in weiteren Kreisen bekannte Schriftsteller, von dem ich mancherlei sehr Anziehendes gelesen hatte — namentlich Reiseschilderungen aus England und ein „Pariser Bilderbuch" —, nahm sich des jüngeren, völlig unbekannten „Kollegen" mit ungewöhnlicher Freundlichkeit an. Womit ich's verdient hatte, kann ich bis auf den heutigen Tag noch nicht sagen. Denn was bis dahin von mir geschrieben und veröffentlicht, war wirklich nicht der Rede wert. Und doch sollte Julius Rodenberg mit Joseph Lehmann, der mich „entdeckte", mit Max Friedländer, der zuerst meine schwache Stimme durch das weithin hallende Organ seiner „Neuen Freien Presse" kräftig unterstützte, und Heinrich Laube, der mich der Bühne zuführte, das Quartett bilden, dem ich eigentlich alles in meiner schriftstellerischen Laufbahn zu verdanken habe.

Von den mannigfachen Liebenswürdigkeiten, die mir Rodenberg in jener frühesten Zeit unserer Bekanntschaft erwies, ist mir besonders eine in der Erinnerung geblieben: er lud mich zur Generalprobe einer neuen Oper ein: „Das Mädchen von Korinth." Die Dichtung rührte von ihm her, die Komposition von dem seinerzeit sehr bekannten Geiger Jean Bott, damals Musikdirektor in Kassel, später in Meiningen und Hannover. Das Rodenbergsche Buch war dramatisch wirksam und fand warme Anerkennung; die Partitur von Bott dagegen wurde nach der ersten Aufführung als „Kapellmeistermusik" von der Kritik ziemlich ungnädig behandelt.

Nach der Probe im Opernhause gingen wir mit Jean Bott und Berthold Auerbach, den ich an diesem Tage persönlich kennen lernte, zu Rodenberg. Er wohnte in einem kleinen, ganz alten Hause der Französischen Straße. Die Treppen waren so eng und steil, daß ein Pianino, das Rodenberg gemietet hatte —

wie er später gern erzählte —, an Stricken durch das Fenster heraufgezogen und später auf demselben Wege wieder hinabgelassen werden mußte. Einen besonderen Eindruck machte auf mich die Bibliothek, die wohl wirklich recht stattlich war und mir damals geradezu imposant erschien. Die Regale ringsum, mit Büchern vollgepfropft, reichten bis an die Decke hinan.

Der gemütvolle, sinnigweise Schwabe Auerbach, mit dem mächtigen Schädel auf der gedrungen kräftigen Gestalt, der leuchtenden hohen Stirn und den großen blauen Augen, schon damals mit den Allüren eines literarischen Patriarchen, strahlte zu jener Zeit im goldigsten Glanze seines Ruhmes, der viel schneller, als wir Mitlebenden glaubten, dem grausamen Naturgesetz der Vergänglichkeit verfallen ist. Dermalen, in seinen besten Jahren, wie noch später, bis kurz vor seinem Tode, und wie überall so auch in Rodenbergs engem Stübchen, war er bald der Mittelpunkt des Kreises. In hohem Grade war ihm die Gabe zu eigen, die gewöhnliche Unterhaltung auf ein weiteres interessantes Gebiet hinaus- und zu einer gewissen Höhe hinaufzuführen. Er sprach gut und klug und liebte es, in seinen Vortrag Sentenzen einzustreuen, die auf seine andächtigen Hörer wie tiefsinnige Weisheitssprüche wirkten. Er hörte sich gern sprechen, und seine naive Freude an sich, die er mit einer den Spott entwaffnenden Offenherzigkeit zur Schau trug, zeigte sich auch in seinen Gesprächen mit Freunden und Bekannten, die sich willig von ihm um einige Semester zurückversetzen ließen und zu den Füßen des Meisters seinem Kolleg ex cathedra lauschten.

Bei Rodenberg war's also das erstemal, daß ich ihn so reden hörte, und ich entsinne mich seiner Worte noch sehr genau. Er meinte, die wahre Größe des Dichters bekunde sich vor allem darin, daß er Gestalten geschaffen habe, die national typisch geworden seien. Und er exemplifizierte: Schiller habe den dichterischen Typus des deutschen Jünglings für alle Zeiten festgestellt: Ferdinand, Don Carlos, Max Piccolomini; Goethe das deutsche Bürgermädchen: Gretchen und Klärchen ...

„Ja ...“ Er machte eine Kunstpause. „Und seitdem,“ fuhr er lächelnd und behäbig fort, „seitdem haben wir eigentlich nur

noch einen repräsentativen Typus deutscher Dichtung: das Mädchen vom Lande, das Dorfkind — Lorle, Barfüßele ..."

Er freute sich ehrlich seiner Schöpfung, unbefangen und unverhohlen. Keiner von uns mochte ihm die sonnig kindliche Freude an sich und seinem Genius verargen; wir freuten uns lieber mit ihm.

Anregungen von Rodenberg

Als Angestellter am Wolffschen Telegraphenbureau traf ich nur einmal mit Rodenberg zusammen, im Winter 1864 auf dem Subskriptionsball. Er führte eine zierliche Dame mit dunkeln, intelligenzsprühenden Augen, der er mich vorstellte. Es war seine junge Frau, Justina, die er vor kurzem aus Triest heimgeführt hatte und in der ich mit der Zeit eine ebenso geistvolle wie liebenswürdige Dame verehren lernen sollte.

Ein Ruf an die Redaktion der „Elberfelder Zeitung" führte mich noch einmal in die Provinz zurück; und nun sollte Rodenbergs Freundschaft eine für meinen schriftstellerischen Beruf entscheidende Bedeutung erlangen.

Im Herbst 1867 hatte Rodenberg eine Monatsschrift in großem Stil „Der Salon" ins Leben gerufen, die durch die rege Beteiligung unserer beliebtesten Dichter und tüchtigsten Gelehrten und zum nicht geringen Teile auch durch den geschickten Vertrieb des rührigen Verlegers, A. H. Payne in Leipzig, sich überraschend schnell Bahn brach und in den besten Leserkreisen große Beachtung fand. Neben Rodenberg, der die Arbeitslast der Redaktion allein zu tragen hatte, stand auf dem Umschlag der ersten Hefte als platonischer Mitherausgeber Ernst Dohm, der meines Erinnerns dem „Salon" nur einen Beitrag gegeben hat — die sehr ergötzliche Parodie eines Luise Mühlbachschen Romans, die etwa so anfing — ich zitiere aus dem Kopfe: „Inzwischen war es später geworden. Die Sonnenuhr an der Pyramide schlug gerade halb acht ..."

Julius Rodenberg erwies mir die unerwartete Ehre, mich zur Mitarbeiterschaft einzuladen — unter all den Trägern bekanntester Namen wohl den einzigen Unbekannten —, und ich gab

ihm schon zum zweiten Bande seiner Zeitschrift einen längeren kritischen Aufsatz über ein altes französisches Lustspiel aus dem siebzehnten Jahrhundert. Rodenberg machte mir zwar in seiner bestechend liebenswürdigen Art, die jeden seiner Mitarbeiter von je erfreut hat, viel Komplimente über meine Studie; indessen, meinte er, sei ich meiner ganzen Anlage nach doch wohl weniger dazu berufen, in die Vergangenheit zu schweifen und verschütteten Schätzen nachzugraben, als die Gegenwart beim Schopfe zu fassen. Ich solle ihm doch einmal etwas aus Paris schreiben, etwas Erlebtes, Gesehenes oder durch ein Erlebnis Angeregtes.

Ich ließ es mir gesagt sein, denn der Vorschlag des wohlmeinenden und erfahrenen Freundes hatte für mich viel Verlockendes.

Vorderhand konnte ich allerdings nicht daran denken, mich zu derlei literarischen Allotrien verlocken zu lassen. Es war eine wildbewegte Zeit. Ich stak bis über die Ohren in der Politik und durfte mit dem Bürgermeister von Saardam singen: „Das Wohl des Staats bringt mich schier um!“ Wir standen vor den ersten allgemeinen, gleichen und direkten Wahlen zum ersten Reichstag des Norddeutschen Bundes. In den arbeiterreichen Fabrikgeschwisterstädten Elberfeld-Barmen war mit wirklicher Chance für einen Sieg der erste sozialdemokratische Kandidat aufgestellt. Alle Parteien entwickelten für die Männer ihrer Wahl eine fieberhafte Agitation: die Freisinnigen, deren Organ die von mir redigierte „Elberfelder Zeitung“ war, für Max von Forckenbeck, die Konservativen für Bismarck, die Sozialdemokraten für Doktor J. B. von Schweitzer. Ich habe manchmal in meinem Leben viel gearbeitet; aber so anstrengend, so unausgesetzt wie während jener Wahlkampagne wohl nie. Ich schrieb täglich Leitartikel, ungezählte Aufrufe, war Mitglied aller vorbereitenden Kommissionen, mußte mich — als Redner oder Referent — an den großen Volksversammlungen aller Parteien beteiligen und überanstrengte mich während dieser wochenlangen aufreibenden Tätigkeit derart, daß ich am Tage nach der entscheidenden Stichwahl — die Sozialdemokraten errangen ihren ersten Wahlsieg im Wuppertale mit Hilfe der Konservativen — zusammenklappte und auf energischen Befehl meines Arztes

sofort ausspannen mußte. Ich ging nach dem mir so lieben Düsseldorf und quartierte mich im „Breidenbacher Hof" ein — zunächst, um auszuschlafen. Das besorgte ich denn auch gründlich. Nach einigen Tagen — lange bevor mein Urlaub zu Ende ging — war ich dank meiner guten Natur wieder in schönster Ordnung, ausgeruht, frisch und arbeitslustig.

Wie mein erstes Schauspiel entstand

Da gedachte ich der mir von Rodenberg gegebenen Anregung. Erlebtes! In Paris Erlebtes! Und nun drängte sich mir hier wieder — in der stillen Stube des Düsseldorfer Gasthofes — eine Geschichte auf, die mir niemals aus dem Sinn gekommen war. Ein Erlebnis kurz vor meinem Abschiede von Paris, das einen sehr tiefen Eindruck auf mich gemacht und in mir hinterlassen hatte.

Ein guter Bekannter von mir, Doktor Michel, der als Assistenzarzt am großen munizipalen Krankenhause „Hôtel Dieu" angestellt war und den ich gebeten hatte, mir die Einrichtung des berühmten Hospitals einmal zu zeigen, erfüllte endlich meinen Wunsch. Es war zwei oder drei Tage vor meiner Abreise.

Als er mich durch einen großen trostlosen Saal der weiblichen Abteilung führte, wo Bett an Bett Schwerkranke lagen, wurde ich plötzlich angerufen. Ich trat an das Bett und stand vor einem elenden bleichen Mädchen mit großen, seltsam funkelnden und flackernden Augen. Ich hatte diese Augen schon gesehen. Ihr Ausdruck hatte sich wohl verändert, aber ich kannte diese Augen unter den schön geschwungenen Bogen der dunkeln Brauen. Wer war nur das arme Geschöpf, auf dessen eingefallenen bleichen Wangen die grausigen Todesrosen in unheimlichem Rot blühten?

Sie hatte mir angemerkt, daß ich sie nicht erkannt, obwohl ich ihr die Hand zum Gruß gereicht hatte, und mit einem Lächeln, das mir durch und durch ging, nannte sie mir ihren Namen. Es bedurfte meiner vollen Selbstbeherrschung, um die Bestürzung, die mich befallen hatte, nicht zu verraten. Wir wechselten einige banale Worte; ich wünschte ihr alles Gute, fragte sie, ob ich ihr irgendwie dienen könne; sie dankte und bat mich nur, dem „guten

Doktor Michel" meine Adresse zu geben; sie wolle an mich schreiben, wann sie entlassen werde. Du lieber Gott, die Todgeweihte glaubte noch an Genesung! Der Doktor mahnte mich zum Weitergehen und führte mich in einen anderen Saal. Ich verlangte nichts mehr zu sehen und zu hören und war froh, als ich ihm in seinem Kabinett wieder gegenübersaß.

Ich hatte ihm mittlerweile schon erzählt, daß ich mit der Kranken, die aus gutem Hause stammte, früher in einer befreundeten Familie mehrfach zusammengetroffen war. Sie war sehr hübsch, lebhaft, leidlich kokett, und ich hatte ihr natürlich auch den Hof gemacht wie viele andere ... Sie war aus dem Kreise, in dem ich ihr begegnet war, verschwunden. Als ich mich gelegentlich nach ihr erkundigte, erhielt ich verlegene Antworten. Ich erfuhr nur, daß sie nicht mehr mit ihrer Mutter zusammenlebte. Ihren Vater hatte sie kaum gekannt; er war schon vor Jahren, noch jung, an der Auszehrung gestorben.

Der Aktenfaszikel, den Doktor Michel aus der Registratur kommen ließ, gab uns nur über die letzte Periode der „Patientin Nummer 28" Auskunft.

„Sie stammt aus gutem Hause, sagten Sie mir?" bemerkte Doktor Michel. „Zu uns ist sie aus dem allerschlechtesten gekommen."

Sie war zweiundzwanzig Jahre alt und vor zwei Monaten völlig mittellos und hoffnungslos krank aus der Gemeinsamkeit mit verkommensten Geschöpfen ins Spital gebracht. Sie starb denn auch wenige Wochen nach unserer Begegnung im „Hôtel Dieu". Die Lücke zwischen der Zeit unseres gesellschaftlichen Verkehrs und ihrem jammervollen Ende wurde später durch einen meiner Freunde, der sie auch in ihrer guten Zeit gekannt hatte und sich nach meinem Berichte für das Schicksal der Unglücklichen interessierte, ausgefüllt.

Die oft dagewesene Geschichte! Sie hatte ein Verhältnis mit einem jungen Musiker angefangen. Ihre sehr strenge und bigotte Mutter war dahintergekommen und hatte sie von der Welt und ihren Versuchungen absperren wollen. Die Lebenslustige war davongelaufen und hatte ihren Geliebten aufgesucht. Die Herrlichkeit mit ihm währte nicht lange. Die Not trieb sie auseinander.

In Leichtsinn und Jammer fiel sie einem anderen in die Arme, einem Bekannten des Musikus. Der junge Mensch, der Sohn eines ziemlich begüterten Weinbauers im Süden, war immatrikulierter Student der medizinischen Fakultät; damit war sein Ehrgeiz befriedigt. Er lebte flott drauflos, machte Schulden und bummelte. Von ihm lernte sie das Nachtwachen in den drückend heißen, dunstigen Tanzlokalen des Lateinischen Viertels, das stundenlange Stumpfen im Café bei Absinth, Domino und Caporalzigaretten; und als der Vater den hoffnungsvollen Sohn aus dem verführerischen Paris wegholte und nach Montpellier brachte, war ihre Gesundheit bereits zerrüttet. Sie gewann es nicht über sich, als büßende Magdalena zu ihrer Mutter zurückzukehren. Um sich zu betäuben, trank sie mehr, als sie vertragen konnte, und sank nun von Stufe zu Stufe, bis sie schließlich da Aufnahme fand, wo man als Einundzwanzigjährige leicht unterschlüpft, am Tage schlafen und in der Nacht die bleichen Wangen rosig gesund schminken kann. Da machte denn die tödliche Krankheit, deren Keim sie wohl schon von ihrer Geburt an in sich trug, rapide Fortschritte. Und so kam die Niedergebrochene, Unheilbare ins große Krankenhaus. Und da ist sie gestorben.

Eine alltägliche Begebenheit, die mich aber, da ich die tragische Heldin und in ihr die unvermittelten Gegensätze frohsinnigen Blühens und kläglichen Welkens leibhaftig vor mir gesehen, mächtig ergriffen hatte. Und diese Episode vergegenwärtigte sich mir mit sonderlicher Schärfe, als ich mich, auf Rodenbergs Anregung, daran machte, ihm eine Skizze aus Paris für seinen „Salon" zu geben.

Die erste Disposition, die sehr freie Umgestaltung und Erweiterung des mir von der Wahrheit gebotenen Stoffes, brachte ich bald fertig. Ich setzte mich nun an den unbequemen, wackligen, kleinen Schreibtisch des Hotelzimmers und begann mit der Ausarbeitung. Es sollte eine Erzählung werden.

Es haperte, und ich kam nur langsam vom Fleck, wenn ich mich mit dem Deskriptiven befaßte, die Personen, ihre Äußerlichkeiten, ihre Umgebung schildern wollte; es ging aber wie auf Rollen und floß mir leicht aus der Feder, sobald ich sie sprechen ließ. Und da ich mich bei der Vorarbeit nicht lange aufhalten

mochte, ließ ich zunächst einmal alles Beschreibende weg und schrieb nur die Reden nieder.

Als ich auf diese Weise die Hälfte meiner Skizze in Dialogform fertig hatte und durchlas, wurde mir auf einmal klar, daß in meiner Komposition die Schilderung überhaupt nur akzessorisch in Betracht kam, daß ich sie beinahe vollständig beseitigen und das Notwendige ohne Mühe in Dialogform umsetzen konnte — daß ich, ohne mir Rechenschaft davon abzulegen, den Stoff in Szenen und Akte geteilt und also den Anfang eines Dramas, eines richtigen Theaterstückes geschrieben hatte — unwissentlich, wie Molières Monsieur Jourdain Prosa spricht: „sans le savoir".

Die zweite Hälfte dachte ich mir nun gleich als „Stück" und schrieb jetzt in stetem Hinblick auf die Bühne und im Gedanken an die Möglichkeit einer Aufführung.

So war ich schnell bis zum Schluß des dritten Aktes vorgedrungen. Für den vierten, den Schlußakt, blieben mir aber nur noch zwei Ferientage, und ich wagte kaum daran zu denken, daß ich bis dahin, bis zur Rückkehr in die politische Zeitungstretmühle, das Ziel meines literarischen Ausfluges erreichen würde. Ich hatte mich also mit dem unangenehmen Gedanken befreunden müssen, daß ich das Manuskript unfertig nach Elberfeld mitnehmen würde. Wenn ich mich da aber von früh bis spät mit „Staats- und gelehrten Sachen" wieder befassen müßte, wann würde es dann wohl fertig werden?

Auf den Versuch wollte ich es aber jedenfalls ankommen lassen. Also frisch gewagt! ...

Bevor ich über den Abschluß meiner ersten dramatischen Arbeit berichte, muß ich eine Vorbemerkung einschalten: das Talent zur Leichtgläubigkeit ist in mir sehr mangelhaft entwickelt. Zu guten Feen und bösen Hexen habe ich schon als kleiner Junge kein rechtes Vertrauen gehabt und manchmal betrübend vorwitzige und verfängliche Fragen gestellt. Aber ich hörte doch gern zu, wenn ich auch nicht recht verstand und mir einzelnes recht verdächtig vorkam. In späteren Jahren haben Spuk-, Gespenster- und Spinnstubengeschichten sogar den Reiz für mich verloren, und lieber als ans Wunderbare glaube ich an Zufälligkeiten,

Selbsttäuschungen und unbewußte Hinzudichtungen der dienstbaren Phantasie.

Was ich nun zu erzählen habe — ich habe es mir nie erklären können. War's ein Zufall, so dürfte man ihn wirklich beinahe wunderbar nennen. Ich will darüber nicht weiter nachgrübeln; ich will nur erzählen — so nüchtern, sachlich und wahrheitsgetreu ich's vermag.

Es war ein naßkalter, unfreundlicher Herbsttag. Ich hatte mich etwa gegen zehn Uhr vormittags an den Schreibtisch gesetzt und war so im Zuge, daß ich mich von der Table d'hote dispensierte und mir Essen aufs Zimmer bringen ließ. Ich aß, ohne aufzupassen. Ich glaube, ich gab mir nicht einmal die Mühe, mich an den gedeckten Tisch vor dem grünen Plüschsofa zu setzen. Ich schrieb weiter, und wenn ich, wie es meine Gewohnheit ist, von Zeit zu Zeit aufstand und im Zimmer auf und ab ging, blieb ich wohl vor dem Gedeck stehen, aß gedanken- und genußlos einige Bissen und setzte mich wieder an den Schreibtisch. Ich aß gewiß nicht viel, aber ich rauchte dafür um so mehr.

Ich schrieb weiter. Es dunkelte. Ich steckte die Petroleumlampe an. Gegen neun Uhr machte ich die erste Pause. Ich öffnete das Fenster, um den Tabaksrauch hinaus- und frische Luft hereinzulassen. Draußen regnete es, was es vom Himmel wollte. Es war ungemütlich kalt. Meine Finger waren ganz klamm, meine Füße eisig. Und ich verspürte jetzt Hunger. Ich bestellte mir heißen Tee und kaltes Fleisch, ließ den kleinen eisernen Ofen in der Kaminhöhlung heizen und das Becken der Lampe frisch mit Petroleum füllen. Es wurde bald ganz behaglich, als ich mit gutem Appetit gegessen und der glühende Ofen die kleine Stube, die dem arbeitenden Peripatetiker nur ein paar Quadratfuß Raum für seine nachdenklichen Rundgänge gewährte, gehörig durchwärmt hatte.

Die Arbeit schritt rüstig voran. Ich arbeitete mit voller Lust, angestrengt und aufgeregt, war ganz und gar bei der Sache, kümmerte mich nicht um Raum und Zeit, wußte kaum, wo ich war, sah nicht nach der Uhr und rauchte ununterbrochen. Je mehr ich dem Schluß, den ich nun deutlich vor Augen sah, mich näherte, desto stärker wurde meine Erregung.

Ich hatte bis dahin noch nie einen Menschen sterben sehen. Die Heldin meines Dramas ließ ich — wie das traurige Urbild der Wirklichkeit — an der unerbittlichen Krankheit zugrunde gehen. Meine Phantasie spiegelte mir ein wahrhaft grausiges Schreckensbild vor. Ich fühlte mich von einem Fieberschauer durchrüttelt, als ich die Schlußworte schrieb: „Sie stehen vor ihrer Leiche!"

Wie von einem Alpdruck befreit, atmete ich auf, während ich unter das fertige Manuskript die geschwungene Schlußlinie ziehen wollte.

Im selben Augenblicke dröhnte mir im Gehirn ein mächtiger metallener Ton, als ob mir im Schädel eine gewaltige Spirale gesprungen wäre — mit summendem Nachklang wie nach dem Anschlag einer Domglocke. Ich fuhr zusammen. Und mitten im Schwunge der Schlußlinie rückte mir die Hand mit der Feder jäh nach unten und zog einen krakeligen, kleckſenden Strich. Ich sprang auf. Da hörte ich die kleine Pendeluhr auf dem Kamin schlagen. Ich zählte. Noch sechs Schläge, leise, hell, silbern. Die Uhr wies die siebente Morgenstunde. Es war der erste Schlag gewesen, der in unwahrscheinlicher Verstärkung auf meine überspannten Sinne so schreckhaft gewirkt hatte.

Während meiner Arbeit hatte ich das Ticktack und das Schlagen der Uhr, die pflichtschuldig jede Stunde gemeldet hatte, überhört. Jetzt, da ich mit dem letzten Aufgebot meiner Spannkraft den Schluß erreicht hatte, während sich gleichsam alle meine Nerven zur Ruhe streckten, wurde ich durch den ersten Schlag, den ich wieder hörte, jählings aufgeschreckt, und der helle Silberton wirkte auf meine Überreizung unheimlich wie wildes Getöse und das Läuten der Sturmglocke.

Meine Schläfen hämmerten, meine Stirn glühte, ich taumelte wie ein Trunkener und mußte mich an der Stuhllehne festhalten. Kein Wunder. Auch ein völlig Gesunder in normalem Zustand würde es in dieser entsetzlichen Atmosphäre kaum ausgehalten haben und einer Ohnmacht nahe gebracht worden sein. Der Ofen war wohl seit Stunden ausgebrannt. Ich hatte natürlich nicht daran gedacht, Kohlen nachzulegen, wie mir der Heizer empfohlen hatte. Es war eisig kalt. Das Petroleum war aufgezehrt,

der Docht schwelte mit widerwärtigem Geruch. Das ganze Zimmer war vom dicken Tabaksqualm neblig wie von einem sackgrauen Leilach eingehüllt. Ich riß das Fenster auf und ließ mir den spitzen, kalten Sprühregen, der mir wohl tat, ins Gesicht schlagen.

Nach einer Weile trat ich ins Zimmer zurück. Der Tabaksqualm und der Dunst der blakenden Lampe hatten sich verzogen. Ich schloß das Fenster und klingelte.

Der Kellner, frisch gewaschen und gekämmt, mit verschlafenen Augen, in schäbigem Frack, der um diese Stunde merkwürdig auf mich wirkte, hatte ziemlich lange auf sich warten lassen. Ich bestellte bei ihm das Frühstück und gab ihm eindringlich bestimmte Weisungen: ich habe die Nacht durchgearbeitet, wolle mich jetzt schlafen legen und absolut ungestört sein; ich sei für keinen Menschen zu Hause — auch nicht für den Geldbriefträger, den ich übrigens nicht erwartete.

So todmüde war ich, daß ich mich nicht einmal meiner quantitativ ungewöhnlich starken Leistung freuen konnte. Ich hatte mit geringen Unterbrechungen an die zwanzig Stunden hintereinander gearbeitet, in der einen Sitzung den ziemlich langen vierten Akt geschrieben und war mit dem Stück so gut wie fertig. Das war viel mehr, als ich für möglich gehalten hatte. Daran dachte ich jetzt kaum, ich dachte eigentlich an gar nichts. Schwerfällig hatte ich mich entkleidet und lag nun da in bleischwerer Mattigkeit. Aber ich konnte nicht einschlafen.

Wie lange ich mich herumwälzte, bis sich endlich meine Sinne verwirrten und das Bewußtsein mir schwand, vermag ich nicht zu sagen; mich dünkte es eine Ewigkeit. Dann aber verfiel ich in tiefen, tiefen Schlaf. Ich weiß auch nicht, wie lange ich schlief. Ich empfand eine verdrießliche Störung. Ich hörte im Halbschlaf ein gleichmäßiges, immer wiederholtes Pochen, das immer lauter zu werden schien; ich wollte mich nicht darum kümmern, da es mir ja nicht gelten konnte. Aber es pochte so lange, bis ich endlich wach wurde. Und nun war's mir unzweifelhaft, man klopfte wirklich an meiner Tür. Ärgerlich rief ich vom Bette aus: „Wer klopft denn da?"

„Der Depeschenbote!" kam die Antwort vom Flur.

Depeschen an Private waren zu jener Zeit noch etwas ganz Ungewöhnliches. Die Meldung, die der Telegraph mir übermittelte, hatte auch eine tiefbetrübende Wichtigkeit für mich: es war die Nachricht vom Tode eines meiner liebsten und nächsten Verwandten.

Zwei Tage darauf fuhr ich zum Begräbnis. Ich fragte den Arzt, der am Sterbebett gewacht hatte: „Wann ist der Tod eingetreten?“

„Schlag sieben. Die kleine Uhr auf dem Kamin tat gerade den ersten Schlag der siebenten Morgenstunde, als er den letzten Atemzug tat.“

Im „Salon“

„Marion“ nannte ich das Stück, das ich unter so ungewöhnlichen Bedingungen angefangen und unter so merkwürdigen und aufregenden Umständen vollendet hatte. Es wurde alsbald in Düsseldorf aufgeführt mit lautem Freundeserfolge, der nichts weiter bewies, als daß meine alten Getreuen aus dem „Malkasten“ mich nicht vergessen hatten; dann aber als erste seriöse Vorstellung vor einem anspruchsvollen, mir fremden Publikum mit namhaften Künstlern — wie Mittell, Mitterwurzer und Frau, Hermine Delia, Rosa Link und anderen — unter Heinrich Laube in Leipzig. — So war es dies Stück, das mir den Weg zur Bühne öffnete, und Rodenberg hatte mir die Anregung dazu gegeben.

Davon wußte er wohl selbst kaum etwas. Ganz unmittelbar und bewußt dagegen war seine ermunternde Unterstützung, seine uneigennützige Freundschaft in Rat und Tat, die für meine gesamte schriftstellerische Tätigkeit bestimmend werden sollten.

Da ich ihm die Pariser Skizze angekündigt und das Drama, das sich daraus entwickelt hatte, natürlich nicht schicken konnte, mahnte er mich nach einiger Zeit wegen des ihm zugesagten Beitrages und machte mir zugleich für den Fall, daß ich zu Novellistischem keine rechte Lust hätte, einen neuen Vorschlag, der mich ungemein reizte.

Wie wär's, wenn ich ihm für jedes Heft des „Salon“ ein satirisches Feuilleton gäbe, das ganz nach meinem Belieben an

ein politisches, literarisches oder gesellschaftliches Ereignis des verflossenen Monats anknüpfen oder auch mit Nichtaktuellem sich humoristisch-kritisch beschäftigen könne? Wahl und Behandlung des Stoffes seien mir völlig überlassen. Er wolle es absichtlich bei diesen allgemeinen Bemerkungen bewenden lassen, um nicht durch eingehendere Hinweise ein Mißverständnis zu veranlassen, das mich in der Freiheit meiner Bewegungen vielleicht beschränken könne. Ob ich unter meinem Namen, ob ich pseudo- oder anonym schreiben wolle, stelle er, wie alles übrige, mir gänzlich anheim.

Was Rodenberg von mir zu haben wünschte, war just das, was ich ihm gern geben wollte. In den ersten freien Stunden, die ich mir von der Redaktion abknapsen konnte, machte ich mich an die Arbeit und schrieb in fidelster Stimmung den ersten meiner „Harmlosen Briefe eines deutschen Kleinstädters".

Ich mußte wohl das Rechte getroffen haben, denn mit umgehender Post erhielt ich von Rodenberg einen Brief, den ich mir bis auf den heutigen Tag als Andenken an einen meiner großen literarischen Freudentage aufgehoben habe. „Macte puer!" rief er mit Vergil mir zu in freudigster, wahrhaft überschwenglicher Zustimmung. Er überschüttete mich mit Liebenswürdigkeiten; aber seine Liebenswürdigkeiten hatten nichts beschämend Erdrückendes; aufrichtend waren sie. Und niemals habe ich die Wahrheit des Wortes — ich weiß nicht gleich, wer es gesprochen hat —, daß „Anerkennung das Brot des Geistes ist", so voll empfunden wie in jenen glücklichen Tagen. Shakespeare hat im „Wintermärchen" ja auch schon gesagt:

> ... Fütt'r' uns mit Lob wie junge Vögel!
> Die gute Tat, die ungepriesen stirbt,
> Würgt tausend andere, die sie zeugen könnte.

Daß die liebevolle Freudigkeit, mit der Rodenberg wie kein zweiter meine ersten schriftstellerischen Versuche begrüßt, meine Lust am Schaffen beflügelt, den Anfänger gestützt und gefördert hat, das weiß ich und habe es ihm nie vergessen. —

Die „Harmlosen Briefe eines deutschen Kleinstädters", deren erster im Aprilheft des „Salon" im Jahre 1869 erschien, hatten wirklich den unverhofft großen Erfolg, den Rodenberg ihnen gleich

nach Empfang des Manuskripts mit beängstigender Sicherheit vorhergesagt hatte. Aber er war doch nicht ganz mit mir zufrieden. Erst in vorsichtigen Andeutungen, dann immer deutlicher und bestimmter drängte er mich dazu, mir die Frage vorzulegen: ob ich den Weg, den ich als Schriftsteller eingeschlagen hatte, denn wirklich für den richtigen halte? Ob das vielberufene, in seiner Allgemeinheit gewiß nicht richtige Bismarcksche Wort vom „verfehlten Beruf“ der politischen Zeitungsschreiber für mich nicht zutreffend sei? Ob ich im Leitartikelschreiben wirkliche Genugtuung fände oder mich nicht vielmehr meine Art, meine Anlagen und Neigungen auf das literarische Gebiet hindrängten, auf den Umzug vom oberen Stock der Politik ins Erdgeschoß des Feuilletons?

Rodenberg hatte da eine empfindliche Saite in mir berührt. Mir war als politischem Chefredakteur vor meiner Gottähnlichkeit längst bange geworden. In einer trüben und schweren Stunde ehrlicher Einkehr gestand ich mir denn auch, daß ich zum Politiker eigentlich nicht viel mehr mitbrachte als Gottvertrauen und jugendliche Schnellfertigkeit mit dem Worte.

In dieser kritischen Stimmung befand ich mich, als ich eines Tages ganz unerwartet in meinem kleinen Wuppertaler Häuschen mit seiner schwarzen Schieferbekleidung und seinen grünen Läden den Besuch des jungen Herrn Albert Payne, des Verlegers des „Salon“, empfing, der Rodenbergs überaus freundliches Urteil über die „Harmlosen Briefe“ teilte und eigens von Leipzig nach Elberfeld gekommen war, um mir — gewiß nicht gegen den Willen Rodenbergs — kurz und bündig das Anerbieten zu machen, nach Leipzig zu übersiedeln und dort die Redaktion eines neu zu begründenden Wochenblattes zu übernehmen. Ich besann mich nicht lange, schlug ein, löste auf gütlichem Wege meinen Kontrakt mit der „Elberfelder Zeitung“, ging im Herbst 1869 mit Sack und Pack nach Leipzig, übernahm die Leitung des „Neuen Blattes“, übersiedelte von da nach Berlin, wohin alles drängte — es war nach Beendigung des Deutsch-Französischen Feldzuges im Sommer 1871 —, begründete da im Januar 1872 „Die Gegenwart“ ... und so ging's weiter. Und so ist's weiter gegangen — post tot discrimina rerum — bis auf den heutigen Tag.

Und immer und überall fühlte ich den treuen Freund an meiner Seite, auf den ich mich verlassen konnte, wenn ich seiner je bedurfte — Julius Rodenberg, dessen letzte Schrift mir den willkommenen Anlaß bot, mir alles Liebe, das er mir in dem halben Jahrhundert unseres freundschaftlichen Verkehrs erwiesen hat, wieder einmal zu vergegenwärtigen und ihm dafür meinen summarischen Dank abzustatten.

Rodenbergs Letztes

„Aus der Kindheit" heißt dies letzte Buch, dessen letzte Seiten wohl die schönsten und rührendsten sind, durchdrungen von tiefer Innigkeit und frei von aller falschen Rührseligkeit: die Schilderung der Eindrücke des Gealterten, der nach langen, langen Jahren, von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben, seine kleine Vaterstadt wieder aufsucht, unter einem neuen Geschlechte durch fremdgewordene Straßen wandert — „ein Revenant, der nicht mehr hierher gehört, der niemanden kennt und von niemandem gekannt wird"; „peregrinus in saeculo", um ein sonores Wort des heiligen Augustin zu gebrauchen — vorüber an dem neuen Hause, das da steht, wo früher Großmutters Haus stand, der in das umgebaute Elternhaus, das er kaum wiedererkennt, eintritt, vom jetzigen Eigentümer zwar freundlich empfangen, doch das wehe Gefühl nicht los wird, „daß ihm alles so fremd geworden ist — ach, so fremd!"

Während ich diese Seiten las, stand ich völlig unter dem Bann des Dichters, der sie geschrieben hatte. Ich hörte den wegemüden Greis, der mit ruhiger Ergebung in das Unausbleibliche das Ziel seiner langen und lohnenden Wanderschaft, dem er immer näher und näher rückt, gefaßt und unbekümmert vor Augen sieht.

Aber ein anderes Bild trat mir vor das geistige Auge, als ich mich von dem unmittelbaren Eindruck des Buches „Aus der Kindheit" losgelöst hatte und mir den alten Freund vergegenwärtigte, mit dem ich die Fühlung nie ganz verloren hatte. Nie verloren, obwohl es uns seit Jahrzehnten an Berührungspunkten gefehlt und die auseinandertreibende Sprengkraft der Großstadt das ihrige getan hatte, um zwischen uns auf verschiedenen

Gebieten Tätigen, in verschiedenen Kreisen Verkehrenden äußerlich die Aufrechterhaltung eines Verhältnisses zu verhindern, wie es — des bin ich überzeugt — unseren beiderseitigen Neigungen entsprochen hätte.

Als ich das Buch beiseite legte, hatte ich den Eindruck, als ob der gute Freund in der Rolle des alten Mannes sich zu sehr gefalle. Wie alt konnte er denn sein? Ich schlug nach: geboren am 26. Juni 1831. Also sechsundsiebzig Jahr. „Was beweist das?" fragte ich in übermütigem Hinblick auf meinen Geburtsschein mit der Bekundung des geringfügigen Altersunterschieds von lumpigen acht Jahren. Ich erinnerte an die liebenswürdige Schwäche in den Jahren Vorgerückter, namentlich wenn sie sich eine besondere körperliche Rüstigkeit und geistige Frische erhalten haben, mit einer gewissen Vorliebe auf ihr Greisentum anzuspielen:

ces aimables vieillards qui font sonner leur âge.

Auch eine menschliche Eitelkeit, jedenfalls gefälliger als das Erheucheln der Jugendlichkeit und das Verschminken der Gebresten des Alters.

Rodenberg erschien lange nicht so alt, wie der Erzähler der Erinnerungen „Aus der Kindheit" zu sein vorgab und uns glauben machen wollte. Gerade sein jüngstes Buch, wie ich es mit beabsichtigtem Doppelsinn nannte, widersprach seiner molesta senectus, und ich dachte an ein schönes Lied, das ich vor Jahren vom „alten Drahrer", dem Volkssänger Guschlbauer, gehört hatte.

Ich weiß nicht mehr genau, worüber er laute Klage zu erheben hatte, ob über Liebesschmerz oder enge Stiefel oder hohe Steuern — wie gesagt: ich weiß es nicht mehr; ich weiß nur noch, daß ihm selbst das bescheidene Vergnügen der lauten Klage versagt war (wie er wenigstens behauptete) und er im Refrain jeder Strophe halb elegisch, halb verzweifelt ausrief:

Aber i kann net, i kann net,
I bin z' schwach auf der Brust!

Und diese schmerzlichen Worte erzwungener Resignation brüllte der Guschlbauer mit seiner Stentorstimme in einem schmetternden Fortissimo heraus, daß die Scheiben klirrten und

dem Hörer das Trommelfell zu platzen drohte. So schien mir auch Rodenbergs Buch „Aus der Kindheit" die versuchte Beurkundung seiner greisen Müdigkeit durch eine wunderbare Jugendfrische zu widerlegen.

Das ist nun acht Jahre her, und ich bin heute genau so alt, wie Rodenberg war, als er seine Erinnerungen aus der Kindheit veröffentlichte. Heute spreche ich von den lumpigen acht Jahren nicht mehr so überlegen geringschätzig wie ehedem und frage auch nicht mehr: „Was beweist das?" Der gute Rodenberg hatte doch Recht: mit sechsundsiebzig Jahren darf man, auch ohne verzeihliches Kokettieren mit dem Alter, sich ehrlich eingestehen, daß der rasche Puls der Jugend nicht mehr schlägt.

Bis kurz vor seinem Tode hat er die von ihm begründete und zu höchstem Ansehen gebrachte „Deutsche Rundschau" mit einer Umsicht, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit sondergleichen geleitet; und auch später noch, in seinen letzten Lebenstagen machte er alltäglich seinen Vormittagsspaziergang durch das seiner Wohnung nächstliegende Tiergartenviertel. Dreiundachtzigjährig ist der liebe, treue, vornehme Mann gestorben.

Bei Haußmann

Von der besonderen Art unseres Dienstes im alten Wolffschen Telegraphenbureau habe ich schon früher gelegentlich gesprochen. Außer der zeitweiligen parlamentarischen Berichterstattung, sowie der Beförderung der Börsen- und Handelsdepeschen, die fachmännisch geübten Mitarbeitern oblag, ließ er sich für uns Redakteure ziemlich treffend als Stubenarrest mit überlanger Präsenzzeit und gelegentlicher unberechenbarer Hetz- und Zwangsarbeit bezeichnen. Die oft sehr langen Pausen konnten wir nach Gefallen ausfüllen, wenn wir nur in den vier Wänden unseres großen Redaktionssaales blieben — immer in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, und immer auf das Unerwartete vorbereitet. Die Vorbereitung bestand hauptsächlich darin, daß wir alle möglichen Zeitungen lasen, nichts Bemerkenswertes übersahen und immer wußten, was los war.

Der uns auferlegte tägliche, unheimlich starke Konsum unge-

zählter Tagesblätter reizte natürlich zur Produktion; und so wurde ich regelmäßiger Korrespondent der „Elberfelder Zeitung", deren Chefredakteur A. Lammers bei einem gelegentlichen Besuche in unserem Bureau mich zur Mitarbeiterschaft aufgefordert hatte ... Aber Lammers war ein ernster und vorsichtiger Mann, und mich wandelte oft die Lust an, weder ernst noch vorsichtig zu sein. Es war ja auch wirklich recht schwer, über die Ereignisse des Tages keine Satire zu schreiben.

An freien Abenden verkehrte ich ziemlich regelmäßig in der verräucherten Weinstube von Haußmann in der Jägerstraße. Dort war ich sicher, Bekannte zu treffen, ganz sicher während der Tagung der Kammern den Abgeordneten für Dortmund, meinen alten Düsseldorfer Kollegen, den „roten Becker". „Kollege" ist hier cum grano salis zu verstehen, denn Becker war ein strammer Politiker und kannte mich eigentlich nur von meiner besseren Seite: als ständigen Besucher des „Malkastens" und fröhlichen Chronisten der lustigen Künstlerfeste. Er war in hohem Grade erstaunt, als ich ihm anvertraute, daß ich der geheimnisvolle Quadrat-Korrespondent der „Elberfelder Zeitung" sei, mit dem er sich des öfteren in seiner „Rheinischen Zeitung" mehr lebhaft als liebenswürdig unterhalten hatte.

„Der würdige, steifleinene Quadrat-Mann, hinter dem wir immer den braven Lammers vermuteten, sind Sie?!" rief er. „Das hätte ich in meinem Leben nie geahnt! Herrgott, sind Sie seriös geworden!"

Da gestand ich ihm: „Ach, es ist nicht meine Wahl! Sobald ich einen kleinen Seitensprung machen will, hält mich mein Chef und Gönner Lammers am Rockschoß fest und ruft mich zur Ordnung."

Und er darauf: „Na, wenn Sie etwas Vergnügtes schreiben wollen, geben Sie es doch der ‚Rheinischen Zeitung'; wir sind nicht so ängstlich."

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Wenige Tage darauf erschien in der „Rheinischen Zeitung" mein erster der „Neuen Persischen Briefe von Usbek Khan an Mirza Rhedi in Ispahan" — ein Versuch, nach dem Muster der meisterhaften „Lettres Persanes" von Montesquieu, vom Standpunkt eines Wildfremden,

die deutschen politischen Persönlichkeiten und Begebenheiten des Tages einem ebenso Ununterrichteten in weiter Ferne anschaulich zu machen.

Ahnungslos sorgte mein verehrter Gönner, der Regierungspräsident v. Massenbach dafür, daß gleich mein erstes Debüt ungewöhnliches und wohl auch unverdientes Aufsehen machte. Das Blatt wurde, nachdem es in den Händen aller Abonnenten war, beschlagnahmt. Man fand in der Expedition noch drei Exemplare ... Das Redaktionsgeheimnis wurde streng gewahrt, und Becker mußte es sich gefallen lassen, daß man ihn für den ungenannten Frevler hielt ... Dem nächsten „Persischen Brief", der etwa acht Tage später erschien, erging es nicht anders. Auch er wurde vom Schicksal einer unschädlichen, da verspäteten Konfiskation „ereilt". Und nun wurde die Plackerei den Organen der öffentlichen Seelenruhe zu einer süßen Gewohnheit; sehr viele der folgenden Briefe hatten sich ebenfalls des Vorzuges zu erfreuen, durch die Aufmerksamkeit der Behörde die Aufmerksamkeit der Leser auf diese vielleicht ein bißchen unartigen, aber au fond doch recht unschädlichen Kinder meiner publizistischen Laune zu lenken. In den wenigen Fällen, in denen die Strafkammer die Verfolgung überhaupt aufnahm, kamen sie mit gelinden Strafen davon.

Diese „Neuen Persischen Briefe" hatten übrigens für mich noch etwas besonders Glückliches zur Folge: sie lenkten die Aufmerksamkeit des Begründers der „Neuen Freien Presse" auf mich und führten zu einer Verbindung, die ihre Festigkeit bis zu dieser Stunde behauptet hat.

Nebenher müssen wohl auch meine „seriösen" Berichte in der „Elberfelder Zeitung" den Wünschen des Verlages mehr entsprochen haben als meinem Geschmacke. Denn als Lammers die Redaktion niederlegte, um nach seiner Heimat an der Waterkant zurückzukehren, wurde mir vom Verleger Eduard Lucas die Chefredaktion angetragen. Anfang April 1866 trat ich meine neue Stellung an.

* * *

Bei Haußmann verkehrten regelmäßig die fortschrittlichen Abgeordneten vom Rhein, denen das Verständnis für den Wohlgeschmack des billigen, sauren gelben Krätzers aufgegangen war. Natürlich war die Gesellschaft nicht exklusiv parlamentarisch, und es wurde nicht bloß vom Konflikt gesprochen. Es ging in dem verräucherten Stübchen gewöhnlich recht lustig zu.

Mir fällt bei der Erinnerung an den Stammtisch eine köstliche Äußerung des alten Dove ein, die ich da gehört habe. Wieder einmal trieb irgend ein spiritistisches Medium seinen Unfug in Berlin und machte durch den üblichen Schnickschnack von sich reden: durch neckisches Knacksen oder jämmerliches Ächzen empfindsamer Holzmöbel, durch Klopftöne, die nicht von dieser Welt sein konnten, durch schlürfendes Rutschen und launische Hopser unansehnlicher Tische, denen man so was gar nicht zutrauen sollte. Und es fand sich wie immer — sogar in unserem skeptischen Kreise — wirklich ein sonst ganz vernünftiger Mensch, der die dämliche Geschichte ernst nahm und für die Echtheit der „Manifestationen vom Jenseits" einstehen wollte.

Das ging einem jungen Gelehrten, einem Aachener, denn doch über den Spaß. Doktor Karl Scheibler, der damals nur im Kreise seiner Fachgenossen als talentvoller Chemiker galt — er hat es im Laufe der Jahre besonders durch seine für die Zuckerindustrie wertvollen Erfindungen zu etwas gebracht, wurde wohlhabend, Professor, Geheimer Regierungsrat, alles mögliche, ohne seiner Jugendfreude am Stammtisch je zu entsagen — Scheibler mit dem edlen Haupte des lockenumwallten Zeus von Otricoli geriet in helle Wut. Die Debatte hatte ihren Siedepunkt erreicht, als der alte Dove, der Meteorologe, der im Nebenzimmer gesessen hatte und nach Hause gehen wollte, mit dem Hut auf dem Kopf an unserem Tische vorüberkam. Als er hörte, wie da der Kampf tobte, verlangsamte er seine Schritte und blieb einen Augenblick stehen.

„Ja, denken Sie nur, Herr Professor," rief Scheibler in wahrer Erregung, „es gibt wirklich noch Menschen, mit denen man über Spiritismus streiten muß! Der Herr da, ein Schulmeister, ein Magister, ein Doktor gar, der Herr glaubt an Tischrücken!"

„Glaubt, glaubt!" fiel der andere, der Doktor, noch erregter

ein. „Ich glaube an gar nichts! Ich erzähle, was ich gesehen habe! Und ich hab's gesehen, mit meinen eigenen Augen gesehen, wie ein Tisch gerückt ist, ohne daß ein Mensch ihn auch nur hätte berühren können — in meinem Zimmer! Ich hab's gesehen! Und das lasse ich mir nicht abstreiten."

„Halten Sie das für möglich, Herr Professor?"

„Weshalb nicht?" antwortete Dove. „Der Klügere gibt nach."

Sprach's, lüpfte den Hut, wandte sich ab und ging.

Im Wuppertal

Redakteur der „Elberfelder Zeitung“

Meine Verbindung mit dem Wuppertale war keine Liebesehe. Von vornherein hatte ich sie als eine Vernunftheirat mir gedacht. In der hellen, lustigen Künstlerstadt am Rhein war die Nachbarin an der Wupper mit ihren dunklen Häusern und Dunkelmännern gar nicht beliebt; und auch ich hatte, bei gelegentlichen Besuchen meiner Freunde Karl Siebel und Emil Rittershaus, von Elberfeld selbst keine freundlichen Eindrücke mitgenommen. Die Aussicht auf eine journalistische selbständige Stellung in einem größeren Wirkungskreise unter ungleich günstigeren wirtschaftlichen Bedingungen, als ich sie bisher hatte erschwingen können, war jedoch zu verlockend, als daß ich ihr den Rücken hätte zuwenden dürfen. So machte ich mich denn vergnügt und vertrauensvoll an die neue Arbeit. Und ich habe es nicht zu bereuen brauchen.

In einer Skizze habe ich vor etwa dreißig Jahren über meine Elberfelder Redaktion, meine Kollegen und kleine Episoden aus dieser Zeit allerlei erzählt. Nur die Namen der handelnden Personen habe ich in dieser alten Aufzeichnung teils verschwiegen, teils verändert aus vielleicht übertriebener Rücksicht auf damals noch Lebende. Diese Rücksicht habe ich jetzt leider nicht mehr zu nehmen, und ich brauche die richtigen Namen hier bloß einzusetzen, im übrigen aber recht wenig hinzuzufügen und noch weniger wegzulassen, um, wie ich glaube, ein getreues Bild meines Wuppertaler Kreises zu gewinnen. Eine nachträgliche Retouche würde die Ähnlichkeit nicht erhöhen.

Meine Kollegen

Unsere Redaktion verfügte über zwei Räume. In dem vorderen, kleineren befand sich nur ein Stehpult, an der Wand ein Zeitungsregal; ein Tisch und zwei Stühle vervollständigten die Einrichtung. In diesem Raume wirkte Herr Walter, ein Anverwandter des Verlegers, über dessen mannigfache Tätigkeit ich gleich sprechen werde.

Das Mobiliar in dem größeren Zimmer nebenan war auch nicht viel reicher. An den beiden Fenstern standen zwei Arbeitstische, deren Erhöhungen mit Nachschlagebüchern und Zeitungen Rücken gegen Rücken standen und so zwischen den beiden Pulten die Scheidewand bildeten. An dem einen Tisch saß ich als Chefredakteur — ich hatte natürlich den guten Platz —, mir gegenüber, aber unsichtbar für mich, saß der alte Doktor Coßmann, ein Inventarstück der Redaktion, der schon verschiedene Geschlechter von Hauptredakteuren überdauert hatte, von uns immer „das Männchen" genannt, und dem beim Schreiben der Schatten der Hand auf das Papier gefallen wäre, wenn er überhaupt geschrieben hätte; er beschränkte sich indessen darauf, die Zeitungen zu lesen, anzustreichen und auszuschneiden.

Hinter dem „Männchen", an der Wand mir gegenüber, arbeitete an einem Stehpulte auf dem Drehschemel mein tüchtiger und liebenswürdiger Kollege Doktor Fritz Volckmann, mit dem ich innig befreundet war. Wir kannten uns schon von Halle her und waren Duzbrüder. Wir beide erledigten nahezu die ganze Arbeit.

Wenn ich daran denke, was ich in jener Zeit zusammengeschrieben habe, überfällt mich noch jetzt ein gelindes Grauen. Es war keine Seltenheit, daß in einer Nummer der täglich zweimal erscheinenden Zeitung von mir ein Leitartikel, die politische Übersicht, ein Feuilleton, eine Theaterkritik und womöglich noch ein Bericht über eine interessante Gerichtsverhandlung oder dergleichen stand, alles in größter Hast niedergeschrieben und beinahe ohne die Möglichkeit einer aufmerksamen Korrektur.

Mein Freund Volckmann bekümmerte sich besonders um das Abendblatt und half mir sonst auch bei allem Möglichen, namentlich bei der Erledigung der parlamentarischen Verhandlungen, die zu seinem besonderen Arbeitsfeld gehörten. Von Zeit zu Zeit schrieb er auch Leitartikel; die waren aber nicht viel wert. Er hatte eine verhängnisvolle Vorliebe für verlassene Bruderstämme, und seitdem die Schleswig-Holsteiner dem Kreise seiner Betrachtungen entzogen waren, war er ziemlich hilflos. Er wußte es indessen doch so einzurichten, daß er wenigstens alle vierzehn Tage einmal ein kräftiges Wort über die Ostseeprovinzen oder über die Sachsen in Siebenbürgen sagen konnte. Im Notfall begnügte

er sich auch mit Glaubenssklaven; namentlich für die Waldenser erglühte sein Herz. Er war klug, gebildet, gewandt und fleißig. Ich habe niemals einen angenehmeren Kollegen gehabt.

Das „Männchen" war eine rührende Erscheinung. Er war nahezu siebzig Jahre alt, klein, mager, gebückt; der völlig von Haaren entblößte Schädel war mit einem schwarzen Sammetkäppchen bedeckt. Er trug eine große Hornbrille. An seinem schwarzen Anzuge war nie ein Stäubchen zu sehen. Mit seiner stets tadellos weißen Halsbinde sah er aus wie ein alter Schulmeister; ich glaube, er war auch in seinen jungen Jahren Lehrer gewesen. Er war sehr schwerhörig, beinahe taub, und die Verständigung mit ihm infolgedessen ziemlich beschwerlich. Wenn ich ihn irgend etwas zu fragen hatte, schrie ich, daß die Wände zitterten; aber er hörte es gewöhnlich doch nicht. Dann drehte sich entweder mein Freund Volckmann auf seinem Drehschemel herum und stieß ihn von seinem erhabenen Sitze leise mit dem Fuß an, oder ich ballte eine alte Zeitung zusammen und warf sie über das Bücherreck auf unserem Pulte zu ihm hinüber. Dann stand er sofort auf und erkundigte sich mit anmutigem Schmunzeln nach meinem Begehr. Ich hatte immer nur die eine Frage an ihn zu stellen: ob wir diese oder jene Nachricht schon gebracht hätten? Das wußte er, aber etwas anderes wußte er auch nicht. Mit Bienenfleiß trug er aus den Provinzialblättern alle Nachrichten zusammen, von denen er voraussetzte, daß sie interessant seien. Er irrte sich gewöhnlich; vier Fünftel von dem, was er auf mein Pult legte, wanderte in den Papierkorb. Aber er war unermüdlich in seinem Eifer. Es war mir, dem so viel Jüngeren, oft recht peinlich, den braven, alten Herrn so rücksichtslos behandeln zu müssen; aber er nahm es mir nicht weiter übel, meine Vorgänger hatten ihn schon daran gewöhnt. Er hatte immer dasselbe freundliche Lächeln im Gesicht, und unbekümmert um das, was mit seiner Auslese geschehen mochte, schnitt er vergnügt drauf los und beschränkte sich darauf, die Quelle anzugeben oder auch zu vertuschen.

Viel mannigfaltiger gestaltete sich die Tätigkeit des Herrn Walter, der eine Zwischenstellung zwischen Redaktion, Expedition und Druckerei einnahm. Er hatte zunächst die ehrenvolle Aufgabe zu lösen, Besuche zu empfangen oder abzuweisen; er ordnete in

jede Nummer unserer Zeitung die Manuskripte ein und beschrieb im Blatte die honorarpflichtigen Aufsätze mit den Namen der Mitarbeiter; er redigierte den Handelsteil; er las die Korrekturen der Annoncen; vor allem aber wirkte er als Lokalberichterstatter. Das war sein besonderer Stolz.

Er hatte sich nach erlauchten Vorbildern einen eigentümlichen, bilderreichen Stil angeeignet. Wenn ein Taschendiebstahl vorgekommen war, so schrieb er regelmäßig: „Gestern versuchte wiederum ein loser Schalk, in den Taschen seines Nachbars Fingerübungen zu machen." Groß war er in der Darstellung von Bränden. Die schaurigen Beleuchtungseffekte schilderte er mit den glühendsten Farben. Er verstieg sich sogar zu biblischen Bildern und sprach bei diesem Anlaß auch einmal von dem feurigen Wagen des Elias. Seine größten journalistischen Triumphe aber feierte er an hohen Festen und an den Wendetagen der Jahreszeiten. Da schrieb er stimmungsvolle kleine Aufsätze über die christlichen Feiertage, über Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Sie zeichneten sich allerdings durch eine gewisse Gleichartigkeit aus. Kurz vor Pfingsten mußte ich ihn regelmäßig bitten: „Liebster Walter, wollen Sie mir einen Gefallen tun? Sprechen Sie diesmal nicht vom ‚lieblichen Feste', sagen Sie einmal etwas anderes." Sein Weihnachtsaufsatz begann unweigerlich mit den Worten: „O du fröhliche, o du selige". Zu Ostern zitierte er aus dem Anfange des „Faust". Sehr tiefsinnig waren seine Silvesterbetrachtungen. Am 21. März begann sein Aufsatz immer mit den Worten: „Und wieder ist es Frühling worden". Nicht um alles in der Welt hätte man ihn dazu bewegen können, „geworden" zu schreiben. Den Sommer begrüßte er mit den Worten: „Der Sonnengott schießt seine feurigen Geschosse auf uns herab". In der Herbststimmung wurde er trübe: „Der scharfe Wind aus dem Osten zerzaust die Bäume, das Laub raschelt." Aber der Winter stimmte ihn wieder fröhlich — er lief nämlich gern Schlittschuh —, und da, als ob er Julius Wolff vorgeahnt hätte, frohlockte er gewöhnlich: „Heia und Heissassa! Heia hei! Das ist ein lustiges Treiben!" Er war in der ganzen Stadt bekannt. Manchmal erlaubte man sich auch unziemliche Späße mit ihm, und an einen denke ich noch immer mit einem gewissen Schauder.

Es wurde uns gemeldet, daß eine Bäckerfrau sich vergiftet habe. Walter stürzte natürlich sogleich nach dem Orte der Tat. Er traf den Arzt, einen sehr vergnügten Herrn, der immer zu Späßen aufgelegt war, und ließ sich von ihm die Einzelheiten der traurigen Geschichte erzählen. Der Arzt war des trocknen Tones satt und spielte den Teufel; es langweilte ihn, auf all die Fragen des wissensdurstigen Reporters zu antworten. Schließlich sagte er, als Walter von ihm erfahren wollte, welches Gift den Tod der Unglücklichen herbeigeführt habe: „Sie hat zwei Gran Natron bicarbonicum genommen." Walter schrieb's in sein Notizbuch: „Natron bicarbonicum" und kam in größter Hast kurz vor Schluß des Blattes auf die Redaktion zurück. Alles, was er soeben gehört und gesehen hatte, brachte er getreulich zu Papier und gab das Manuskript in die Druckerei. Wir, Volckmann und ich, saßen längst beim Frühschoppen.

Am Abend stand dann in der Zeitung, daß die Kunde von einer grausigen Tat sich mit Windesschnelle im Laufe des heutigen Vormittags in unserer Stadt verbreitet habe. „Die ehrsame Bäckerfrau X. X., die Freude ihres Gatten, die Liebe ihrer Kinder, der Stolz ihrer Eltern, hat sich in einem Augenblick unerklärlicher, geistiger Umnachtung aus der traurigen Gewißheit des Diesseits in die unerforschte Fragwürdigkeit des Jenseits hinübergeschafft. Ein tödliches Gift hat das junge Leben zerstört. Zwei Gran Natron bicarbonicum haben die Schreckenstat vollbracht!"

Wie auf Verabredung erhielt ich am anderen Morgen von allen meinen Freunden wahre Schiffsladungen von Natron, jenem schrecklichen Gifte, von dem man immer gesunder wird, je mehr man davon nimmt. Vierzehn Tage lang durfte ich mich an meinem Stammtisch nicht blicken lassen. Ich sah mich schon im Briefkasten des „Kladderadatsch". Aber zum Glück wurde die Sache von den Zeitungen nicht bemerkt, jedenfalls wurde sie nicht beachtet. Ich kam mit den kleinen lokalen Unannehmlichkeiten davon.

Der brave Walter hatte auch sonst noch manchmal Malheur. Er war der letzte, der die Redaktion verließ, und wenn kurz vor Toresschluß noch eine Depesche einlief, so hatte er sie zu redigieren. Da fand ich denn eines Tages als letzte Nachricht, in recht augenfälligen Lettern gedruckt, folgendes:

„Stuttgart. Die Minister haben um Mitternacht ihre Entlassung eingereicht."

Wir zerbrachen uns den Kopf, was die Minister zu diesem Entschlusse gerade zu so ungewohnter Stunde bewogen haben könne. Es mußte ja ganz ungewöhnlich dringlich sein! War denn Revolution in Stuttgart? Oder was war denn sonst da los? Ich erbat mir das Originaltelegramm, und da stand denn, daß der Minister Mittnacht seine Entlassung eingereicht habe. Auch von diesem Schnitzer wurde zum Glück keine Notiz genommen.

Man macht als Redakteur überhaupt ganz merkwürdige Erfahrungen, welche Unglaublichkeiten unbeanstandet vorübergehen. Ein Fall dieser Art ist mir im Gedächtnis geblieben, ein so unwahrscheinlicher Fall, daß ich selbst kaum noch daran glauben würde, wenn ich nicht die betreffenden Belegstücke mir bewahrt hätte. Es ist allerdings das Tollste, was mir in meiner journalistischen Erfahrung begegnet ist.

Es war im Hochsommer des Jahres 1868. Unsere gewöhnliche Gesellschaft war beim Frühschoppen vereinigt, und wie immer brachte mir ein Bursche aus der nahegelegenen Druckerei das eben fertig gewordene feuchte Blatt herüber. Ich sah es mir flüchtig an und wollte es eben in die Tasche stecken, als mein Blick eine Nachricht streifte, die mich stutzig machte. Ich las nun die betreffende Notiz, die sogar eine bevorzugte Stelle im Blatt einnahm. Ich traute meinen Augen kaum. Ich las sie wieder und wußte immer noch nicht, was ich sagen sollte. Da stand wörtlich das Folgende: „Unser Berichterstatter aus Frankfurt, dessen Nachrichten sich oft bewährt haben, teilt uns in ganz bestimmter Form mit, daß er nach den zuverlässigsten Erkundigungen, die er eingezogen habe, versichern dürfe, Bismarck denke allen Ernstes daran, einen großen Schlag auszuführen und über den Bundestag hinweg mit der Regelung der deutschen Frage an das deutsche Volk unmittelbar heranzutreten. In diplomatischen Kreisen Frankfurts wolle man mit aller Bestimmtheit wissen, daß Bismarck nichts Geringeres beabsichtige als die Einführung des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts."

Das stand in unserer Zeitung, im Hochsommer 1868! Im Februar 1867 war der Norddeutsche Reichstag bereits durch all-

gemeine gleiche und direkte Wahlen gebildet worden. Der Bundestag hatte seit 1866 aufgehört, und diplomatische Kreise gab es in Frankfurt überhaupt nicht mehr. Ich war sprachlos vor Entsetzen. Wer um Gottes willen hatte uns dieses Kuckucksei in die Zeitung gelegt?

Ich stürze auf die Redaktion und finde da noch meinen Freund Volckmann, der gerade im Begriff steht, seinen Arbeitsrock mit seinem Straßenanzug zu vertauschen, um mich beim Frühschoppen aufzusuchen.

„Hast du denn gelesen, was heute in unserer Zeitung steht?" frage ich ihn in äußerster Erregung.

„Noch nicht," gibt er mir zur Antwort. „Was ist denn los?"

Ich zeige ihm das Fürchterliche. Er liest die Notiz einmal, zweimal, er liest sie dreimal und fragt mich dann: „Was soll denn das bedeuten? Wer hat uns denn das geschrieben?"

„Aber Unglücksmensch! merkst du denn nicht, daß es sich um eine empörende Mystifikation handelt? Wir haben doch das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht! Und es gibt doch keinen Bundestag mehr!"

„Ach richtig! Ich hatte es wahrhaftig übersehen. Ja, wer kann denn den Unsinn geschrieben haben?"

Wir begeben uns in den Setzersaal, zu dem vom Flur aus nächst dem Eingange unserer Redaktion eine dunkle Treppe von einigen Stufen hinaufführt. Die meisten Setzer haben Mittagspause gemacht, aber der Faktor ist noch da.

„Wie kommt denn die Notiz in die Zeitung?" frage ich.

Der Faktor stellt Nachforschungen an und bringt nach einiger Zeit ein ganz schmutziges, zertretenes Manuskript von meiner eigenen Hand.

„Das habe ich doch aber jetzt nicht gegeben!"

„Wir haben es heute bekommen."

Es werden weitere Ermittlungen angestellt, und es ergibt sich nun folgendes: Der Druckerjunge, der während der Redaktionsstunden die Manuskripte von der Redaktion in die Druckerei zu befördern hatte, war auf der dunklen Treppe gestolpert und hatte die Manuskripte fallen lassen. Er hatte sie wieder aufgelesen und dabei aus einem Winkel auch ein altes, längst erledigtes

Manuskript mit aufgerafft, das sich zufällig in eine Ecke verkrochen und den schüchternen Reinigungsversuchen, die in langen Zwischenräumen in diesem Teile des Hauses oberflächlich vorgenommen wurden, entzogen hatte. Auf diese Weise war das Manuskript, das aus dem Frühjahr 1866 stammte, im Hochsommer 1868 noch einmal gesetzt, korrigiert und veröffentlicht worden.

Wir waren natürlich sehr bestürzt. Wir standen damals gerade in einer sehr lebhaften Polemik mit einem benachbarten Blatte und mußten natürlich darauf gefaßt sein, nun nach allen Richtungen hin gründlich lächerlich gemacht zu werden. Das war ja für den lieben Kollegen nebenan ein gefundenes Fressen! Wir berieten lange, was wir nun tun sollten. Mein Freund Volckmann war der Ansicht, daß wir die Geschichte der Wahrheit gemäß in möglichst launiger Form unseren Lesern erzählen sollten. Wir wollten eine Humoreske daraus machen und versuchen, die Lacher auf unsere Seite zu bringen, und zwar gleich in der nächsten Nummer, ehe es uns von anderen aufgemutzt werden konnte. Wir machten den Versuch, zunächst jeder für sich und dann mit vereinten Kräften. Aber es wurde nichts Gescheites daraus. Wir waren beide nicht zum Lachen aufgelegt. Schließlich kamen wir überein, aus der Not eine Tugend zu machen und zu warten, bis sich das freundnachbarliche Blatt melden würde, um dann das Starke mit dem Zarten, Grobheit mit Humor lieblich zu paaren. Nach vierundzwanzig Stunden erhielten wir in der Tat eine Nummer jenes Blattes, welche von unserer Mitteilung Notiz nahm. Wir lasen da folgendes: „Die ‚Elberfelder Zeitung' schreibt: ‚Unser Berichterstatter aus Frankfurt, dessen Nachrichten sich oft bewährt haben, teilt uns in ganz bestimmter Form mit, daß er nach den zuverlässigsten Erkundigungen'" und so weiter.

Und nun war unsere ungeheuerliche Nachricht einfach abgedruckt, und die fremde Redaktion hatte zum Schluß nur noch bemerkt: „Wir geben diese Nachricht unter allem Vorbehalt."

Als uns die betreffende Nummer zuging, erstaunten wir noch mehr, aber diesmal war das Erstaunen ein freudiges. Wir lachten wie die Kobolde, und unsere Freude sollte sich noch verstärken; denn am anderen Tage hatten aus jenem größeren Blatte Dutzende von anderen Blättern dieselbe Nachricht mit demselben

freundlichen Vorbehalt abgedruckt, und es ist niemals von irgend einer Seite ein Wort dagegen gesagt worden. Ich habe auch das Geheimnis lange bewahrt, und mein guter Freund Volckmann hat es mit ins Grab genommen. Und da wagte Lassalle von der Gedankenlosigkeit der Zeitungsredakteure und der Zeitungsleser zu sprechen!

Willibald Schnaake

Solche und ähnliche Versehen waren bei den durchaus unzureichenden Arbeitskräften, über die die Redaktion verfügte, unvermeidlich. Unser umfangreiches Blatt, das täglich in zwei Ausgaben erschien, wurde tatsächlich von uns beiden allein gemacht, von Doktor Volckmann und mir. Das gute „Männchen" leistete eigentlich gar nichts; der brave Walter kümmerte sich ausschließlich um den lokalen Teil und um die Handelsnachrichten, und die Überwachung seiner Wirksamkeit auf diesem Gebiete nahm unsere Zeit auch noch stark in Anspruch. Ich hatte meinem Verleger wiederholt ernsthafte Vorstellungen gemacht, und endlich entschloß er sich auch, meinem immer wiederholten Verlangen zu entsprechen, noch einen Redakteur, wenn diesem ein ganz bescheidenes Gehalt angewiesen werden könne, fest anzustellen.

Ich stand gerade im Begriff, mich nach einem solchen umzusehen, als sich eines Tages ein Herr bei mir meldete, der mir einen Empfehlungsbrief von meinem lieben Kollegen aus Düsseldorf Heinrich Bürgers überbrachte. Der Herr hatte mir den Brief in mein Zimmer geschickt und wartete auf Antwort. Der Brief lautete so:

„Lieber Freund! Der Überbringer dieser Zeilen ist Doktor Willibald Schnaake, ein sehr fähiger, sehr unterrichteter Mann, der gutes Deutsch schreibt und schnell arbeitet. Wenn Sie ihn sehr straff halten, wird er Ihnen gute Dienste erweisen können. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß er einigermaßen zum Bummeln neigt; namentlich ist er den geistigen Getränken stark zugetan. Aber Sie werden es kaum bemerken. Ich kenne ihn seit unseren Universitätsjahren und habe ihn niemals angetrunken gesehen. Er ist ein kreuzbraver Kerl, und ich bin überzeugt, Sie

werden gut mit ihm auskommen können. Seine Ansprüche sind bescheidenster Art. Ich würde Ihnen indessen raten, ihm nie einen Vorschuß zu bewilligen. Lassen Sie sich durch diese offenherzige Schilderung nicht etwa abschrecken. Ich wiederhole Ihnen und spreche sehr ernsthaft: Doktor Schnaake wird Ihnen gute Dienste leisten, und Sie werden einen liebenswürdigen Mann um sich haben."

Ich bat Walter, er möge den Herrn eintreten lassen. Es war in der Pause zwischen der Abgabe des letzten Manuskripts und dem Eintreffen der ersten Korrektur. Das „Männchen" saß noch immer in seine Zeitungen vertieft und schnitt aus, ohne irgendwelchen Sinn für alle anderen Vorgänge der Außenwelt. Er merkte gar nicht, daß jemand ins Zimmer getreten war. Volckmann drehte sich auf seinem Schemel herum, ich beseitigte von dem einzigen noch unbesetzten Stuhl die daraufliegenden Zeitungen und bat den Herrn, den ich mit meinem Freunde Volckmann bekannt machte, sich zu setzen.

Doktor Willibald Schnaake war eine lange Hopfenstange, an sechs Fuß fehlte ihm gewiß nur eine Kleinigkeit. Sein Gesicht war mager, die Backenknochen standen stark hervor. Sein langes Haupthaar und sein Bart waren dunkelbraun und struppig. Er hatte eine große, starke und leicht gerötete Nase. Seine wasserblauen Augen hatten einen unendlich milden, friedlichen Ausdruck, wie er oft durch den Genuß des Alkohols bewirkt wird. Auffallend lang waren seine Arme und seine Hände. Er trug einen abgeschabten, aber ziemlich sauberen graumelierten Anzug, der etwas schlotterig saß und fertig gekauft zu sein schien, Papierkragen und Papiermanschetten.

Nachdem wir einige allgemeine Redensarten ausgetauscht hatten — anknüpfend natürlich an unseren gemeinsamen Freund —, ging ich sogleich auf mein Ziel los und befragte ihn über seine journalistischen Erfahrungen und dergleichen. Er antwortete darauf sehr verständig und gefiel uns beiden, meinem Freunde Volckmann und mir, auf der Stelle. Bei irgendeiner scherzhaften Bemerkung, die einer von uns machte — es war nicht der Rede wert —, brach unser Doktor Schnaake in ein so fürchterlich dröhnendes Gelächter aus, daß das „Männchen" erschrocken in die

Höhe fuhr. Ich habe nie einen Menschen so lachen hören. Es war, als ob sich Böllerschüsse aus seiner Kehle entlüden, und man war auf diese Salven gar nicht vorbereitet. In unserem späteren Verkehr stellte sich oft heraus, daß Schnaake irgend etwas komisch gefunden hatte, was wir gar nicht komisch finden konnten, und dann krachte er regelmäßig mit seinem Lachen los, daß wir und die Wände zitterten.

Natürlich konnte von einer sofortigen Einigung über das Verhältnis, in das wir zueinander treten wollten, noch nicht die Rede sein. Wir verabredeten vielmehr ein Provisorium von vierzehn Tagen, nach dem der eigentliche Vertrag zwischen meinem neuen Kollegen und dem Verleger geschlossen werden sollte.

Nach dieser geschäftlichen Vorbesprechung machte ich es meinem Besuche so deutlich wie nur irgend möglich, daß ich unsere Rücksprache nunmehr als geschlossen ansähe, und daß wir uns vorderhand nichts weiter zu sagen hätten. Aber Willibald Schnaake blieb, vollkommen unempfindlich gegen meine zarten Andeutungen, ruhig auf dem Stuhle sitzen, wartete die Korrekturen ab und wich und wankte nicht von der Stelle. Er verließ mit mir gemeinsam die Redaktion, und ich mußte ihn natürlich auffordern, mit mir zum Frühschoppen zu kommen. Er nahm die Einladung freundlich an und begleitete mich nachher in meine Wohnung. Auch da blieb er als treu ergebener Freund an meiner Seite. Er teilte mein frugales Mittagsmahl und begleitete mich am Nachmittag wieder auf die Redaktion. Nach Schluß der Redaktion schloß er sich mir an, als ich zum Abendessen ging. Dann folgte er mir nach unserer Stammkneipe und hatte die Artigkeit, sich davon zu überzeugen, daß ich auch gut nach Hause käme. Als ich das Haus aufschloß, trat er mit mir ein und begab sich mit mir auf mein Zimmer. Nun erlaubte ich mir, die Frage an ihn zu stellen, ob er die Absicht habe, nach Düsseldorf zurückzukehren; der letzte Zug verlasse unseren Bahnhof in zwanzig Minuten. „Nein," sagte er, „ich habe in Düsseldorf nichts mehr zu tun. Wenn Sie erlauben, bleibe ich hier."

„Haben Sie sich denn schon nach einem Unterkommen für die Nacht umgesehen?" fragte ich.

„Nein, aber ich brauche auch keins. Wenn Sie mich nicht hinauswerfen, so bleibe ich hier. Ein Stuhl genügt mir."

„Ich kann Ihnen sogar ein Sofa anbieten. Aber ich habe nur ein Bett, und es ist eine alte dumme Gewohnheit von mir, daß ich immer darin schlafe. Sie nehmen mir das nicht weiter übel?"

„Aber durchaus nicht. Ich brauche nicht einmal ein Sofa."

„Sie gestatten mir doch, daß ich noch etwas arbeite? Ich habe für morgen früh einen Leitartikel zu schreiben."

„Worüber?"

„Über die Marineanleihe, anknüpfend an Moltkes Rede."

„Für oder gegen?" fragte mich Schnaake.

„Für, natürlich."

„Wenn Sie wollen, helfe ich Ihnen. Ich kann ja die zweite Hälfte machen. Schlüsse gelingen mir gewöhnlich ganz gut."

„Also schön, machen Sie den Schluß."

Er setzte sich an den einzigen Tisch, der noch in meinem Zimmer stand, einen kleinen ovalen Tisch, dessen Platte bei jedem Druck des Armes krachte, und schrieb bei einem flackernden Lichte den Schluß des Leitartikels, während ich an meinem Pulte bei der Lampe den Anfang aufsetzte. Es machte sich ganz gut. Die beiden Teile wurden mühelos zusammengeschweißt.

Gegen ein Uhr ging ich in mein Schlafzimmer und legte mich zu Bett. Schnaake blieb vollkommen bekleidet auf dem Sofa sitzen. Er schlief eher ein als ich.

Ich mußte am anderen Morgen vor ihm die Wohnung verlassen, da ich zu verhältnismäßig früher Stunde auf der Redaktion die Morgenpost zu erledigen hatte. Schnaake suchte mich etwa anderthalb Stunden später auf, in bester Laune und frisch gewaschen. Meine Zahnbürste hatte ich vorher verschlossen.

So angenehm mir die Gesellschaft meines neuen Kollegen auch war, so mußte ich mir doch sagen, daß dieses siamesenhafte Zwillingsverhältnis zwischen uns ein dauerndes nicht sein konnte. Und da der lange Willibald nicht die geringsten Andeutungen machte, daß ihm an einer Lösung unseres soeben gestifteten Bundes gelegen sei, so war ich genötigt, die Initiative zu ergreifen. Als wieder die Ruhepause zwischen Abgabe des letzten Manuskriptes und Eintreffen der ersten Korrektur eingetreten war, sagte ich ihm: „Wenn Sie wollen, stelle ich Sie nachher meinem Verleger vor.

Er wird auf meinen Vorschlag einer vorläufigen, für keinen Teil bindenden Tätigkeit von etwa vierzehn Tagen gegen eine gewisse Entschädigung sicherlich eingehen. Ich würde Ihnen dann raten, Ihre Sachen aus Düsseldorf kommen zu lassen und sich nach einer kleinen Wohnung umzusehen."

„Das können wir machen," sagte Willibald. „Meine Sachen sind in einem Koffer wohlverpackt in Düsseldorf geblieben. Ich habe da nämlich noch elf Taler zu zahlen. Ich brauche doch auch etwas Geld, um mich hier einzurichten. Könnten Sie Ihren Verleger nicht veranlassen, mir einen Vorschuß von zwanzig Talern zu geben?"

Aha, dachte ich, der Vorschuß!

Und in dieser Beziehung war mein Verleger, wie viele andere, nicht zum Spaßen aufgelegt. Ich machte mir aber klar, daß das Verlangen des guten Schnaake doch ganz gerechtfertigt war und daß er wirklich etwas Geld haben mußte, um die Übersiedelung bewerkstelligen zu können. Ich ging also zu meinem Verleger hinüber, vermied ängstlich das leidige Wort „Vorschuß", das immer eine verstimmende Wirkung auf ihn übte, und sagte nur, daß ich einen tüchtigen Menschen gefunden zu haben glaubte, mit dem wir es zunächst einmal auf vierzehn Tage versuchen wollten, daß ich diesem dafür eine Entschädigung von fünfundzwanzig Talern angeboten hätte, und daß es mir recht und billig erschiene, dem armen Teufel diese Summe pränumerando auszuzahlen. Der Verleger machte zwar auch zunächst einige Schwierigkeiten, aber schließlich gab er doch seine Einwilligung. Ich vermittelte die Bekanntschaft zwischen ihm und Doktor Schnaake. — Schnaake erhielt von der Kasse seine fünfundzwanzig Taler, war überglücklich und fuhr mit dem Mittagszuge nach Düsseldorf zurück. Am Abend traf er mit seinem Koffer ein, und am anderen Morgen erschien er pünktlich auf der Redaktion.

Schnaake arbeitete schnell und gut und war uns beiden eine wirkliche Hilfe. Er war taktfest und sicher und hatte ein sehr feines Stilgefühl, das er sich selbst in der immer hastigen Zeitungsarbeit sorgfältig bewahrt hatte. Das Zeitungsdeutsch mit seinen widerwärtigen Mißbildungen machte ihn geradezu wild, und wenn er beim Lesen der Blätter auf eine dieser Ungeheuerlichkeiten stieß,

gab er laute Klagetöne von sich. Der ziemlich einsilbige Mann hatte eben die Eigentümlichkeit, seine seelischen Affekte sehr geräuschvoll auszudrücken. Wie er schallend und dröhnend lachte, so war auch sein Seufzen und Stöhnen gewaltsam und ungewöhnlich stark. Bei dem geringsten Unbehagen entrang sich seiner Brust ein Laut, als ob er aus tiefster Not aufschreie.

Die Wörter, die ihm diese Jammertöne entrissen, waren vor allem jene abscheulichen Vermanschungen und Verpanschungen, die sich aus den Kundgebungen irgendeiner Subalternbehörde in die Zeitungsspalten eingeschmuggelt hatten und dort wie das Unkraut weiterwucherten, also Wörter wie „behördlicherseits", „diesbezüglich", „desfallsig", „anläßlich", oder aus der Briefschreiberei halbgebildeter Kommis in die Schriftsprache gepascht waren, wie „umseitig", „antwortlich" und dergleichen.

Eines Tages stöhnte er jammervoll auf, als ob er von einem schweren körperlichen Leide geplagt werde.

„Da haben die Schurken schon wieder ein neues Wort gebildet!" rief er mit tragischem Pathos aus. „Und das Wort ist so schauderhaft, daß es unbedingt eine glänzende Laufbahn haben wird. Es stammt aus der Familie der nichtswürdigen ‚Austrägalinstanz': ‚kulturell'!! Was sagen Sie dazu? Hier sprechen die Leute von der ‚kulturellen' Aufgabe der Deutschen in Österreich! Ist das nicht fürchterlich? Diese empörenden Sprachverhunzer sollten wie die Buben, die die Denkmäler besudeln, auf öffentlichen Märkten gestäupt werden!"

Von diesen seltenen Zornesausbrüchen abgesehen, war unser Willibald im allgemeinen durchaus friedfertiger und langmütiger Natur. Es brachte ihn sonst so leicht nichts in Harnisch. Auch von der verhängnisvollen Hinneigung zum Genusse alkoholhaltiger Getränke, auf die mich Heinrich Bürgers aufmerksam zu machen für seine Pflicht gehalten hatte, merkten wir nicht das geringste, oder richtiger gesagt: merkte ich nicht das geringste. Denn Volckmann, der eine sehr feine Nase besaß, behauptete, doch mitunter durch die Vermittlung des Geruchssinnes zu einer Bestätigung der Düsseldorfer Meldung gelangt zu sein. Bei der Arbeit trank Schnaake aber immer nur Wasser und in kleinen Zügen. Er ließ in der ersten Zeit jeden Morgen vom Drucker-

jungen die Wasserflasche frisch füllen. Aber das Wasser unserer Redaktionspumpe war wirklich recht schlecht. Er beklagte sich oft bitter darüber. Er machte mich aufmerksam auf die unheimlichen faserartigen Dinge, die darin herumschwämmen, und auf den bedenklichen grünen Bodensatz, der sich bildete, wenn das Wasser einige Zeit in der Karaffe gestanden hatte, und den er mir jeden Morgen alsdann mit bitterer Beschwerde über das abscheuliche und gesundheitsgefährliche Trinkwasser zeigte.

Zum Glück hatte er einen sehr guten Brunnen in der Nähe seiner Wohnung, und da er an das Wassertrinken in den Vormittagsstunden gewöhnt war, brachte er jeden Morgen eine kleine Flasche davon auf die Redaktion mit. Er leerte den Inhalt sofort in das Glas und trank dann in kleinen Schlucken mit den Zeichen des offenbaren Wohlbehagens das bessere Getränk.

Eines Tages, wieder in der Pause nach Abschluß des Blattes, die gewöhnlich zu einer gemeinsamen Unterhaltung benutzt wurde, erzählten wir uns allerlei. Volckmann war von seinem Drehschemel heruntergesprungen und stand am Tisch neben Schnaake, in meiner nächsten Nähe. Wir rauchten. Volckmann hatte im Eifer der Unterhaltung seine Zigarre herumgedreht und das brennende Ende in den Mund gesteckt. Er schnitt ein Gesicht, sprühte, und um den unangenehmen Geschmack und die Asche von den Lippen loszuwerden, griff er nach dem Glase Schnaakes und tat einen kleinen Schluck. Er machte große Augen.

„Nanu! Was ist denn das?“ rief er. „Das ist doch kein Wasser!“

Es war Getreidekümmel.

„Hohohoho!“ schmetterte Schnaake mit brüllendem Gelächter los, und wir beide stimmten in das Gelächter ein. Das „Männchen“, das immer hinter seinem Pulte saß und immer weiter Unbrauchbares ausschnitt, blickte über seine große Brille ganz erstaunt zu uns herüber und bedauerte offenbar, die Veranlassung zu unserer Heiterkeit nicht verstehen zu können.

Obwohl ich jünger war als Schnaake, hatte ich mir doch ihm gegenüber einen gewissen väterlichen Ton angewöhnt. Wann immer sich die Gelegenheit bot, ließ ich es an guten und weisen Ermahnungen nicht fehlen. So hielt ich ihm auch jetzt eine gehaltvolle und in der Form untadelhafte Standrede über die ver-

hängnisvollen Folgen der Unmäßigkeit, der Völlerei und der Trunksucht. Ich bedaure, sagen zu müssen, daß meine Rede die gewünschte Wirkung durchaus verfehlte. Willibald begleitete meine ernsthaftesten Vermahnungen mit den brüllenden Stößen seines ungestümen Lachens. Aber der Schluß verstimmte ihn einigermaßen.

„Schnaake," sagte ich zu ihm, „Doktor und Kollega! Sie geben der Jugend ein schlechtes Beispiel. Das geht nicht. Unser Zeitungsjunge Fritz, der hier beständig ein und aus geht und der das vierzehnte Lebensjahr kaum überschritten hat, darf dem betrübenden Schauspiel nicht beiwohnen, daß Kümmel, in den frühen Morgenstunden genossen, der sündigen Kreatur Behagen bereiten kann. Das geht nicht. Wenn Sie Wasser trinken wollen, so steht Ihnen die Redaktionspumpe zur unbeschränkten Verfügung; aber Ihr Spezialbrunnen muß versiegen. Sie begehen eine verhängnisvolle Verwechslung zwischen Redaktion und Destillation. Hier wird kein Schnaps getrunken, und ich muß Sie dringend ersuchen, Ihre Wasserflasche nicht wieder mitzubringen."

Das Fläschchen entschwand denn auch unseren Blicken, von Stund ab aber auch Schnaake öfter als gewöhnlich. Er suchte immer einen Vorwand, um irgendeine Zeitung im Nebenzimmer einzusehen oder dergleichen. Kurz und gut, im Laufe des Vormittags verließ er das Zimmer fünf- bis sechsmal, und wenn er wiederkam, machte er immer eigentümliche Bewegungen mit den Lippen, die uns beiden sehr verdächtig vorkamen.

Wir Kollegen nahmen im übrigen die Sache nicht allzu tragisch. Wir wußten ja, daß wir dem guten Willibald den Kümmel nicht mehr verleiden konnten. Zu Weihnachten schenkten wir ihm sogar eine große, große Flasche Gilka, die er am Heiligabend mit der von allen Redaktionsmitgliedern, auch vom ahnungslosen „Männchen", unterzeichneten Widmung auf seinem Schreibtisch fand:

Daß du Wasser nur getrunken,
Das zu glauben wird uns schwer.
Jene Röte deiner Nase
Rührt wohl nicht vom Wasser her.

Aber die Hauptsache hatte ich ja erreicht: Schnaake trank nun heimlich, und die Jugend wurde durch böses Beispiel nicht mehr verdorben.

Mit unserem Zeitungsjungen Fritz war ich überhaupt nicht sehr zufrieden. Der Junge machte auf uns den Eindruck, als ob er auf krummen Wegen ginge, und wir überwachten ihn scharf. Ich hatte nämlich gemerkt, daß meine Zigarrenkiste, deren Inhalt damals nicht so wertvoll war, als daß ich sie hätte besonders zu verschließen brauchen, sich ungewöhnlich schnell leerte. Volckmann hatte Fritz eines Sonntags mit brennender Zigarre spazieren gehen sehen, und da der Junge zu jedem Augenblick, ob wir nun da waren oder nicht, in der Redaktion ein und aus gehen konnte, lenkte sich auf ihn der Verdacht, daß er von meinen Zigarren seine Rauchbedürfnisse befriedigte. Ich zählte die Zigarren nach und stellte nun in der Tat fest, daß wöchentlich vier bis fünf Zigarren gestohlen wurden.

Volckmann, mit dem ich alles besprach, also natürlich auch die Zigarrenfrage, war der Ansicht, daß der Übeltäter eine derbe Lektion empfangen müsse. Es handelte sich vor allen Dingen darum, ihn zu erwischen oder, wenn das nicht gelingen sollte, ihm das Rauchen fremder Zigarren gründlich zu verleiden. Wir verfielen also auf den teuflischen Einfall, den wir den Sezessionisten, welche Torpedos in die für die Schiffe bestimmten Kohlen einschmuggelten, abgelauscht hatten. Ich kaufte eine sogenannte „Solferino-Zigarre"; bis auf den heutigen Tag habe ich nicht erfahren, weshalb sie so genannt wurde. Unter dem tückischen Deckblatt verbarg diese ganz unverfänglich aussehende Zigarre kleine Feuerwerkkörper, die nach wenigen Zügen durch den glimmenden Tabak entzündet wurden. Diese also, die sich äußerlich von meiner Sorte wenig oder gar nicht unterschied, legte ich in meine Kiste. Jeden Morgen sahen wir nach, Volckmann und ich, ob die strafende Solferino-Zigarre schon in die Hände des Frevlers gefallen sei. Eines Morgens fehlte sie.

Es war wieder die bewußte Pause, wir saßen wieder fröhlich beisammen, Volckmann, Schnaake und ich, und schwatzten und rauchten. Auf einmal entlud sich Schnaakes Zigarre mit einem lauten Knall. Ein köstlicher Feuerregen von Gold mit

himmelblauen und tiefroten Leuchtkugeln sprühte lustig, Herz und Auge erfreuend, aus der Zigarre hervor, die unser Kollege entsetzt von sich schleuderte, während wir beide nun in schallendes Gelächter ausbrachen. Nachdem sich Schnaake von seinem Entsetzen erholt hatte, lachte er brüllend mit. Diesmal teilte auch das „Männchen", der das schöne Feuerwerk sah, wenn er auch den Knall nicht gehört hatte, unsere Freude.

Nachdem wir uns endlich beruhigt hatten, gedachte ich wieder meiner väterlichen Pflichten dem ertappten Sünder gegenüber und hielt ihm wiederum eine große Rede.

„Doktor," sagte ich zu ihm, „Willibald! Sie nehmen kein gutes Ende! Sie vergreifen sich an fremdem Eigentum, und diese Aneignung fremden Eigentums ist bei Ihnen nicht mehr Sache der günstigen Gelegenheit, sie ist schon eine unheilvolle Gewohnheit geworden. Das betrübt mich tief. Ich könnte Sie dem irdischen Richter übermitteln, aber Sie wissen eben, daß ich Sie väterlich liebe, und bauen, leider mit Recht, auf meine väterliche Nachsicht. Aber Willibald, machen Sie sich denn nicht klar, daß Sie damit die strafwürdige Aneignung fremden Gutes noch durch Vertrauensbruch verschärfen? Und vergegenwärtigen Sie sich denn nicht, daß Sie durch Ihr schnödes Verfahren einen Unschuldigen mit einem schimpflichen Verdachte belasten: unseren armen Knaben Fritz? Schnaake, Willibald! Gehen Sie in sich und versprechen Sie mir, nie wieder Zigarren von mir zu nehmen! In der Kiste sind noch acht Stück, die will ich Ihnen schenken, denn sie haben mir nie geschmeckt. Aber dabei muß es sein Bewenden haben."

Schnaake war gerührt. Er nahm die acht Zigarren, und ich glaube nicht, daß er mir noch einmal welche genommen hat.

* * *

Diese kleinen Scherze störten im übrigen keineswegs das gemütliche Verhältnis, das sich zwischen uns dreien herausgebildet hatte und das mit der Zeit ein wahrhaft sympathisches geworden war. Schnaake war ein durchaus guter und liebenswürdiger Mensch. Seine Gefälligkeit kannte keine Grenzen, und

in der Redaktion war er vollkommen verläßlich. Ich bin nie mit einem Menschen näher zusammengekommen, über dessen persönliche Erlebnisse ich so wenig erfahren hätte. Er sprach niemals über seine Angelegenheiten, und wir fragten ihn natürlich auch nicht danach. Ganz zufällig erfuhren wir bei irgendeiner Gelegenheit, daß er einmal in Amerika gewesen war. Er wußte da sehr gut Bescheid. Dann hörte ich auch von einem Bekannten, ebenfalls rein zufällig, daß er längere Zeit in einer größeren Stadt Westfalens eine Zeitung redigiert hatte. Das war alles. Ich habe ihn nie einen Brief empfangen oder absenden sehen. Er stand ganz allein in der Welt. Ich hatte ihn auch niemals über körperliche Beschwerden klagen hören. Um so mehr überraschte es mich, als ich eines Morgens von ihm einen Brief empfing, in dem er mir mitteilte, daß er seit einer langen Reihe von Monaten kaum erträgliche Schmerzen aushalte und sich endlich dazu habe entschließen müssen, den Arzt im Krankenhause aufzusuchen. Dieser habe nun bei ihm ein schweres Herzleiden gefunden. Auf den Rat des Arztes habe er sich in das Krankenhaus aufnehmen lassen. Er halte es für seine Pflicht, mir zu sagen, daß ich mich nach einem anderen Redakteur umsehen möge, denn er glaube nicht, daß er das Krankenhaus lebend verlassen werde.

Wir wußten, daß Schnaake keine sentimentalen Redensarten machte, und sein Schreiben erschreckte und betrübte uns sehr.

Noch im Laufe desselben Vormittags besuchte ich ihn, und nun fiel mir in der Tat sein Aussehen auf. Er war im übrigen wie immer guter Laune und vollkommen gefaßt. Er las Lucians Gespräche.

Der Arzt des Krankenhauses, zu dem ich mich alsdann begab, bezeichnete den Zustand unseres Kollegen als hoffnungslos. Wir besuchten den guten Willibald während seiner Krankheit fast täglich und versorgten ihn mit Lektüre und allerlei Kleinigkeiten, die ihn erfreuen konnten. Er war uns sehr dankbar dafür. Er wurde zusehends hinfälliger und schwächer, und etwa zwei Monate nach seiner Aufnahme in das Krankenhaus starb er ...

Wahlen zum Reichstag. J. B. von Schweitzer

Ich habe es eigentlich nie recht begreifen können, daß ich als politischer Leiter eines am Niederrhein und in Westfalen sehr verbreiteten Blattes mich mit Anstand aus der Affäre ziehen konnte und sogar von ernsten Politikern, von Männern wie Gneist, Forckenbeck, Bamberger, Eugen Richter wirklich ernst genommen wurde. Allerdings darf ich nicht verschweigen, daß äußere Umstände erheblich dazu beitrugen, mir mit dem Amte auch den erforderlichen Verstand zu geben.

Um das düstere Wuppertal hatte sich das politische Deutschland bis jetzt recht wenig gekümmert. Der Sproß der altangesehenen Elberfelder Familie von der Heydt war zwar Finanzminister geworden; aber auch dadurch hatte die unbehagliche Fabrikstadt an Reiz nicht erheblich gewonnen. Nun aber — bei den ersten allgemeinen gleichen und direkten Wahlen zum Reichstag des Norddeutschen Bundes (August 1867) — rückte es auf einmal durch die ungewohnte Kraftentfaltung der Sozialdemokratie in den Vordergrund der Parteiinteressen.

Drei Führer waren einander gegenübergestellt: Bismarck von den Konservativen, Max von Forckenbeck von den Fortschrittlern und der listige, wühlerische Agitator J. B. von Schweitzer von den Sozialdemokraten. Es war ein heißes Ringen.

Der Kandidat der Sozialdemokraten, J. B. von Schweitzer stammte aus einer Frankfurter Patrizierfamilie. In seiner Vaterstadt lernte er als junger Mann Schopenhauer kennen, und er hatte das seltene Glück, sich dem schwer zugänglichen Manne nähern zu dürfen und sich im Umgange mit diesem geistreichsten unter den modernen Philosophen zu bilden. Der Einfluß der Schopenhauerschen Philosophie, die Schweitzer sich vollkommen zu eigen gemacht hatte, zeigte sich auch in seinem späteren öffentlichen Wirken unverkennbar. Beim großen Bundesschützenfeste in Frankfurt wurde Schweitzer zum erstenmal öffentlich genannt; er wurde bei dieser Gelegenheit mit irgendeiner Stellung im Vorstande betraut und redigierte die offizielle Festzeitung. Schweitzer, der in einem Jesuitenkloster erzogen worden war,

hatte die Rechte studiert und sich als Advokat in Frankfurt niedergelassen. Eine große Praxis scheint er in seinem ersten Berufe nicht gehabt zu haben. Sein Radikalismus in der Politik wie in der Nationalökonomie führte ihn mit den Agitationen Ferdinand Lassalles zusammen.

Lassalle hielt große Stücke auf Schweitzer. Mit ihm durchstreifte der Führer der Arbeiterpartei einen Teil Süddeutschlands, bevor er die Reise nach Rigi-Kaltbad antrat, von der auch er nicht zurückkehren sollte. Die Schweiz ist für die sozialen Agitatoren verhängnisvoll geworden. Lassalle und J. B. von Schweitzer haben dort ihr Grab gefunden. Schweitzer gehört zu den wenigen, die von Lassalle testamentarisch bedacht wurden; Lassalle hat ihm einen Teil seiner Bibliothek vermacht.

Nach dem plötzlichen Tode Ferdinand Lassalles trat Bernhard Becker an die Spitze des „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins", während Schweitzer und sein damaliger Freund J. B. von Hofstetten, ein früherer Offizier in der bayerischen Armee, für die Propaganda der Lassalleschen Lehren theoretisch durch Wort und Schrift wirken sollten. Zu diesem Behufe kamen die beiden adligen Sozialisten in der Mitte der sechziger Jahre nach Berlin und gründeten dort den „Sozialdemokrat". Becker entsprach nicht den Erwartungen, welche die Partei von ihm gehegt hatte; er war nicht der Mann, der die Spaltungen in der Partei zu verhindern imstande war. Nach endlosen Streitereien und Wirren, bei denen bald diese, bald jene Fraktion innerhalb der sozialdemokratischen Partei momentan das Übergewicht gewann, mußte Becker weichen, und Schweitzer übernahm die tatsächliche Leitung des Vereins, wenn er auch einstweilen noch auf den offiziellen Titel eines Präsidenten verzichten mußte. Die Zänkereien hörten freilich nicht auf, die einzelnen Glieder des sozialdemokratischen Körpers wüteten weiter rebellisch gegen sich selbst — in diesem Arbeiterdistrikte dominierte die Gräfin Hatzfeldt mit ihrem Adlatus Mende, in jenem hatten die Marxianer Bebel und Liebknecht die Herrschaft —, aber jedenfalls brachte es Schweitzer zu einer machtvolleren und imposanteren Stellung, als es irgendeinem seiner Vorgänger beschieden gewesen war.

Bei den Wahlen zum konstituierenden Reichstag des Norddeutschen Bundes (Winter 1866/67) entwickelte Schweitzer eine außerordentliche Tätigkeit und bewährte sich als ein Agitator ersten Ranges. Er hatte sich den Elberfelder Wahlkreis, als denjenigen, der ihm die größten Chancen für eine Wahl zum Reichstage bot, zum Hauptherde seiner Agitation ausersehen. Die Fähigkeiten und die Bedeutung Schweitzers wurden zu jener Zeit von der liberalen Partei außerordentlich unterschätzt; aber sehr bald wurden die gegnerischen Parteien gewahr, daß mit diesem Manne doch nicht zu spaßen sei.

Der Wahlkreis Elberfeld-Barmen war wohl der interessanteste des ganzen Norddeutschen Bundes. Nirgendwo waren die Parteien so fest geschlossen, so diszipliniert, nirgendwo wurde eine größere Tätigkeit von den verschiedenen Führern entfaltet, und nirgendwo waren die Kandidaten bedeutender. In Elberfeld standen sich also die drei Parteien gegenüber in ihren hervorragendsten Kapazitäten; für die Konservativen und protestantischen Orthodoxen war Bismarck als Kandidat aufgestellt, der Präsident des Ministeriums; für die Liberalen: Max von Forckenbeck, der Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses; für die Sozialdemokraten: J. B. von Schweitzer, der Präsident des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins. Jede der Parteien entwickelte eine noch nicht dagewesene und auch seither kaum übertroffene Regsamkeit. Schon lange Monate vor den ersten Wahlen wurden Tag für Tag, teils von den einzelnen Parteien, teils allgemeine Versammlungen abgehalten. Hunderte von Vertrauensmännern übernahmen die Agitation im einzelnen. Am Wahltage hatte jeder derselben die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß eine bestimmte Anzahl der seiner Obhut anvertrauten Wähler von dem Stimmrecht in der Tat Gebrauch machen würde. Kurz und gut, es wurde auf diese Art ein Ergebnis erzielt, welches in Deutschland nahezu einzig dastand: denn an der Wahl beteiligten sich achtzig Prozent aller Stimmberechtigten.

Am wirksamsten agitierte die sozialdemokratische Partei. Schweitzer war selbst ungefähr vier Wochen vor der Wahl auf dem Kampfplatze erschienen; er sprach in allen Arbeiterversammlungen. Die konservative und die liberale Partei konnten diesem

Kandidaten am Orte selbst einen ebenbürtigen Agitator nicht entgegensetzen. Bismarck und Forckenbeck waren im Wahlkreise natürlich nicht anwesend; und so kam es, daß schon bei der ersten Wahl die Sozialdemokraten eine überraschend große Anzahl von Stimmen für ihren Kandidaten aufbrachten und in der engeren Wahl als starke Minorität den Ausschlag gaben.

Schweitzer besaß, wie gesagt, ein wunderbares Talent, die Arbeiter für seine Zwecke zu gewinnen. Die mächtig gebietende Persönlichkeit mit dem klassisch schönen Kopfe Lassalles war ihm freilich versagt; er besaß auch nicht die theatralische Leidenschaftlichkeit im Vortrage, das hinreißende, feurige Wort, durch welches Lassalle die Arbeitermassen zu entflammen wußte. Dessen war sich Schweitzer wohlbewußt, und er versuchte mit vollem Glück, die Arbeiter von einer anderen Seite zu nehmen. Er imponierte ihnen vor allem durch außerordentliche Nüchternheit und Klarheit seines Vortrages und durch die Nonchalance in seinem Auftreten, durch seine berechnet vernachlässigte Haltung während des Sprechens. Sein schönes Organ wirkte Wunder. Mit den Händen in der Hosentasche, mit gleichgültigem, ausdruckslosem Gesichte stand er auf der Estrade vor den atemlos lauschenden Arbeitern und erzählte ihnen mit wohlklingender, sanfter Stimme, ohne starke Betonung, ruhig und gemessen die aufregendsten Dinge, sagte den Leuten alles, was sie gern hören wollten. Gewöhnlich waren die Ausdrücke, die er brauchte, maßvoll und gewählt; aber es kam ihm auch nicht darauf an, einmal ein recht triviales Schlagwort nach dem Herzen der Arbeiter dazwischenzufeuern, und damit erzielte er jedesmal die größte Wirkung. Ich habe Lassalle vor den rheinischen Arbeitern sprechen hören, und ich muß gestehen, daß Schweitzers Beredsamkeit, obwohl sie viel weniger erstaunlich war, dennoch einen nicht minder tiefen und nachhaltigen Eindruck auf die Masse hervorbrachte als die flammenden Blitze, die Lassalle in die Versammlung schleuderte und durch die er seine Hörer momentan zu einem fürchterlich erscheinenden Brande zu entzünden den Anschein hatte. Wie die Sprache, so war auch die Wirkung Schweitzers eine ruhigere und sicherere. — „Der Mann hat in seiner Demagogie etwas Engelhaftes," sagte mir einst einer der Führer der Liberalen.

Daß es unmöglich sein würde, die Arbeiter von diesem Manne abzulenken, war schon damals jedem Klarsehenden einleuchtend. Schweitzer gebot zu jener Zeit ohne Kontrolle und ohne Verantwortlichkeit über die Gesamtheit der Arbeiter von Elberfeld-Barmen; und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß damals das ganze besitzende Wuppertal vor diesem Manne zitterte.

Bei der ersten Wahl hatte Schweitzer also das große Resultat erzielt, daß keiner der Kandidaten der Gegenpartei die absolute Majorität erhielt, weder Forckenbeck noch Bismarck. Es mußte eine engere Wahl veranstaltet werden. Und nun machte Schweitzer das Unmögliche möglich. Bismarck galt zu jener Zeit als der Typus des Junkers, als der gefährlichste Feind der Volksrechte. In den Arbeiterversammlungen wurde er noch schärfer kritisiert als in den liberalen. Schweitzer selbst hatte an seine Getreuen ein Manifest erlassen, daß sie in allen Wahlkreisen, in denen sie nicht selbständige Kandidaten aufzustellen imstande wären, die Liberalen gegen die Konservativen zu unterstützen hätten. Trotzdem gelang es ihm, die Gesamtheit der Arbeiterstimmen bei der Entscheidung im Wuppertale, von einem Tage zum anderen, von dem einen Extrem auf das andere hinüberzuwerfen: vom Sozialdemokraten zum Konservativen. Die Arbeiter, die für Schweitzer gestimmt hatten, stimmten bei der engeren Wahl wie ein Mann für Bismarck, und die Folge war, daß Forckenbeck unterlag, und daß Bismarck von den vereinigten Feudalen, Muckern und Sozialisten gewählt wurde. Wie vorauszusehen war, bedankte sich der Ministerpräsident für eine solche Wahl. Eine Neuwahl wurde ausgeschrieben. Auch diese hatte zunächst kein Resultat. Endlich wurde mit einer zwar kleinen, aber in Anbetracht der vereinigten gegnerischen Parteien verhältnismäßig starken Majorität Gneist als Kandidat der Liberalen in den konstituierenden Reichstag geschickt. Schon bei diesem zweiten Wahlgange zeigte es sich, daß die sozialdemokratische Partei sich wesentlich verstärkt hatte.

Bei der Wahl zum ersten Reichstag wurde der Sozialdemokrat Schweitzer gegen den liberalen Kandidaten Doktor Löwe (Calbe) gewählt. Für den Radikalen, den Sozialisten und Atheisten stimmten außer den Arbeitern die Feudalen, die Schutzzöllner und Pietisten.

Im ersten Reichstage waren die Sozialdemokraten, wie man weiß, sehr schwach vertreten, und es war vorherzusehen, daß dieselben irgendwelchen bestimmenden Einfluß auf die Gesetzgebung auszuüben nicht imstande sein würden. Schweitzer sprach in dieser Versammlung, die ihm durchgängig antipathisch gesinnt war, deshalb nur selten. Daß er irgendwelchen Effekt damit erzielen würde, hatte er wohl selbst nicht geglaubt; aber jedenfalls machte er sich als einer der geschicktesten Redner der Partei auch hier bemerkbar. Aus der Zeit seiner Parlamentstätigkeit datiert ein geflügeltes Wort von Schweitzer, das den alten Schopenhauerianer recht deutlich kennzeichnet: „Ich stimme für dieses Gesetz," sagte er in einer seiner Reden, „nicht weil ich es für gut halte, sondern aus Bosheit."

Inzwischen hatte sich Schweitzer durch seine sozialdemokratische Agitation verschiedene, zum Teil nicht unerhebliche Verurteilungen zugezogen. Einige Monate hatte er in Rummelsburg verbracht; und dort entstand sein erstes für das Theater berechnetes Stück „Die drei Staatsverbrecher".

Die Wühlereien und Zwistigkeiten in der Partei hatten nicht aufgehört, und bei den folgenden Wahlen unterlag Schweitzer in seinem alten Wahlkreise. Ob er der ewigen Hetzereien und Zänkereien überdrüssig war, ob er sich überzeugt hatte, daß er seine Kraft und Intelligenz für eine schließlich ziemlich aussichtslose Sache abnutzte, oder ob ihn die Niederlage im Wuppertale besonders kränkte — es ist schwer zu sagen; genug, er zog sich von der sozialistischen Agitation vollständig zurück, um von nun an lediglich der schriftstellerischen Tätigkeit seine Kräfte zu widmen.

Außer einem Roman „Lucinde oder Kapital und Arbeit", der im Feuilleton des „Sozialdemokrat" erschienen war, hatte er in demselben Blatte zwei kleine dialogisierte Szenen veröffentlicht, welche die Titel führten „Eine Gans" und „Ein Schlingel". Es waren Tendenzstückchen, die mehrfach bei Festlichkeiten der sozialdemokratischen Arbeiter, unter dem Jubel der „enterbten Masse", zur Aufführung gekommen sind. Die „Gans" ist natürlich ein braves Arbeitermädchen, das sich den Versuchungen von seiten des Fabrikherrn standhaft widersetzt, und der „Schlingel" ein braver Arbeiter, der die Menschenrechte gegenüber den An-

maßungen der Bourgeoisie mannhaft vertritt. Schon diese Szenen zeigten eine entschiedene Begabung für die Behandlung des theatralischen Dialogs. Sein erstes größeres Stück, „Die drei Staatsverbrecher", fand bei der Aufführung im Belle-Alliance-Theater eine überaus günstige Aufnahme. Und dieser Erfolg bestimmte Schweitzer, sich nun ganz und ausschließlich der dramatischen Dichtung zuzuwenden. Mit einer wahrhaft schwindelerregenden Geschwindigkeit folgte alsbald Stück auf Stück. In der kurzen Zeit seiner dichterischen Produktion, in den drei bis vier Jahren, hat Schweitzer einige zwanzig Stücke geschrieben, von denen fast alle den Theaterabend füllen.

Daß bei dieser rastlosen, fieberhaften Arbeit den einzelnen Stücken die rechte künstlerische Sorgfalt fehlen mußte, liegt auf der Hand. Kaum war ein Stück angefangen, so war es auch schon fertig, so war auch schon der Plan zu einem zweiten und dritten festgestellt und die Anregung zu einem vierten und fünften vorhanden. Die Gabe der beschaulichen und bedächtigen Ausarbeitung, des gewissenhaften Feilens und Besserns war Schweitzer versagt.

Durch die Ungleichheit in der Arbeit konnte Schweitzer die Kritik zur Verzweiflung bringen. Bisweilen war man geneigt, ihm jedes Talent für die Bühne abzusprechen; dann aber brachte er wieder ein Stück, das die Begabung zur Bühnendichtung in jedem Worte, in jeder Wendung, in jeder Situation aussprach. Je nach der Beschaffenheit seiner Arbeiten war auch die Aufnahme, die sie fanden, grundverschieden. Während einzelne Stücke, namentlich die am Wallner-Theater gegebenen: „Die Eidechse", „Cousin Emil", „Epidemisch", „Komtesse Helene", „Die Darwinianer", einen vollen Erfolg errangen und über die meisten Bühnen Deutschlands gingen, erlitten andere eine ebenso vollständige Niederlage. „Unser großer Mitbürger", „Gespenster", „Pater Adalbert" wurden ausgepfiffen, „König Lustig" wurde mit eisigem Schweigen abgelehnt.

Mit stoischer Gelassenheit nahm Schweitzer das Urteil, das vom Publikum gefällt wurde, entgegen. Über die heftigsten Kritiken lächelte er, und unbekümmert um alles, was die Leute sagten und schrieben, arbeitete er unverdrossen weiter an dem

neuen Stücke, mit dem er sich gerade beschäftigte. Ein mißlungenes Stück warf er zu den Toten, um nur noch an das Gelingen des nächsten zu denken.

Schweitzers Stärke beruhte in der Erfindung, namentlich in der Erfindung komischer Situationen. Seine Komik gehört der ausgelassensten Richtung an; er ging in seinem Übermute immer bis an die äußerste Grenze, und bisweilen ging er auch über diese Grenze hinaus. Ging das Publikum mit, so war der Erfolg ein entschiedener, trieb er es aber zu bunt und wurde der Zusammenhang zwischen der Bühne und dem Publikum aufgehoben, so fiel das Stück ebenso vollständig durch. Man lachte entweder Tränen über den lustigen Unsinn, oder man wandte sich unwillig ab mit dem Ausrufe: Das ist zu arg, das ist unerträglich! Sein Fehler war eben der des Übermuts, wie ihn ein zu vertrauensseliger Dramatiker beim Beginn seiner Laufbahn sich leicht zuschulden kommen läßt. Auch bei seinen besten Stücken hatte man immer das Gefühl: der Mann kann noch viel mehr, als er diesmal gezeigt hat; als Dramatiker steckt er noch in den Kinderschuhen; er muß noch gewisse Unarten, wie sie eben der jugendliche Übermut bedingt, ablegen, dann — ja dann! ...

Es ist ihm nicht beschieden gewesen, die Reife der Erfahrung zu gewinnen. Auf dem Wege zum fertigen Schriftsteller ist der Werdende gestorben, im Juli 1875; er wird die Vierzig kaum überschritten haben. Wenige Wochen vorher, im Juni, trafen wir zum letzten Male in Leipzig zusammen. Er wollte in der Schweiz zu seiner Erholung ein halbes Dutzend Lustspiele schreiben; Berlin sei ihm zu laut, im stillen Gießbach werde er wohl Ruhe finden. Er hat sie gefunden.

Eine freudige Überraschung

Lebhafter ist es im Wuppertale wohl nie gewesen als in jenen Tagen, die dem sechsundsechziger Kriege folgten, und niemals hat sich dort die „öffentliche Meinung" kräftiger, energischer, ja leidenschaftlicher geregt und geäußert als während der Agitation zu den ersten allgemeinen, gleichen und direkten Wahlen unserer Volksvertreter.

Ich durfte es mir also wirklich nicht als Verdienst anrechnen, daß in diesen bewegten Tagen die „Elberfelder Zeitung" interessanter geworden war und einen ungeahnten Aufschwung nahm. Die Geschehnisse redigierten, und sie redigierten gut. Ich hatte zwar schon viele Blätter beschrieben; für das große Publikum war ich aber doch noch ein unbeschriebenes Blatt — ein kleiner Provinzialredakteur, der sich über den Umfang seines Könnens und Wirkens keinen Illusionen hingab und sich als stilles Veilchen, das im Verborgenen blüht, auch ganz gemütlich fühlte.

Da kam die große freudige Überraschung meines Lebens.

Unter den zahlreichen Korrespondenzen, die mich allmorgendlich vom Redaktionstisch begrüßten und von denen ich die Briefe mit den mir bekannten Handschriften unserer ständigen Mitarbeiter zunächst erledigte, um der hungrigen Druckerei die ersten Bissen hinzuwerfen, fand ich eines schönen Morgens — im Hochsommer 1867 — einen Brief aus Wien. Die Adresse in zierlichen, wohlgebildeten Schriftzügen. Als ich als Briefkopf den Aufdruck „Neue Freie Presse" und die Unterschrift „Doktor Max Friedländer" las, war ich in nicht geringer Spannung. Was konnte mir der Mann zu sagen haben, der gerade in jüngster Zeit im Bunde mit Michael Etienne zu höchstem publizistischen Ansehen aufgestiegen war? Ich las den Brief. Ich traute meinen Augen kaum ...

Friedländer schrieb mir, er habe zufällig erfahren, daß ich der Verfasser der „Neuen Persischen Briefe" in der „Rheinischen Zeitung" sei. Die boshaften Satiren hätten ihn sehr amüsiert, und da ihm mein Name schon „bei einem anderen Anlaß" aufgefallen sei, frage er mich, ob ich eine Einladung zu Beiträgen für die „Neue Freie Presse" annehmen würde. Ich würde doch jedenfalls zur Begegnung des Königs Wilhelm mit dem Sultan Abd ul Asis nach Koblenz gehen; das wäre ein guter Anfang; ein Feuilleton darüber würde sehr willkommen sein.

Diese Einladung machte auf mich einen sehr tiefen Eindruck. Wie kam der Glanz in meine Hütte?! Mir war zumute wie etwa dem schüchternen Beamten, der aus seinem dunkeln Hinterstübchen in den hellen Empfangssalon beschieden und dort ganz un-

vermutet vom hohen Chef durch eine glänzende Auszeichnung für längst Abgetanes geehrt wird.

Max Friedländer hatte mein journalistisches Herz entdeckt. Mein Name war ihm schon vorher „aufgefallen", „bei einem anderen Anlaß". Bei welchem? Ich hatte keine Ahnung. Und „aufgefallen" war ich ihm? Unter den Hunderten gewiß viel erfahrenerer Tagesschreiber, die sich um seine Gunst bemüht hatten, hatte er mich — gerade mich — den vir obscurus, aus der Menge herausgegriffen.

Mein ungläubiges Erstaunen wich dem Gefühl einer unbändigen Freude. Ich war nicht in der Stimmung, jetzt den Angriff auf den Berg von Zeitungen zu unternehmen, die noch ungelesen vor mir lagen, und bat meinen Kollegen, Fritz Volckmann, um Durchsicht. Mir erging's wie dem Danteschen Liebespaar: „An jenem Tage lasen sie nicht weiter."

Man vergißt viele und vielerlei in den kurzen Jahren eines langen Lebens. Zum Glück schwindet das Erinnern an Unangenehmes und Widerwärtiges schneller als herzerfreuende Erfahrungen. Erbitterte Feinde aus meiner Kindheit und Jugend kenne ich heute kaum noch dem Namen nach; und vergegenwärtige ich mir die Gehässigkeiten und gegen mich geführten bösen Streiche, unter denen ich einstens viel ausgestanden habe, so fasse ich mich an die Stirn und frage mich: wie war es nur möglich, daß ich mich über solche Nichtigkeiten jemals habe aufregen und ärgern können? Wahre Herzensfreuden aber leuchten aus ferner Vergangenheit noch immer hell in die Gegenwart herein, und die guten Menschen, die sie uns bereitet haben, vergißt man nicht.

Dieser guten Menschen einer, und der besten einer, war Max Friedländer.

Ich sprach ihm umgehend in künstlich herabgesetzter Temperatur meinen Dank aus, schrieb ihm, daß es ohnehin meine Absicht gewesen sei, nach Koblenz zu fahren (woran ich, ehrlich gesagt, nie gedacht hatte), und daß es mir eine Ehre sein würde, ihm den gewünschten Aufsatz vorzulegen.

Episode in Koblenz

Ich fuhr also nach Koblenz und sicherte mir einen Platz auf einem der Privatdampfer, die dem Sultanschiffe in nächster Nähe folgen sollten. Ich glaubte, recht klug gewesen zu sein; in Wahrheit hätte ich gar keine größere Torheit begehen können. An Bord des überfüllten kleinen Dampfers sah ich mit meinem guten Glase vom Sultan und seinem hohen Wirte viel weniger als die tücherschwenkenden Zuschauer, die sich auf dem Ufer hüben und drüben angesammelt hatten. Daß ich das Donnern der Salutschüsse besser als jene hörte, war doch ein recht fragwürdiger Gewinn.

Die Sonne stand schon tief, als die Rheinfahrt begann. Und als es eben dunkelte, verkündeten gewaltige Bombenschläge den Beginn des Feuerwerkes. Rasselnd und prasselnd stiegen von der Höhe von Ehrenbreitstein die Raketen auf. Knatternd sausten im Zickzack die Frösche zum Rhein herab. Feuerräder wirbelten, zischten, und all diese funkelnde, sprühende Pracht spiegelte sich im ruhigen Wasser unseres deutschen Flusses.

Es war ein wundervolles Schauspiel, das mich indessen wohl auch von meinem Hotelfenster aus nicht minder entzückt hätte. Das Schlimmste kam aber erst. Auf unserem Schiffe konnte natürlich von Schreiben nicht die Rede sein, und bis wir landen durften, dauerte es eine Ewigkeit. Ich hatte den Refrain des L'Arrongeschen Kouplets vorgeahnt:

„Nu stand er da mit das Talent
Und konnt' es nicht verwerten."

Auf dem im Sturmschritt von der Landungsbrücke bis zu meinem Quartier zurückgelegten Wege traf ich zum Glück einen mir bekannten Direktor der Rheinischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, der die Fahrt auf dem fürstlichen Boote mitgemacht hatte. Er hatte freilich auch nichts Besonderes gesehen und gehört. Aber er konnte doch wenigstens verbürgen, daß Seine Majestät der Sultan beständig allergnädigst gelächelt und einmal unserem König etwas Unverständliches zugemurmelt habe. Mehr konnte er mir nicht sagen. Es war zwar nicht viel, aber es war doch etwas. Ich begab mich sogleich auf mein Zimmer, schilderte den Einzug,

die Rheinfahrt, das Feuerwerk und gab dem holdseligen Lächeln und Murmeln des hohen Gastes eine etwas drastischere Fassung; ich behauptete, der Sultan habe nur zwei Worte gesagt: „Suis heureux.“ Dieser bedeutsame Ausspruch wurde später von allen Blättern aufgeschnappt, und der „Kladderadatsch“ taufte den Großherrn aller Gläubigen „Kalif Suis-heureux“.

Gottlob, fertig! Es war die allerhöchste Zeit ... Kein Wagen zu haben ... Ich lief zur Bahn.

Im selben Augenblick, da ich den Perron betrat, setzte sich der Frankfurter Zug mit höhnischer Bedächtigkeit in Bewegung. Wie ein Rasender stürzte ich ihm nach, den Brief in der Hand. Der aufmerksame Stationschef aber packte mich beim Schlafittchen und erteilte mir eine energische Rüge ... Ich hörte ihn nicht; ich sah nur dem Zuge nach, der sich allmählich zu einem lebhafteren Tempo entschlossen hatte. Ich sah ihm nach wie der betrübte Lohgerber, dem die Felle weggeschwommen sind.

Aber was nun? ...

Ich faßte einen herzhaften Entschluß. Ich begab mich aufs Telegraphenbureau und depeschierte: „Neue Freie Presse, Wien. Postanschluß nicht erreichbar, daher nachstehend telegraphische Übermittlung,“ und beförderte den ganzen Aufsatz durch den Draht. Der Beamte hielt mich zunächst für verrückt. Damals wurde von Privaten der Tarifsatz von zwanzig Worten fast noch allgemein innegehalten. Aber ich war durch meine Praxis bei Wolff zu einer breiteren Auffassung geschult und ließ es darauf ankommen. Ich sagte mir: im schlimmsten Falle zahle ich die Gebühren, die sich mit meinem Honorar wohl ungefähr decken werden. Das werde ich schon verschmerzen. Wenn ich mir durch meine eigenmächtige Großartigkeit die erst noch zu erlangende Gunst der „Neuen Freien Presse“ verscherze, so ist's eben ein Malheur, mit dem ich mich abfinden muß ... also vogue la galère!

Meine Freude war groß, als ich schon bei meiner Rückkehr in Elberfeld eine telegraphische Belobigung meiner journalistischen Findigkeit vorfand und einige Tage darauf das sehr reichlich bemessene Honorar mit der Anrechnung meiner Reisespesen und Auslagen erhielt.

Nach dem so glücklich verlaufenen Debüt schickte ich Doktor Friedländer noch mehrere gelegentliche Beiträge, die allesamt freundlichst aufgenommen wurden. Aber es war doch weniger, als ich wünschte, und als die Redaktion haben wollte. Das war das erste, was Friedländer mir sagte, als ich ihn persönlich kennen lernte.

Persönliche Bekanntschaft mit Max Friedländer

Es war in Breslau im Hochsommer des folgenden Jahres, 1868. Da hatte sich zum Journalistentage eine stattliche Anzahl von Zeitungsleuten angesammelt. Ich wußte, daß ich mit alten Bekannten, wie dem „roten Becker", Guido Weiß von der „Zukunft", Sonnemann von der „Frankfurter Zeitung", wieder Fühlung gewinnen würde, und hoffte auf neue interessante Bekanntschaften. Dabei dachte ich in erster Linie an Friedländer.

Er begrüßte mich herzlich; ich wuchs in meinem eigenen Ansehen, als er mich, nachdem ich mich ihm vorgestellt hatte, mit „Herr Kollege" anredete.

So hatte ich mir einen Führer der deutschen Presse vorgestellt: urkräftig, klug und bedeutend. Auf der stämmig gedrungenen Gestalt der von dunkelm Barte umrahmte Kopf; die breite, hohe, gewölbte Stirn und das gerade und mutig blickende Auge bekundeten unausgesetzt rege, ernste Gedankenarbeit in überlegener Ruhe und Klarheit und fester Entschlossenheit. Der noch nicht Vierzigjährige machte den Eindruck vollblühenden Lebens und unverwüstlicher Gesundheit.

Während der langweiligen Rede eines wohlvorbereiteten Kollegen stieg Friedländer vom erhöhten Podium, auf dem er als Vorstandsmitglied seinen Platz hatte, in die Niederung zu mir herab und sagte zu mir:

„Legen Sie großen Wert darauf, auch beim Essen mannhaft einzutreten für Hebung unseres Standes, das Bewußtsein unserer Zusammengehörigkeit zu stärken und die Fahne hochzuhalten?"

„Nicht den geringsten."

„Dann möchte ich Sie bitten, nach Schluß der Sitzung mit mir im Hotel auf meinem Zimmer zu speisen. Da können wir ge-

mütlich plaudern und uns ungestört über alles mögliche aussprechen."

Es war wirklich gemütlich. Ich hatte das behagliche Gefühl, einem bedeutenden Manne gegenüberzusitzen, der mir herzliches Wohlwollen entgegenbrachte. Ich sagte ihm natürlich zunächst, wie sehr es mich beglückt habe, von ihm im großen Haufen aufgestöbert und zur Mitarbeiterschaft herangezogen worden zu sein, und fragte ihn, wer ihm das streng gewahrte Geheimnis verraten habe, daß die übermütigen „Neuen Persischen Briefe" von mir seien.

„Gegen passive Indiskretionen habe ich nichts einzuwenden, wenn sie mich interessieren," antwortete er; „aber zu aktiven Indiskretionen lasse ich mich nicht verleiten. Ich habe den Namen des Verräters total vergessen. Übrigens war mir, wie ich Ihnen schon schrieb, Ihr Name bereits vorher nicht unbekannt. Sie waren ja mit meinem Vetter, Ferdinand Lassalle, in Düsseldorf zusammen wenige Wochen vor seinem Tode, verkehrten viel mit ihm und brachten über sein Auftreten und seine wundervolle Verteidigungsrede vor den Düsseldorfer Richtern ... und über das, was folgte, sehr eingehende Berichte, die mich besonders interessieren mußten. Schon damals wollte ich an Sie schreiben. Ich bin aber nicht dazu gekommen. Ich stak tief in den letzten Vorbereitungen zur Herausgabe unseres Blattes. Sie wissen ja, daß Lassalles Todestag und der Geburtstag der ‚Neuen Freien Presse' beinahe zusammenfielen."

Wir unterhielten uns über alles mögliche und sprachen besonders auch über die Rührigkeit und über die überraschenden Erfolge der Sozialdemokratie, für deren Propaganda ja Lassalle in den Rheinlanden, in Solingen, Iserlohn, Elberfeld und Düsseldorf den fruchtbarsten Boden gefunden hatte. Wiederholt äußerte Friedländer seine Verwunderung darüber, daß ich es zwischen den rauchenden Schornsteinen so lange habe aushalten können — zwischen „Schloten, Knoten und Zeloten", wie er sich kräftiglich ausdrückte.

„Sie machen sich wirklich eine falsche Vorstellung von meinem Leben an den türkischrot gefärbten Fluten der Wupper," entgegnete ich. „Einen netteren Kreis lieber, lebenslustiger und

kluger Leute als die Tafelrunde, die ‚der Schloßherr auf dem Döppersberg', der feingebildete Großindustrielle und begabte Kunstfreund Ludwig von Lilienthal, um sich versammelt, habe ich mein Lebtag nicht gefunden. Das vielverschrieene Muckertal ist wahrhaftig besser als sein Ruf."

Mein Plaidoyer schien Friedländer zwar nicht bekehrt zu haben, aber die Gemütlichkeit wurde durch den Zwischenfall nicht weiter gestört. Es wurde im Gegenteil immer gemütlicher. Und als er mir zum Kaffee aus seiner Tasche eine Zigarre anbot, die ich trotz meiner uneingestandenen Vorliebe für die Zigarette dankend annahm, sagte er mir lächelnd:

„Sie enden doch noch in Wien! Und die Zigarrentasche behalten Sie zur Erinnerung an unsere erste Begegnung, die nicht die letzte sein wird."

Diese braune Ledertasche mit dem aufgedruckten Faksimile seines Namenszuges und dem mit der Feder hinzugefügten Datum „Breslau, Juli 1868" besitze ich noch heute und bewahre sie als Andenken an den verehrten Freund.

Im Laufe des Gespräches hatte er mich mit der aufmunternden Liebenswürdigkeit, die er zu einer freundlichen Tradition seines Blattes gemacht hat, aufgefordert, fleißiger für die „Neue Freie Presse" zu arbeiten. Aber die unglaublich zeitraubende, zersplitternde, ermüdende Beschäftigung eines rechtschaffenen Provinzialredakteurs, der zugleich der Hauptmitarbeiter seiner Zeitung ist, der über die großen politischen Fragen leitartikelt, mit den benachbarten Blättern polemisiert und über alles mögliche zu berichten hat, zwang mich, ihm dasselbe sagen zu müssen, was ich Rodenberg gesagt hatte: daß es mir wirklich nicht möglich sei, seinen Wunsch zu erfüllen.

Freunde im Wuppertal. Karl Siebel

Meine Einwendungen gegen Friedländers harte Kritik der Wuppertaler Verhältnisse waren übrigens vollberechtigt, und ich hatte den Mund nicht zu voll genommen, wenn ich ihm erklärte, daß ich selten anregendere und behaglichere Stunden verbracht habe als gerade in diesem bösen Wuppertale, — im Kreise des

„Schloßherrn auf der Döppersberger Höhe". Bei Ludwig von Lilienthal waren die Dichter Emil Rittershaus, Karl Siebel, Albert Roffhack, Fritz Roeber, kurz alle, die von Philistern früher mit dem Ausdruck einer gewissen neidischen Geringschätzung „Schöngeister" genannt wurden, ständige Gäste. Und zu ihnen gesellten sich erlauchte und edle Fremdlinge, die irgendein glücklicher Zufall an das berüchtigte Zentrum der Färber, Weber und Wirker verschlug; nicht einer unter ihnen, der nicht Einkehr bei Lilienthal gehalten, und nicht einer, der nicht seiner freudigen Enttäuschung über diese weinfrohe Gemütlichkeit dankbaren Ausdruck gegeben hätte.

Nur von einem der Heimischen, den ich sehr in mein Herz geschlossen hatte, will ich hier sprechen.

„Karl Siebel
geboren in Barmen am 13. Januar 1836
gestorben daselbst am 9. Mai 1868."

Diese wenigen Worte im trüben Lakonismus der Leichensteine stehen auf der ersten Seite seiner „Dichtungen", gesammelt von seinen Freunden, herausgegeben von Emil Rittershaus*). Sie sind die einzigen Data, die von dem befreundeten Herausgeber über die Persönlichkeit des Dichters gegeben werden. Viel mehr ist über das kurze Leben Karl Siebels auch kaum zu sagen. Kein besonderes Ereignis ist in seinem Dasein zu verzeichnen, wenigstens keines, das nach der Außenwelt hin bemerkenswert hervortrat.

Er stammte aus einer begüterten Wuppertaler Patrizierfamilie. Seine ungebärdige freie Künstlernatur war die vollkommene Verneinung der Korrektheit, Strenge und steifen Ehrbarkeit seiner Umgebung. Seine übermütige Freigeisterei stand in offenem Widerspruch zu der respektabeln Frömmigkeit, welche die Seinigen, den Überlieferungen des Wuppertales folgend, in Werken und Worten betätigten. Karl Siebel war, wie man zu sagen pflegt, aus der Art geschlagen, und man würde ihn, wenn er nicht gar zu liebenswert, zu anständig und edel in seinen Ge-

*) Berlin 1877, G. Groteſche Verlagsbuchhandlung. Aus der „Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller".

sinnungen und Handlungen gewesen wäre, am Ende gar als ungeratenen Sohn betrauert haben. Aber sicherlich stand er in stetem, wenn auch unausgesprochenem Kampfe gegen die Verhältnisse, die ihn umgaben, und auch gegen sich selbst. Ohne Neigung und ohne irgendwelchen Beruf hatte er sich dem Kaufmannsstande gewidmet, in dieser Beziehung wenigstens dem Herkommen getreu. Aber sein ungebändigtes künstlerisches Temperament taugte nicht hinter dem Hauptbuche. Schon sein Äußeres sprach dem Stande Hohn, zu dem er sich schließlich, um keine Unannehmlichkeiten zu haben, bequemt hatte: die ungewöhnlich hohe, stark durchgearbeitete Stirn mit den trotzig aufstarrenden, ganz kurz geschorenen Haaren, die Brille, der lange Ziegenbart, ferner die ganze Art und Weise seines Auftretens und seines Anzugs, das ungebührliche Halstuch, das, nachlässig in einen großen Knoten geschlungen, die beiden langen und breiten Zipfel desselben zeigte, der unglaubliche Schlapphut, für den, so weit die Wupper fließt, kein Pendant zu finden war, der große Mantel — man hätte bei dieser merkwürdigen Erscheinung an alles eher gedacht als an den Sohn und präsumtiven Erben eines großen Wuppertaler Hauses. Auch seine Handschrift hatte nicht einen Zug des kaufmännischen Charakters angenommen. Der kaufmännische Sinn war ihm gänzlich versagt; er war freigebig bis zur Verschwendung nicht nur mit seinem Gelde, auch mit seiner Zeit, mit seiner Gesundheit. Er war ein Freund von lustigen Kumpanen und von einem guten Glase Wein. Und gerade im Wuppertal war ihm die anregendste Gesellschaft beschieden.

Inmitten der hohen Schornsteine, die, um einen sozialdemokratischen Ausdruck zu gebrauchen, aus den „Zwingburgen der Industrie" aufragen, hatte sich jener fröhliche, künstlerisch und wissenschaftlich anregende Kreis gebildet, auf den ich schon hinwies, in dem noch von anderen Dingen als vom Kurszettel, von Türkischrot, von Bändern, Kordeln und Litzen gesprochen wurde, echteste Fröhlichkeit herrschte und dem Geist und Gemüt reichliche Nahrung geboten wurde. Da wurde musiziert, gesungen, gedichtet, deklamiert, improvisiert, kritisiert und glorifiziert, und da fühlte sich Siebel wohler als irgendwo auf der Welt. Es ist möglich, daß ihm da von den Freunden der Weihrauch zu reich-

lich gestreut wurde; aber was tut's? Siebel, dem es sonst an Anregung und Aufmunterung gänzlich fehlte, hat gerade in diesem Freundeskreise Halt und Stütze gefunden, deren er zur Bekämpfung all der Widerwärtigkeiten, die ihm entgegentraten, gar sehr bedurfte. Diese Freunde sind ihm wie im Leben so auch im Tode treugeblieben; sie haben ihn auf dem letzten Wege begleitet, und ihrer Initiative ist die Herausgabe seiner gesammelten Gedichte, die den Namen des Frühverstorbenen in die weitesten Kreise zu tragen berufen sind, zu danken.

Im übrigen ist über das Leben Karl Siebels nicht viel zu sagen. An gutem Unterricht hat es ihm nicht gefehlt; er ist, wie viele Söhne aus den großen Kaufmannsfamilien des Wuppertales, zu seiner Ausbildung nach England geschickt worden, wo er sich mit allem möglichen, nur gerade nicht mit dem, was er hätte tun sollen, beschäftigt und wo er, anstatt sich mit den Geheimnissen des Webens und Wirkens vertraut zu machen, poetische Allotria getrieben hat. Ein schönes Gedicht von ihm ist in England entstanden, „Heimat" überschrieben:

Und ich liebe sie doch! — —
Dumpf und trübe
Nannte ich oft
Die Glocken der Heimat,
Doch heute klingen sie über das Meer
So wehmutselig,
So wunderbarlich,
Daß selbst mein lachendes Herz
Ihr Echo wird.

Wie ein Bild der Zauberin,
Der Dichterfreundin Morgana,
Erblick' ich ferne am Horizonte,
Wehmütig winkend
Die Gärten und Wiesen,
Das schwarzbeschieferte Haus
Mit den grünen Fenstern,
Und am Fenster zum Garten
Seh' ich die Mutter.
Auf ihren Knieen
Ruhet ein Buch —
Sie liest in dem Buche.

Ich seh' es genau, —
Es ist das Buch,
Das einst dem Sohne
Mit Tränen sie schenkte,
Und das der Sohn,
Als er fortging —
Vergaß.

Sie liest die Worte,
Die eigenhändig
Aus warmem Herzen „zu stetem Gedenken"
Sie eingeschrieben —
Ich glaub', eine Träne
Fällt heiß auf die Bibel. —

Wehmütig über das Meer
Klingen die Glocken der Heimat.

Nach seiner Rückkehr ist er in das väterliche Geschäft getreten und hat, selbst noch in ganz jugendlichem Alter, eine blühende schöne Frau geheiratet, obwohl er zum geregelten Familienleben und zur Ehe geringes Talent besaß. Da er dies selbst in einem seiner Gedichte ausspricht, kann man diese peinliche Wahrheit hier ohne Indiskretion wiederholen:

Hätt' es nimmer gedacht,
Daß ein Strom, so heiß,
Im Winter würd'
Zu starrem Eis!

Daß ein Ringlein von Gold,
So den Finger schmückt,
Wie 'n Mühlstein schwer
Auf die Seele drückt!

Daß nach prangendem Tag
So stürmisch die Nacht,
So krank das Herz! —
Hätt's nie gedacht!

Viele andere seiner Gedichte lassen dieselbe tiefe Verstimmung erkennen, die sich hier so treuherzig und trübe ausspricht. So das folgende:

Wenn eines doch nur nicht so schwer,
Wenn das Vergessen so schwer nicht wär'!

Ich hab' mich gerissen vom Mutterschoß,
Ich hab' mich gewunden von Freunden los,

Ich habe der Untreu Teufel gesehn,
Und die Liebe mußte zu Grabe gehn.

Ich habe geweinet in stiller Nacht.
„Nun sei es vorüber!" hab' ich gedacht. —

Wenn eines doch nur nicht so schwer,
Wenn das Vergessen so schwer nicht wär'.

Die Schwermut, die ihn in den letzten Jahren seines Lebens so häufig befiel, wurde noch durch sein körperliches Leiden bestärkt. Und er war ganz und gar nicht der Mann dazu, sich zu schonen, um durch Vernunft und Mäßigung dem Übel, das ihn zugrunde richten sollte, Einhalt zu gebieten. Unbekümmert, fast übermütig untergrub er den festen Bau. Die Ärzte schickten ihn erst nach Neuenahr, dann nach Madeira. Das erste Mal schien es auch, als ob er gestärkt nach der Heimat zurückkehrte; aber es war nicht die wahre Gesundheit, es war nur der erborgte Schein. Der Husten stellte sich bald wieder mit erneuter und verstärkter Heftigkeit ein, und die Ärzte rieten ihm, noch einmal auf Madeira Stärkung zu suchen. Wie erschraken wir alle bei seiner zweiten Rückkehr! Da war keine holde Täuschung mehr möglich; es war ein wandelndes Skelett, ein dem Tode sicher Geweihter, der uns ein trauriges, kurzes „Wiedersehen!" entgegenstöhnte. Die Kleider schlotterten um die entfleischten Glieder, das Gesicht war zum Entsetzen abgemagert, und die Augen drängten sich zwischen den stark vorspringenden Backenknochen unheimlich aus den Höhlen hervor. Die Stimmbänder versagten ihre Dienste fast vollständig. Es war selbst den Freunden schwer, die in rauhem Flüsterton mühsam hervorgebrachten Worte zu verstehen. Ebensowenig wie seine Freunde täuschte Siebel sich selbst über seinen Zustand:

„Ich weiß es, daß ich sterben muß!"
So spricht ein jeder tausendmal
Und wähnt, viel tausend Meilen weit
Sei noch die Stund' der letzten Qual.

„Ich weiß es, daß ich sterben muß!"
Und weiß, die Zeit ist mir nicht fern.

Und doch! Ich muß es ja gestehn!
Ich lebte, ach! noch gar zu gern!

„Ich weiß es, daß ich sterben muß!"
So faß' ich fest die schöne Welt
Und grüße jeden Augenblick,
Wo sie mich heiß umfangen hält.

Da kamen die Vettern und Basen und jammerten und klagten: „Hättest du dies und jenes getan, hättest du dies und jenes unterlassen"; und da raffte sich der Dichter, dessen physische Kraft fast erloschen, dessen geistige Stärke aber ungebrochen war, noch wenige Tage vor seinem Tode auf und gab seinen wohlwollenden Peinigern, die ihn mit dem: „O hättest du nicht!" quälten, die trotzige Antwort: „So habe ich doch!"

Daß krank ich geworden! Ich trag's, wie ich soll!
Was klagt ihr so mitleids-, so vorwurfsvoll:
„O, hättest du nicht! O, hättest du nicht,
Es wäre so bleich nicht dein Angesicht!
O, hättest du nicht!" —

Nun wohl denn, ich sag' euch: mein Lenz hat geblüht!
Der Wein hat geschäumet! Das Herz hat geglüht!
So habe ich doch! So habe ich doch!
Des freut sich die Seele und jubelt noch:
So habe ich doch!

Das letzte seiner Gedichte, das in der Vorahnung oder vielmehr in der Gewißheit seiner nahen Auflösung entstanden ist, heißt: „Der Tod als Freier" und lautet:

Ich weiß, daß offen
Das Tor im Garten,
Doch kann ich nimmer
Stehen und warten;
Auch kann er kommen
Auf vielen Wegen,
Da kann ich nimmer
Ihm gehn entgegen.

Natur, die Mutter,
Die manchen Freier
Mir liebend sandte
Zur Frühlingsfeier;

Die stets mich führte,
Um gut zu wählen,
Schickt nun den letzten,
Mich zu vermählen! —

Wo blieb, o Mutter,
Mein Liebverlangen?
Naht er, so faßt mich
Ein böses Bangen!
Naht er, so wird mir
Seltsam zumute! —
Stille! — Die Mutter
Schickt nur das Gute.

Ruhig und friedlich wie dieses letzte Wort war sein Tod. Auch die Ungläubigsten unter uns, die seinen Sarg umstanden, glaubten an das „Auferstehen", das über dem offenen Grabe erklang, glaubten daran, wenn auch nicht ganz in dem Sinne, wie es der Herr Pastor gemeint hatte. Die Freunde des edlen Dichters wußten, daß seine einfachen und anspruchslosen Gesänge Lebenskraft und Stärke genug besitzen, um sich über kurz oder lang vernehmbar zu machen und dem Toten die allgemeine Anerkennung zu erwirken, die dem Lebenden versagt geblieben ist. Die Freunde glauben es noch immer.

Ferdinand Freiligrath

Besondere Festtage waren es für uns, wenn unsere Tafelrunde auf dem Döppersberg durch willkommene Besuche von auswärts vergrößert und verschönt wurde. Selbstverständlich kehrten die Bildungsreisenden, die wie Robert Prutz, Karl Vogt und andere in volksbelehrender Absicht Vorträge in Vereinen hielten, bei uns ein. Es kamen indessen auch andere, die sich vor wißbegierigen Fabrikanten und strebsamen Werkmeistern nicht vernehmen ließen, die, so unwahrscheinlich es klingen mag, Elberfeld lediglich um seiner selbst willen aufsuchten, um alte Freunde wiederzusehen, vielleicht gar um neue zu gewinnen. Zu diesen gehörte Ferdinand Freiligrath.

Vom Wuppertal aus erging — es war wohl im Jahre 1868 — der Aufruf an das deutsche Volk, sich seines Dichters in der Fremde

zu erinnern. Freiligrath, der vor der Märzrevolution eine kaufmännische Stellung im Wuppertal eingenommen, hatte dort eine Anzahl guter, treuer Freunde hinterlassen, die das Andenken an den begeisterten Freiheitsdichter hoch in Ehren hielten und ihre Verehrung und Liebe auch auf den Nachwuchs, auf das heranwachsende zweite Geschlecht übertragen hatten. Wenn auch „Der Blumen Rache", „Der Löwenritt", „O lieb, so lang' du lieben kannst", „So laß mich sitzen ohne Ende" und die anderen farbenreichen, phantasievollen und gemütstiefen Lieder und Gedichte Freiligraths in ganz Deutschland populär im besten Sinne des Worts geblieben waren, nirgendswo war die Teilnahme an den persönlichen Geschicken des Dichters aufrichtiger und lebendiger als gerade in Barmen und Elberfeld. Kein Wuppertaler, der nach London ging — die geschäftlichen Beziehungen zwischen den Fabrikdistrikten an der Wupper und England waren sehr rege —, versäumte es, bei Freiligrath vorzusprechen und bei der Heimkehr im Freundeskreise Bericht zu erstatten über das, was er in dem kleinen gastlichen Hause Freiligraths in London gesehen und gehört hatte. Diese Berichte lauteten allerdings nicht allzu erfreulich. Freiligrath hatte sein ganzes Leben mit Sorgen zu kämpfen gehabt, und diese wurden immer größer, je mehr seine Kinder heranwuchsen. Dies veranlaßte einige ältere und jüngere Freunde des Dichters, namentlich Emil Rittershaus, Fritz Elbers und Ernst von Eynern, vor das gesamte deutsche Volk zu treten und ihm zu sagen, wie es seinem Lieblingsdichter in London erginge. Ernst Keil stellte den Barmer Freunden die ungeheure Publizität der „Gartenlaube" zur Verfügung, und der Erfolg lohnte das Bemühen der vereinigten Genossen.

Freiligrath wurde in den Stand gesetzt, seine Situation in London vollständig zu regulieren und sich in Deutschland ein neues, sorgenfreies Heim wieder zu gründen.

Im Herbst von 1868 — wenn ich nicht irre — kehrte er nach 16jähriger Abwesenheit nach Deutschland zurück, zunächst allein, um sich das Stückchen Erde auszusuchen, auf dem er seine Tage beschließen wollte. Seine erste Station war natürlich Barmen, und dort lernte ich ihn im Hause meines Freundes Emil Rittershaus persönlich kennen. Sein schon durch den Ausdruck der Herzens-

güte und des Edelsinns hochbedeutender Kopf mit der klaren, breiten Stirn, mit den wundervollen, tief liegenden und tief schauenden dunkeln Augen machte auf jeden, der mit ihm zusammenkam, einen nachhaltigen Eindruck. Das schon stark ergraute, aber noch reiche, etwas gelockte Haupthaar, der volle, krause, graue Bart bildeten zu der bräunlichen Gesichtsfarbe einen schönen Gegensatz. Der große Kopf saß auf einem starken, breiten, urkräftigen Rumpf. Freiligrath gehörte zu den westfälischen Eichen, von denen Heine gesungen, — wenn auch nicht gerade zu den sentimentalen. Ich entsinne mich noch, daß mein liebenswürdiger Verleger, als mich der Hüne Freiligrath eines Tages in Gesellschaft der beiden Hünen Emil Rittershaus und Becker (Dortmund) von der Redaktion der Elberfelder Zeitung zu einem gemeinsamen Schoppen abholten und die schmale und etwas baufällige Treppe, die zur Redaktionsstube führte, unter der ungewohnten Last dieser drei gefährlichen Konkurrenten von „Jean Lüttgens, Rheinlands Eiche" ächzte und keuchte, mir seine ernsthaften Bedenken über die Gefahren des Einsturzes äußerte und mich ersuchte, es wo möglich so einzurichten, daß mich immer nur einer von diesen starken drei Männern auf einmal besuche.

Es waren reizende Tage, die wir damals zusammen verlebten; — bald unter Dach und Fach in der gemütlichen Häuslichkeit unserer gemeinsamen Freunde, bald unter freiem Himmel auf der Haard, jenem köstlichen, zwischen Elberfeld und Barmen auf der Höhe gelegenen Punkte, der gerade wegen dieser Lage von Wuppertalern gewöhnlich der „neutrale Boden" genannt wird, mit seiner herrlichen Fernsicht auf das ganze Wuppertal von den Höhen von Rittershausen bis nach Sonnborn hinunter, auf die malerischen Höhenzüge, die die Stätten des nimmer rastenden Gewerbfleißes an den Ufern der Wupper eindämmen. Wie viel unvergleichliche Stunden in heiterster und angeregtester Gesellschaft haben wir auf jenem schönen Fleckchen Erde verbracht und wie manches Glas Bowle auf alles mögliche und ohne besondere Tendenz geleert! Auch Freiligrath dachte noch oft und gern an seinen Aufenthalt im Wuppertal. Noch nach langen Jahren schrieb er mir von Stuttgart aus, im Sommer 1872: „Lieber Freund, ich

wollte, wir säßen wieder einmal auf dem neutralen Boden zwischen Barmen und Elberfeld und hätten zwischen uns und den übrigen Bowlenräten und Rittern vom heiligen Waldmeister eine neutrale Bowle!"

Im Frühjahr des folgenden Jahres übersiedelte Freiligrath mit seiner Familie nach Deutschland. In Köln wurde ihm im Saale des Gürzenich eine Empfangsfeierlichkeit bereitet, zu der aus allen Städten von Rheinland und Westfalen Delegierte im Gürzenich zusammentraten, um den wiederkehrenden Dichter bei seiner Heimkehr zu begrüßen. Zu den Freunden aus dem Wuppertale, die sich nach Köln begaben, gehörte auch ich.

Freiligrath fühlte sich durch den Empfang zwar geehrt und war tief ergriffen, aber die Feierlichkeit hatte für ihn doch auch etwas entsetzlich Peinigendes. Dem Dichter, dem wie wenigen der ganze Reichtum der deutschen Sprache erschlossen war, wenn er Papier und Feder zur Hand hatte, war die Gabe des mündlichen Vortrags vollkommen versagt. Vollkommen. Er war tatsächlich nicht imstande, einen Satz selbst vor einer Gesellschaft guter Freunde zu sprechen, ohne zu stocken. Wir waren vor dem Beginn der eigentlichen Feierlichkeit zusammen; je näher die Stunde rückte, desto befangener und unruhiger wurde Freiligrath. Emil Rittershaus, der der Hauptordner des Festes war, hatte ihm das Programm konfidentiell in aller Genauigkeit mitgeteilt. Bei dem üblichen Bankett, an dem die Freunde aus Rheinland und Westfalen und die Kölner Notabilitäten teilnahmen, sollte ihm eine Ehrengabe von seinen Freunden überreicht werden, zu der Rittershaus ein schwungvolles Gedicht verfaßt hatte. Dann sollte ihn Classen-Kappelmann begrüßen und so weiter. Rittershaus sagte ihm, man verlange durchaus keine große Rede, es würde einfach genügen, wenn er in ganz kurzen Worten seinen Dank aussprächе. Freiligrath wiegte schwermütig seinen großen Kopf hin und her und antwortete seufzend: „Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und alles wär' vorbei."

Das Fest verlief ganz in vorschriftsmäßiger Weise, Rittershaus trug seine Verse mit hinreißendem Feuer vor; unter nicht enden wollendem Jubel wurde Freiligrath der Ehrenpokal kredenzt, und Classen-Kappelmann feierte den Freiheitsdichter.

Freiligrath, auf dessen treuem Gesicht die gewaltige Aufregung einen rührend ehrlichen Ausdruck fand, trocknete zum soundsovielten Male die heiße Stirn, atmete tief auf und klopfte ans Glas.

Es trat sofort Totenstille ein.

„Meine Freunde," begann Freiligrath mit zitternder Stimme. Er stockte, er biß sich auf die Unterlippe und zerknautschte krampfhaft die Serviette, die vor ihm auf dem Tische lag.

„Meine Freunde," wiederholte er nach einiger Zeit, „. . . von ganzem Herzen," fuhr er fort; er stockte wieder. Ein gutmütiges schmerzliches Lächeln über seine Ungeschicklichkeit flog über sein Gesicht, dann warf er die Serviette beiseite, griff in die rechte Westentasche und holte einen kleinen Zettel hervor, auf dem der eine Satz des Dankes, den er gewiß sorgsam memoriert hatte, aufgeschrieben war. Er las den einfachen Satz ab, aber auch nicht fließend; die Kehle war ihm wie zugeschnürt, es flimmerte ihm vor den Augen.

Ein kräftiges Hoch machte der qualvollen Situation des Freundes glücklicherweise ein schnelles Ende. — —

Freiligrath ließ sich zunächst in Stuttgart nieder und nahm später seinen Wohnsitz in dem nahegelegenen Cannstatt. Seit jener Zeit hat zwischen uns ein reger brieflicher Verkehr bestanden, der bis zu den letzten Tagen seines Lebens gereicht hat; seine freudigste und liebevollste Teilnahme hat mich seitdem begleitet. Als die „Gegenwart" ins Leben gerufen wurde, war er einer der ersten, der uns seinen Beistand zusicherte; und die zahlreichen Beiträge aus Freiligraths Feder zeigen, daß er Wort gehalten hat. Daß ihm der Herausgeber der „Gegenwart" dafür besonders dankbar war, wird man leicht begreifen, denn Freiligrath hatte eine entschiedene Aversion gegen die Veröffentlichung seiner Gedichte in Zeitschriften.

Im März 1872 schrieb er mir: „Ich hatte eigentlich vor, es ebenso wie Fritz Reuter zu machen und der Journalschreiberei ganz zu entsagen; nun haben Sie mich dennoch wieder hineingelockt, und Keil, Hallberger, Friedländer und andere grollen mir, daß ich mich durch S i e (mit dem großen S) und nicht durch s i e (mit dem kleinen s) habe verlocken lassen. Daß ich Ihnen im

vorigen Sommer nicht in den ‚Bazar'*) gefolgt bin, bedaure ich übrigens nicht. Ich dachte damals: wie der Vogel von Zweig zu Zweig, so hüpft der Lindau von Blatt zu Blatt, und der Teufel mag ihm nachhüpfen. Er hat gut hüpfen und pfeifen, der Leichtfittich! Unsereins ist schwerer und schwerfälliger! — Und siehe da, kaum haben Sie sich auf dem ‚Bazar' niedergelassen, so flattern Sie auch schon wieder zur ‚Gegenwart' — wohin ich Ihnen, wie Sie nachgerade einsehen müssen, sehr gern nachgeflattert bin."

Die ersten Gedichte, die Freiligrath in der „Gegenwart" veröffentlichte, waren Übersetzungen von Bret Harte, jenem originellen Kalifornier, den Freiligrath zuerst in Deutschland bekannt gemacht hat. Die ursprüngliche und eigenartige Poesie des amerikanischen Dichters ergriff mich tief, gleich nach den ersten Liedern, die ich von ihm kennen lernte. Freiligrath freute sich aufrichtig darüber, daß wir in diesem Punkte einer Meinung waren, und wohl in zehn, zwölf Briefen sprachen wir von nichts anderem als von Bret Harte.

„Ja, was sagen Sie zu diesem Angelsachsen, jenseit des Ozeans," schrieb er mir. „Ist das nicht eine Verdeluft? Dichtet und trachtet das nicht allerliebst? Und ist es nicht vernünftiger und verdienstlicher, die Heimat mit diesen neuen und neuesten Erzeugnissen der stammverwandten Fremde bekannt zu machen, als zum Beispiel immer und immer wieder am Shakespeare herumzutüfteln und den Schlegel überschlegeln zu wollen? Das neue Land und die neue gärende Gesellschaft, ihre Eigentümlichkeiten und ihre Wunderbarkeiten, ihr Anziehendes und ihr Abstoßendes, ihr Ringen und Werden und Wachsen — alles das will auch poetisch festgehalten und beleuchtet sein; und das treibt und drängt dann zur Produktion, und ein junges Talent folgt auf das andere."

Bei einer anderen Sendung schrieb er: „Ist das heutige Lied nicht wieder allerliebst? Wie reizend ist namentlich die dritte Strophe! Die Grashalm-Bajonette haben es mir wirklich an-

*) Im Sommer 1871 redigierte ich als Nachfolger Rodenbergs und Karl Heigels kurze Zeit die literarische Beilage zum „Bazar" — nur wenige Nummern.

getan." Freiligrath spricht von dem Gedicht: „Eine Friedensbotschaft" (Nr. 17, 1. Bd.). Der Kalifornier führt Regen und Wind als redend ein und preist den Sturm der Elemente im Vergleich zu den kriegerischen Stürmen auf der Erde. Regen und Sturm sagen — und das ist die Strophe, auf die Freiligrath anspielt —:

„Hier wasch' ich nicht von Flecken rein
Ein Feld, zerstampft und wüst;
Kein Banner schwing' ich, außer dem,
Womit der Wald mich grüßt.
Am Berg, wo ausgestellt der Lenz
Sein allerfernst Pikett,
Weck' ich in Halmenspitzen nur
Bajonett an Bajonett."

Für solche poetischen Feinheiten, wie das wirklich reizende Bild von den Halmspitzen, die da Bajonette sind von der Heerschar des Frühlings, — dafür mußte der echte Dichter, wie Freiligrath, die volle Empfänglichkeit besitzen.

Mit welcher Sorgfalt und peinlichen Genauigkeit Freiligrath an seinen eigenen Gedichten und Übersetzungen feilte und immer wieder feilte, dafür ist fast jeder seiner Briefe ein Beleg. Er ruhte und rastete nicht, bis er das rechte Wort gefunden, und nahm, wenn die Zeit drängte, auch den Telegraphen in Anspruch, um noch eine Verbesserung anzubringen, von deren Zweckmäßigkeit sich selbst die Elite der gebildetsten Leser kaum eine Vorstellung machen kann. Am 27. März 1872 zum Beispiel schrieb mir Freiligrath: „Wenn es noch Zeit ist, so möchte ich um Abänderung eines Wortes in der ‚Mormonenpredigt' bitten. In der fünften Zeile der dritten Strophe muß es heißen:

T r a f e n das Wasser am richtigen Ort,

statt:

F a n d e n das Wasser usw.

Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie (wie gesagt, wenn es noch Zeit ist) die Verbesserung gütigst vor sich gehen lassen wollten. F a n d e n wäre schon gut, aber wenige Zeilen darauf kommt: f a n d' i c h. Der Fehler hat sich beim Abschreiben eingeschlichen."

Nicht nur für die fernen, auch für die heimatlichen Dichter

schlug Freiligraths warmes Herz. Seine Seele war frei von kleinlichem Dichterneid, er sah das Schöne ungetrübt und ließ den wohltätigen Zauber ganz auf sich wirken.

„Welch ein edles, vollendetes Gedicht", schrieb er mir aus London im September 1873, „war doch jüngst in Ihrem Blatt jenes herrliche: ‚Jenseits der Alpen' von Emanuel Geibel. Ich habe es hier in London mit freudiger Bewunderung genossen. Möchten Sie doch bald etwas gleich Schönes aus Geibels Feder bringen! Einen reineren Trunk aus dem kastalischen Quell können Sie die ‚Gegenwart' nicht tun lassen."

Die persönlichen Mitteilungen in Freiligraths Briefen brachten in den letzten Jahren viel Trauriges über ihn und seine Familie. Seit Mitte des Jahres 1875 zeigten seine Briefe, sobald er über sich selbst sprach, eine tiefe Verstimmung. Er litt und hatte wenig Hoffnung, daß sein Leiden gehoben werden würde. Nur seine redaktionelle Tätigkeit an dem „Illustrated Magazine" von Hallberger, der er sich mit der freudigsten Hingabe widmete, brachte etwas Licht in diese düsteren Tage. Aber immer und immer kehrten die trübseligen und traurigen Worte wieder; namentlich der Tod seines hoffnungsvollen und liebenswürdigen Sohnes Otto, der als Einjähriger bei der Garde in Stuttgart eingetreten war, ging dem unglücklichen Vater entsetzlich nahe. Otto war der einzige, der noch bei den Eltern war. Die beiden Töchter waren in England verheiratet — die älteste, sehr begabte Käthe hat die Gedichte ihres Vaters meisterhaft ins Englische übersetzt —, und auch seine beiden Söhne hatten im Auslande als tüchtige Kaufleute ihre Heimat gefunden. Mit ihnen allen und mit seiner prächtigen, geistvollen Frau lebte er in ungetrübter Innigkeit. Und in der schmerzlichen Stunde des Abschieds durften die Seinen mit dem Bewußtsein sich trösten, die Worte des edlen Toten beherzigt und ihr ganzes Leben lang durch die Tat zur Wahrheit gemacht zu haben:

„Und wer dir seine Brust erschließt,
O tu ihm, was du kannst, zulieb'!
Und mach ihm jede Stunde froh,
Und mach ihm keine Stunde trüb!"

Hoffmann von Fallersleben

Ein früher mehr Genannter als Gekannter, dann Vergessener hat jetzt — vierzig Jahre nach seinem Tode — das erreicht, wonach er sich von jeher gesehnt hatte: volkstümlich zu werden; ich meine Hoffmann von Fallersleben, den Dichter des deutschen Trutz- und Liebesliedes „Deutschland, Deutschland über alles!" Und diese Auferstehung hat alte Erinnerungen in mir geweckt, die ich hier erzählen will.

Es war im August des Jahres 1868; um die Mittagsstunde. Im Redaktionsbureau der „Elberfelder Zeitung" herrschte eine drückende Hitze. Das Blatt war unter der Presse. Ich hatte die fünfzig und etlichen Zeitungen, welche das tägliche Brot für mich als politischen Redakteur bildeten, durchflogen und mir einige Blätter zu ruhigerem Nachlesen beiseitegelegt. Ich hatte mir eben die fünfzehnte Zigarette angesteckt und dachte an nichts Besonderes, denn ich wollte gerade einen Leitartikel für die nächste Nummer schreiben.

Vor mir lag die „Neue Freie Presse" mit dem Trinkspruch, den Karl Mayer, der radikale Redakteur des Stuttgarter „Beobachter", beim Dritten Deutschen Bundesschießen in Wien ausgebracht hatte. Ich las die Prophezeiungen des süddeutschen Demokraten: „Wir in Süddeutschland sind in der Gefahr, daß das Ausland sich unsere Zersplitterung zunutze mache und sich hineinmische trotz der gebrechlichen Verträge, die uns mit Preußen verbinden." „Wie wahr!" sagte ich mir, und ich gähnte. „Aber wir wollen uns schützen vor den Gefahren der Einmischung des Auslandes, darum wollen wir Hand haben in der Verwaltung unserer auswärtigen Angelegenheiten." Ich gähnte noch einmal, es war gar zu heiß. Vom Zinkdach vor dem offenen Fenster drang die volle Mittagsglut langsam und unerbittlich in die kleine Stube. Es flimmerte mir vor den Augen, und ich schlief ein.

Plötzlich wurde ich durch ein unangenehmes Geräusch aufgeweckt. Ich sah meinen lieben Freund und Kollegen Doktor Fritz Volckmann von seinem unglaublichen Reitsessel herunterklettern und einen Fremden begrüßen. Kollege Schnaake hatte sich während meines Halbschlafs geräuschlos davongeschlichen,

und der dritte, das „Männchen", machte unentwegt seine unbrauchbaren Zeitungsausschnitte und hörte und sah nichts.

Selbst wenn dieser Fremde weniger mannhaft aufgetreten wäre, die Tür sanfter geschlossen und seinen volltönenden Baß etwas gedämpft hätte, würde schon seine seltsame Erscheinung genügt haben, um mich vollständig zu ermuntern.

Es war ein Hüne. Obschon er sichtlich schon ein respektables Alter erreicht hatte, hielt sich seine große, breitschulterige Gestalt doch noch merkwürdig stramm und gerade; nur der Kopf war etwas vornübergebeugt. In der einen starken Faust trug er einen ungeheuren Knüppel, vermutlich eine junge Eiche, die er in einer müßigen Stunde selbst entwurzelt hatte; in der anderen hielt er seine Mütze, die aus seinen Jugendjahren stammen mochte. Trotz der Mittsommerhitze waren seine Kleider, die allen Geboten der Mode trotzten, aus dickem Winterstoff gefertigt; über seinen Schultern hing ein gestrickter Schal. Von seiner Weste hatte er nur die beiden untersten Knöpfe zugeknöpft; sie bauschte weit auf und zeigte einen halben Quadratfuß des ungestärkten, ungeplätteten, aber ordentlich gemangelten Hemdes aus derber westfälischer Leinwand. Um den Hals hatte er ein breites Tuch aus feuerroter Seide geschlungen.

Der Kopf war bedeutend und, wie die ganze Erscheinung des Mannes, sehr eigentümlich. Um die hohe, mit tiefen Furchen durchzogene Stirn flatterte mähnenartig das ganz erbleichte, lange, struppige Haar. Das dunkle, kluge Auge war merkwürdig feurig und sprühte Leben und Lebenslust wie das eines zwanzigjährigen Jünglings. Die zahlreichen kleinen Falten an den Augenwinkeln gaben ihnen einen ganz verschmitzten Charakter. Man sah es diesen Augen an: sie mußten viel Schnurriges und Lächerliches beobachtet haben. Die starke Nase war schön geschnitten. Der breite, lachende Mund schien weniger zu spitzigen Bemerkungen als zu derben Scherzen geformt zu sein. Während die Backen und die Oberlippe ungefähr rasiert waren, war das Kinn mit einem langen, lockigen, weißgrauen Bart bedeckt, der bis auf die Brust herabreichte.

Als ich den rüstigen Alten mit seinem wettergebräunten, zufriedenen Gesicht vor mir sah, sagte ich mir: das muß ein recht

fideler Schiffsbaumeister sein. Er fragte nach mir; ich erhob mich und stellte mich ihm vor.

„Ich soll Sie von Ihren Kölner Freunden grüßen" — er nannte mir einige liebe Namen. „Ich bin eben hier angekommen und bleibe vier oder fünf Tage im Wuppertal. Können Sie mich gebrauchen? Ich meine, haben Sie in Ihrer Wohnung Platz für mich? Mein Name ist Hoffmann."

„So, so," antwortete ich in einiger Verlegenheit über die etwas ungenierte Einladung. „Hoffmann? Mir ist so, als ob ich Ihren werten Namen schon ... Hoffmann? Sagten Sie nicht so?"

„Hoffmann von Fallersleben," versetzte mein Gast.

„Das hätten Sie mir auch gleich sagen können, Herr Professor," rief ich freudig überrascht, indem ich ihm die Hand reichte. „Versteht sich, daß ich Platz für Sie habe, wenn Sie gar keine Ansprüche machen."

„Ein Sofa genügt mir."

„Über viel mehr habe ich auch nicht zu verfügen. Aber für genügsame Leute genügt's, nicht wahr, Schnaake? ... Ach so, der ist schon wieder an den Brunnen gegangen. ... Also Sie kommen aus Köln? Geben Sie mir Ihren Gepäckschein; ich will Ihren Koffer von der Bahn holen lassen."

„Mein Gepäck? — Da liegt es," sagte er, indem er auf eine verschossene kleine Reisetasche wies, die er beim Eintreten auf den der Tür nächststehenden Stuhl geworfen hatte.

„Um so besser. Da können wir uns gleich bei mir häuslich einrichten," gab ich zur Antwort.

„Ich will Sie nicht stören," sagte Hoffmann. „Sie werden doch nicht ohne weiteres Ihre Arbeiten unterbrechen können. Erledigen Sie ruhig Ihre Angelegenheiten, ich lese inzwischen die Zeitungen."

„Meine Arbeiten?" entgegnete ich. „Richtig! Es ist ja wahr, ich hätte noch etwas über das Schicksal von Europa zu verfügen. Just als Sie eintraten, war ich in tiefe Gedanken versunken über die Gefahren, die uns vom Auslande her bedrohen. Aber das besorgt mein Freund Volckmann geradeso gut wie ich. — Bitte, lieber Volckmann, nimm es heute auf dich, die europäischen Mächte auf ihre Aufgaben aufmerksam zu machen; sorge für Allianzen

und ein schlagfertiges Heer. Kurz und gut: schreibe du den Leitartikel!... Lieber Professor, ich bin der Ihrige."

Wir gingen in meine nur wenige Schritte von der Redaktion entfernte Wohnung. Hoffmann blieb unterwegs wenigstens vier-, fünfmal stehen. Er hatte die Eigentümlichkeit, alle Firmenschilder zu lesen und die Namen, die ihm einigermaßen bezeichnend erschienen, aufzuschreiben. Er erzählte mir, daß er ein Buch über deutsche Eigennamen zu schreiben beabsichtige. Ich weiß nicht, ob er seine Absicht ausgeführt hat.

Wenn mich ein Fremder besuchte, geriet ich nie in Verlegenheit. Ich wußte, daß es mich wenig Anstrengung kosten würde, um ihm einen heiteren und angenehmen Abend zu verschaffen. Da war ja das Haus meines lieben Freundes Ludwig von Lilienthal, des Vaters des inzwischen zu hohem Ansehen aufgestiegenen Kriminalisten Karl von Lilienthal (Heidelberg), das jedem von mir Eingeführten stets gastfrei geöffnet war und in dem der unverwüstliche Humor und die vollkommen künstlerische Bildung des Wirtes für Erheiterung und Belehrung allezeit sorgten. Nachdem sich Hoffmann seiner Reisetasche entledigt hatte, führte ich ihn also zu meinem Freunde, und es wurde sofort eine gemütliche Zusammenkunft für den Abend verabredet.

Der alte Herr führte sich bei meinem Freunde dadurch ein, daß er ihm schon beim ersten Glas Wein die allerältesten Meidinger vorsetzte. Aber er lachte so herzlich über die Pointen, daß wir, nicht aus Höflichkeit, sondern durch die wohltuende Heiterkeit des Erzählers angesteckt, in das Lachen mit einstimmten.

„Kennen Sie den Unterschied zwischen einem Renntier und einem Briefträger?" fragte Hoffmann, und wir waren höflich genug, die Frage zu verneinen. Er gab uns die überraschende Aufklärung über den bemerkenswerten Unterschied, daß nämlich das Renntier im Norden lebt, in Netzen gefangen und gemolken wird, was sich der Briefträger nicht gefallen zu lassen braucht; und wir schüttelten uns vor Lachen.

Bei Tische erzählte mir Hoffmann die Anekdote von dem Offiziersburschen, der alle Streichhölzer schon probiert hat und sich wundert, daß sie nachher nicht mehr brennen. Und er erzählte die Geschichte wieder mit einem solchen Vertrauen auf die Neuheit,

mit einem so klangvollen, markigen Organ und einem so vollen, innigen Gelächter zum Schluß, daß ich abermals mitlachen mußte und alle übrigen in der Gaststube Anwesenden, denen kein Wort hatte entgehen können, fröhlich mit einstimmten. Im Zeitraum von zehn Minuten war Hoffmann in der Restauration eine bekannte und sympathische Persönlichkeit, das Gespräch war ganz allgemein, und als ich mich entfernen mußte, um die eingegangene Nachmittagspost zu erledigen, war Hoffmann gerade dabei, den Leuten ein Studentenlied vorzusingen. So etwas hatten die Elberfelder in ihrem Leben noch nicht gehört.

Gegen Abend kletterten wir also zum Döppersberg hinauf. Da lag die prachtvolle Villa meines Freundes, mit weitem Rundblick auf die herrliche Gegend. Die Lilienthalsche Tafelrunde war zu Ehren des erwarteten Gastes voll besetzt. Von der „Wuppertaler Dichterschule" fehlte nur einer: Karl Siebel; den hatten wir vor einigen Monaten zur Ruhe geleitet. Die anderen ließen es sich nicht nehmen, den berühmten Bruder in Apoll herzlich zu begrüßen.

Aus ihren Kontoren waren herbeigeeilt: Emil Rittershaus, der volkstümlichste und erfolgreichste unter ihnen, der freudige, feurige Barde, der alles, was ein vaterländisches Herz bewegte, in kräftigen, volltönenden und wohllautenden Akkorden zu feiern wußte, ein Stegreifdichter und zugleich Rezitator, wie man deren selten findet; der biedere Karl Stelter, der, aus ärmlichsten Verhältnissen hervorgegangen, sich immer strebend bemüht hatte, sein Ränzel, das die Schule leer gelassen, durch eisernen Fleiß nachträglich zu füllen; Friedrich Röber, der einzige Dramatiker unter den Wuppertaler Dichtern, ein wirklich erstaunlicher Autodidakt, der sich in den spärlichen Mußestunden, die seine Stellung als Angehöriger, später Teilhaber des bedeutendsten Wuppertaler Bankhauses ihm gewährte, eine wahrhaft universale Bildung angeeignet hatte und mit seinem lyrischen Kollegen Karl Siebel das Schicksal teilen sollte, daß seinen von klassischem Geiste durchtränkten Dichtungen die verdiente Anerkennung versagt geblieben ist. Nicht viel besser erging es auch dem einzigen akademisch Gebildeten des Dichterkreises: Doktor Albert Roffhack, der ein ganz reizendes satirisches Epos, „Die Leiden

der jungen Lina", und einen Band feinfühliger und formschöner Gedichte veröffentlicht hatte. Er war damals Assessor, zuletzt Geheimer Regierungsrat in der Straßburger Verwaltung. Ein kluger, feinkritischer Kopf und prächtiger Mensch.

Zu den Stammgästen des Döppersbergs gehörten noch Ernst von Eynern, der ganz in der Politik aufging und später auch im Abgeordnetenhause als einer der Führer der Nationalliberalen eine wichtige Rolle gespielt hat, und endlich der hervorragende Maler und begabte Musikus Richard Seel. Er hatte in seinen jungen Jahren sehr viel versprochen und im reifen Alter sehr wenig gehalten.

„Die verwünschten Weiber!" klagte er mir einmal, als wir allein bei einem Glase Mosel zusammensaßen. „Die sind an allem schuld! Was hätte ich werden können! ... Na, sprechen wir nicht darüber! ... Und was ist aus mir geworden? — Ein uninteressanter Bummler! Den dämlichsten Frauenzimmern bin ich nachgelaufen und habe mich von ihnen unterkriegen lassen. Es ist schauderhaft! Einmal, ein einziges Mal in meinem verpfuschten Leben durfte ich noch hoffen, aus meinem Jammer mich herauszuarbeiten. Da liebte ich wirklich die erste und einzige Frau, die mich verstanden hat. Wenn ich den Kopf hängen ließ, sie war es, die mich aufrichtete, die mich zwang, mich auf mich selbst zu besinnen, die mir Lust, Frische und Kraft zur Arbeit wiedergab — ein Engel!"

Er war wirklich ergriffen, als er so zu mir sprach, und ich wollte ihm irgendein tröstendes Wort sagen. Ich fand nichts und fragte teilnahmvoll: „Wer war denn der Engel?"

„Donnerwetter! — Wie hieß sie doch gleich?" versetzte er vollkommen unbefangen, hob das Glas und trank mir zu: „Prosit!"

Zu der kleinen auserwählten Schar guter Freunde, die sich an jenem Abend zur Feier des alten Fallerslebeners bei Ludwig von Lilienthal vereinigt hatten, hatte sich noch Bernhard Afinger, der Bildner des Arndt auf dem Alten Zoll in Bonn, gesellt.

Die rechte Stimmung war wie immer vom ersten Augenblick an da, und die ausgezeichneten Rheinweine, die unser Freund aus seinem renommierten Keller heraufgeschafft hatte, sorgten

dafür, daß sie nicht erlosch. Den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete natürlich der greise Dichter. Es tat ihm ersichtlich wohl, sich in einer Gesellschaft zu befinden, von der er überzeugt sein durfte, daß jeder einzelne ihn verehrte. Er schwieg nicht einen Augenblick. Er unterhielt sich und uns mit der Lebhaftigkeit eines jungen Studenten. Ernst und Scherz wechselten ab. Bald gab er eine alte Schnurre zum besten, bald sprach er verständig und mit der Bildung des Fachgelehrten über irgendeine sprachliche Eigentümlichkeit; und dabei leerte er einen Schoppen alten Steinbergers um den anderen, ohne daß auch nur die geringste Wirkung des starken Weines auf den stärkeren Mann wahrzunehmen gewesen wäre.

„Du mußt den Toast auf Hoffmann bringen," raunte ich meinem Nachbar Emil Rittershaus zu. Rittershaus, der ein Meister im Improvisieren war, machte auch keine Umstände. Er rückte den Stuhl etwas vom Tische ab, ließ die Gabel auf dem Tellerrande leise tanzen und summte tonartige Laute vor sich hin, die nur dem nächsten Nachbar vernehmbar waren. Sein Gesicht heuchelte die regste Teilnahme an dem allgemeinen Gespräch; aber ich wußte: mein korpulenter Freund denkt jetzt an ganz andere Dinge; er bereitet seinen Toast vor. Ich störte ihn also nicht — und richtig! Zwei oder drei Minuten darauf klopfte er an das Glas und sprach aus dem Stegreif folgende Begrüßungsverse:

Als Deutschland träumte, überm Ohr
Die weiße Zipfelmütze,
Wie sprangen, Hoffmann, da hervor
Keck deiner Lieder Blitze!

Wie fielen aufs Philisterpack
Die deutschen Hiebe nieder,
Der wucht'ge „Knüppel aus dem Sack",
Die „unpolitischen Lieder".

Und wiederum — durch weiten Kreis
Gar süße Klänge gleiten,
Als wär' es eine Volksweis'
Aus längst vergangnen Zeiten. —

Wohl mag des Lorbeers grünes Blatt
Dir, Mann, die Stirn umranken!

Für Altdeutsch und für Neudeutsch hat
Dir unser Volk zu danken!

Und wieder — wo beim Becherschwung
Sich hoch die Herzen heben,
Wer ist der Bursche ewig jung? —
Hoffmann von Fallersleben!

Dir, Mann, du ew'ger Jugend Bild,
Den Gruß beim Saft der Reben! —
Die Becher hoch! — Es gilt, es gilt
Hoffmann von Fallersleben! —

Damit war das Eis gebrochen. Hoffmann antwortete mit einem gereimten Dank auf seine liebenswürdigen Wirte. Aber seine Verse machten auf mich, ehrlich gestanden, den Eindruck, als seien sie nicht so improvisiert wie die von Rittershaus. Jedenfalls hätte er diesen ganz allgemein gehaltenen Dankspruch bei jedem geselligen Feste zum besten geben können. In einem zweiten Toast gedachte er seines alten Sang- und Kampfgenossen Ferdinand Freiligrath, der kurze Zeit vorher so manches liebe Mal an derselben Stelle gesessen und sich ebenfalls bei seinen Wuppertaler Freunden und Bekannten so schnell heimisch gefühlt hatte. „Heil ihm," rief Hoffmann,

„Heil ihm, der den geraden Pfad
Des Rechts und der Wahrheit gewandelt hat;
In edlem Zorneseifer zertrat
Allen Lug und Trug und allen Verrat
Am Vaterland und an Kirch' und Staat,
An der Menschheit Proletariat!
Heil ihm, der für die Freiheit früh und spat
Kämpfte wie ein tapfrer Soldat.
Sie bleibt seine Braut im Hochzeitsstaat.
Nie könnt' er werden ein Renegat,
Nie üben an seiner Verlobten Verrat;
Und hielt' ihn gefangen Kosak und Kroat,
Und säh' er nur Blut- und Tränenbad,
Und würd' er begnadet zu Galgen und Rad,
Er bliebe der Freiheit Advokat
Mit Sang und Wort, mit Rat und Tat.
Und wenn einst ein Tag der Vergeltung naht,
Wenn gewogen wird Gesinnung und Tat,
Wenn die Ernte kommt für jede Saat,

Dann wird erkannt, was er ist, was er tat,
Dann ruft mit mir jeder Demokrat:
Hoch lebe mein alter Kriegskamerad!
Hoch Ferdinand Freiligrath!"

Man mußte ihn sehen, wie er diesen Trinkspruch sprach. Das war ein Feuer, eine Begeisterung! Da richtete er den großen Kopf auf, wie Blitze schoß es aus seinen Augen, sein wundervolles Organ erklang mächtig und ergreifend. Der alte Mann war wirklich wunderschön in diesem Augenblick. Nun begann der greise Dichter, dieweil eine Flasche nach der anderen geleert wurde, ein Gedicht um das andere von sich vorzutragen, und ich habe nie so sehr die Wahrheit des Goetheschen Wortes empfunden: „Der Vortrag macht des Redners Glück" wie in diesen Stunden. Er rezitierte Altes und Neues von sich. Es war zum Teile kaum Mittelgut zu nennen, aber durch die Wärme, mit der er seine Worte durchglühte, gewannen auch die wenig bedeutenden seiner neuen Dichtungen eine so wunderbare Frische und Lebendigkeit, daß wir allesamt geradezu hingerissen waren. Man hatte eben immer das Gefühl: der Mann glaubt vollständig an sich; so kann nur ein Mensch sprechen, der von der Wahrheit seiner guten Sache tief überzeugt ist. Wir befanden uns schließlich in einer Stimmung, in der wir für alles, was an Poesie streift, empfänglich waren und den kritischen Sinn ganz verloren hatten.

Zu guter Letzt — wir waren auf den Altan getreten; im Osten schimmerte schon ein leichter Lichtstreifen und verkündete das Ende der kurzen Nacht; das schmale, sonst so lebhafte Tal mit seinen hohen Fabrikschloten lag in tiefem Schweigen vor uns — zu guter Letzt begann der Alte auch zu singen. Wenn ein Fremder unsere Gruppe beobachtet hätte, er würde uns sicherlich für recht überspannt gehalten und den Mund zu einem spöttischen Lächeln verzogen haben. Aber ich kann sagen, wir empfanden nichts, was auch nur im mindesten den Spott gestreift hätte; für uns alle war es ein rührendes, ein erhebendes Schauspiel, den siebzigjährigen Jüngling vor uns zu sehen und seinen Liedern zuzuhören, die er mit einer noch wunderbar klangvollen und frischen Stimme ohne irgendeine instrumentale Begleitung vortrug. Er sang Kinderlieder, Studentenlieder; es war ganz seltsam rührend.

Und die Nacht war so herrlich, und der Wein war so gut, und der blasse Lichtstreifen erglühte, und die wundervolle Farbenpracht des nahenden Morgens erglomm auf dem östlichen Himmel. Ein früh ermunterter Vogel begann zu zwitschern, ein zweiter antwortete ihm: es war Zeit, den Heimweg anzutreten. Wir alle waren in „gehobener Stimmung" — der Ausdruck ist durch die Zeitungsreporter in Mißkredit gekommen, aber er entspricht hier der Tatsache. Wir verabschiedeten uns von unserem liebenswürdigen Wirte und stiegen in das Tal hinab.

Es mochte vier Uhr morgens sein, als wir vor meinem Häuschen in der Kampstraße ankamen.

„Was seid ihr Wuppertaler nette Leute," sagte mir Hoffmann, „ich habe seit langen Jahren nicht einen so frohen Abend verbracht." Und er hauptsächlich hatte dafür gesorgt.

Ich hatte für meinen Gast in dem an meine Schlafstube anstoßenden Arbeitszimmer ein Bett herrichten lassen. Die Tür stand offen, und während wir uns entkleideten, erfreute mich Hoffmann durch die Geschichte von dem Offiziersburschen und den Streichhölzern, die er mir am Vormittag bereits erzählt hatte. Ich lag schon in meinem Bette und hörte auch das seinige unter der Wucht des mächtigen Körpers knacken; sein derbes Lachen über die Pointe war noch nicht verhallt, als es schon durch ein tiefes, seufzerartiges Gebrumme abgelöst wurde. Ich horchte auf. Die Töne wiederholten sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit.

„Herr Professor," rief ich von meinem Bett aus, „kennen Sie den Unterschied . . ." Ich wartete einige Sekunden — keine Antwort. Die Töne nahmen an Fülle und Umfang zu. „Herrgott, er schnarcht!" rief ich ganz entsetzt. Ich sprang aus meinem Bette, um mich von dem Ungeheuren zu überzeugen. Und richtig! Da lag er, der vor einer Minute noch über die Geschichte des schlauen Offiziersburschen so herzhaft gelacht hatte, im tiefsten Schlummer wie ein Kind in der Wiege — und er schnarchte! schnarchte!! Ich hatte in meinem Leben solche Töne nicht gehört. Beim Ausatmen spitzte sich sein Mund und gab ein flötenartiges Pfeifen von sich, beim Einatmen aber kam ein donnerartiges Röcheln, ein Schnarchen zuwege, wie es der kühnste Akustiker sich kaum vorzustellen vermag. Es war ganz vergeblich, daß ich die Tür schloß; der

intensive Ton drang fast unvermindert bis zu mir. Aber ich war zu müde und schlief doch endlich ein. Um sieben Uhr morgens wurde ich durch die geräuschvolle Toilette meines Gastes wieder geweckt. Es war mir lieb, denn ich mußte kurz nach acht Uhr auf der Redaktion antreten, um die Geschicke der Völker zu lenken.

Wir haben noch einige frohe Tage im Wuppertale zusammen verbracht. Als ich ihn auf die Bahn begleitete — er fuhr nach Höxter zurück —, fragte ich ihn, ob er jederzeit Urlaub nehmen könne, oder ob ihn seine Bibliothekarstelle in Corvey sehr in Anspruch nehme.

„Nicht allzu sehr," sagte er mir lachend. „Sechs Monate im Jahre verreise ich, und die übrigen sechs Monate ist die Bibliothek geschlossen."

Vierzehn Tage darauf schickte er mir von Corvey aus eine große Photographie von sich mit der Unterschrift:

Und hab' ich nicht errungen,
Wonach mein Geist gestrebt,
So hab' ich doch gesungen,
Geliebet und gelebt.

Zur Erinnerung an frohe Stunden im Wuppertal.

Hoffmann von Fallersleben.
Schloß Corvey an G's G. T. 1868.

Ich zerbrach mir den Kopf, was diese Buchstaben zu bedeuten hätten. Schließlich kam ich dahinter: an Goethes Geburtstage.

Im Begleitschreiben sagte er mir: „Daß meiner Sommerfrische am Rhein ein frischer Sommer an der Wupper noch folgte, ist Ihr Werk, und ich kann Ihnen nicht genug dafür danken. Hoffentlich sehen wir uns bald einmal wieder und knüpfen ans fröhliche Ende den fröhlichen Anfang wieder an."

Alle diejenigen, die mit ihm in Korrespondenz gestanden haben, werden sich über die merkwürdig originelle Handschrift des Dichters gefreut haben. Er malte wie ein Mönch seine mittelalterlichen Züge.

* * *

Hoffmann von Fallersleben hat ein eigentümliches Schicksal gehabt. Er war ein sehr tüchtiger Germanist; aber seine höchst respektabeln Schriften würden gewiß nicht dazu ausgereicht haben, ihm den klangvollen Namen zu verschaffen, dessen er sich zeitlebens zu erfreuen hatte und der beim ersten Anschlag der Sturmglocke jetzt wiederum mit verstärkter Klangfülle durch unser Vaterland hallte.

Auch sein vielbewegtes Leben würde das kaum erklären können. Er wurde anfangs der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts durch die damals allgewaltige krasse Reaktion von der Professur der deutschen Sprache an der Universität Breslau abgesetzt und durchstreifte nun lange Jahre ruhelos Deutschland und auch die Fremde, aus der es ihn indessen immer wieder nach seinem geliebten Vaterlande zurücktrieb, ohne daß er festen Fuß hätte fassen können. Endlich, im Jahre 1860, als Hoffmann das sechzigste Lebensjahr bereits überschritten hatte, gewährte ihm der edelgesinnte Herzog von Ratibor, ein durchaus vorurteilsfreier, vornehmer, menschenfreundlicher Aristokrat von bestem Schrot und Korn, die Möglichkeit, dies rastlose Dasein in Ruhe und Behaglichkeit würdig zu beschließen. Der herzoglichen Familie gehört das bei Höxter in Westfalen schön gelegene alte Kloster Schloß Corvey, das eine sehr bedeutende, interessante und umfangreiche Bibliothek enthält; durch eine Familienstiftung fließt ihr jährlich eine erhebliche Summe zu, die zur Anschaffung neuer wertvoller Werke und zur Anstellung eines wissenschaftlichen Bibliothekars verwendet wird.

Herzog Viktor von Ratibor, der Vater des jetzigen Herzogs und Bruder des verstorbenen Fürsten Chlodwig Hohenlohe, unseres früheren Reichskanzlers, des geistvollen Kardinals Hohenlohe und des früheren Ersten Oberhofmeisters des Kaisers von Österreich, Prinzen Konstantin Hohenlohe, ernannte Hoffmann von Fallersleben zum Bibliothekar von Corvey. Da, in wunderschöner, friedlich-anmutiger Natur, in den ehrwürdigen Räumen des alten Klosters, umgeben von seinen zärtlich geliebten Büchern, abgeschlossen von allem Hader und allen widerwärtigen Kleinlichkeiten, die ihm seine schönsten Mannesjahre vergällt hatten, in einer Einsamkeit, wie sie sich der gelehrte Forscher nicht schöner denken

kann, fand er die volle Befriedigung in der Tätigkeit, die seinen Neigungen und Fähigkeiten am meisten entsprach. Und als Bibliothekar von Corvey ist er gestorben.

Aber an den vor langen Jahren wegen seiner vorgeblichen demokratischen Umtriebe Verfemten dachte kein Mensch mehr; und die germanistischen Studien des Gelehrten hatten den engst begrenzten Kreis der Fachgenossen wohl kaum überschritten. Seine Popularität verdankte er ausschließlich seiner Dichtung. Ich möchte nicht unehrerbietig erscheinen, aber wenn ich ganz aufrichtig sein soll, darf ich nicht verschweigen, daß es mir immer schwer verständlich gewesen und jahrelang auch geblieben ist, wie man gerade den Dichter Hoffmann von Fallersleben so hoch hat stellen können.

Als ich zu Hoffmann in persönliche Beziehungen trat, mußte ich mir gestehen, daß ich von seinen Dichtungen herzlich wenig kannte, und ich beeiferte mich, nun sofort das bisher Versäumte nachzuholen. Ich konnte mich, ehrlich gesagt, einer starken Enttäuschung nicht erwehren. Vergeblich suchte ich nach dem, was eigentlich den Dichter ausmacht — man nennt es heutzutage, glaube ich, „die persönliche Note". Es waren Dichtungen wie andere mehr, mit einem Übermaß von abgebrauchten Reimen, ohne originelle Farbe, und als ich vieles gelesen und dabei wirklich recht wenig empfunden hatte, war mein Wissensdurst gestillt. Den Dichter, den ich suchte, hatte ich nicht gefunden. Nicht viel anders erging es mir, als ich neuerdings aus der hintersten Reihe im oberen Regal meiner Bibliothek den bestaubten Band hervorholte und nun, nach über vierzig Jahren, einige zwanzig der „Ausgewählten Dichtungen", die ich seit dem inzwischen verflossenen Menschenalter natürlich längst vergessen hatte, wieder las. In Form und Inhalt waren diese Gedichte auf mich nicht eindrucksvoller geworden. Und dennoch fand ich in ihnen die Lösung des Rätsels, nach der ich gesucht hatte: wie ein Mann von wirklich nicht sehr erheblichen dichterischen Qualitäten es zu so unbestreitbarem Ansehen als Volksdichter hat bringen können.

Es war die Liebe zu seinem deutschen Vaterlande. Eine überschwengliche, tiefe, ehrliche, rührende Liebe, wie sie in den meisten seiner Dichtungen zu volltönendem Ausdruck gelangt.

Er vergöttert sein Vaterland und umschlingt es, um ein wiederholt von ihm gebrauchtes Bild anzuführen, mit leidenschaftlicher Inbrunst „wie eine Braut". Darüber hatte ich in früheren Jahren achtlos hinweggelesen. Nun aber, da das Gefühl des deutschen Vaterlandes tiefer denn je in unsere Herzen eingeschlagen ist und mit einer Glut in uns auflodert, die wir selbst kaum geahnt hatten, nun packten mich Hoffmanns begeisterte Worte gehörig, und ich erkannte, daß ich ihm mit meiner kritischen Kühle Unrecht getan hatte. So heiß, wie er Deutschland geliebt hat, kann nur ein Dichter lieben.

In vollstem Akkorde und in wundervoller Harmonie hallen alle diese patriotischen Hymnen zusammen in dem Jubelruf, mit dem „Das Lied der Deutschen" anhebt:

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!

Diese wenigen, in ihrer Einfachheit ergreifenden und tief empfundenen Worte sind es, die den Dichterruhm Hoffmanns von Fallersleben fest begründet haben, und sie werden noch unberechenbar lange Zeit dem Sturm der Zeiten trotzen; diese neun Worte — tatsächlich nicht mehr — denn alles, was nun folgt, hat wirklich nicht viel zu bedeuten. Eines volleren und umfassenderen Ausdruckes ist die Liebe zum Vaterlande wohl auch nicht fähig. Die Liebe zum Vaterlande — so hat es der Dichter gemeint, so fühlt es das deutsche Volk, wenn es jetzt mit diesem Ruf ins Feld zieht.

Ahnungsvoll hat der hartknochige Norddeutsche sein Lied an die Deutschen, „Deutschland, Deutschland über alles!", der innigen Volksweise des behaglichen Österreichers Joseph Haydn unterlegt, und diese Verbrüderung spezifisch deutscher und spezifisch österreichischer Dichtung hat der herrlichen Waffenbrüderschaft, wie sie sich jetzt auf dem Schlachtfelde feierlich und wundervoll offenbart, einen vollen und echten Ausdruck gegeben, dem an tiefer Wirkung in Wort und Ton keine andere Kriegsdichtung unserer Gegenwart gleichkommt.

Außer diesem himmelhoch jauchzenden „Deutschland, Deutschland über alles" ist eigentlich nur noch der Anfang des Liedes

„Auf der Wanderung“ namentlich durch die Kommersbücher und in akademischen Kreisen populär geworden:

Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald,
Da wachsen unsre Reben.

Das hat freilich ein Dichter von stärkerem Kaliber, der brave Matthias Claudius, auch schon gesagt:

Am Rhein, am Rhein,
Da wachsen unsre Reben.

Aber das tut nichts zur Sache.

* * *

In Leipzig suchte er mich zwei Jahre später noch einmal auf. Schon zu jener Zeit fand ich ihn merklich und schnell gealtert, und die neuesten Gedichte, welche die Zeitungen von ihm brachten, bestätigten auch eine entschiedene Abnahme seiner geistigen Eigenschaften. Es war also nicht der fröhliche Wiederanfang, auf den er gehofft hatte; es war schon das traurige Ende.

In der Dämmerung eines kalten Januartages 1874 ist Hoffmann von Fallersleben auf dem altersgrauen Friedhofe an der Klosterkirche zu Corvey bestattet worden. Ernst Scherenberg, mein Nachfolger in der Redaktion der „Elberfelder Zeitung“, rief dem dahingeschiedenen prächtigen Greise die innigen Verse nach:

Deutschland galt dein erstes Lieben,
Deutschland galt dein letztes nur;
Ja, du bist ihm treugeblieben,
Deinem edlen Sängerschwur.
Riefst ihn frohen Liederschalles
Jubelnd einst zum Himmelszelt:
„Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!“

Und erfüllt ward dein Vertrauen
Auf des deutschen Volkes Kraft;
Durftest noch im Spätrot schauen,
Wie das Reich sich aufgerafft;
Wie voll mächt'gen Widerhalles
Siegreich scholl von Belt zu Belt:
„Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!“

Und du fielst! — Aus deinen Händen
Sank des Liedes Feldherrnstab!
Unsre letzten Grüße senden
Trauernd wir dem Dichtergrab.
Aber dann — wie Donner hall' es —
Steig' der Schwur zum Sternenzelt:
„Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!"

* * *

Leipzig war die Mittelstation auf dem Wege, der mich im Hochsommer 1871 aus der „Provinz" nach Berlin zurückgeführt. In die Zeit meines Leipziger Aufenthaltes fallen die Ereignisse des Deutsch-Französischen Krieges, von der Kriegserklärung bis zum Friedenschluß; es ist natürlich, daß meine Erinnerungen aus jenen Tagen mehr an diese großen Ereignisse als an persönlich Erlebtes anknüpfen.

Eigentlich war es nur eine Bekanntschaft, die mir den Aufenthalt an der Pleiße wertvoll machte: Heinrich Laube wurde mir ein warmer Freund und kluger Berater. Aber er war in Leipzig ein nicht einmal gern gesehener Gast. Mit Leib und Seele gehörte er nach Wien, wo er als Direktor des Burgtheaters seine dramatische Tätigkeit begonnen hatte und als Direktor des Wiener Stadttheaters beschließen sollte. Und mit den Burgtheaterdirektoren Dingelstedt und Wilbrandt werde ich ihm in Wien wiederbegegnen.

Berlin wurde nun für mich während der nächsten zwanzig Jahre ständiger Aufenthalt. In dieser Zeit begründete ich die „Gegenwart" und „Nord und Süd" und arbeitete fleißig für die Bühne. Als Redakteur trat ich mit vielen angesehenen Schriftstellern, als Autor mit dramatischen Künstlern in nahe Beziehungen, und so wurde diese Berliner Periode wohl die ergiebigste meines Lebens. — Darüber möchte ich im nächsten Bande noch einiges sagen.

Register

A

Abdul Asis, Sultan 314, 316 f.
Aberglaube 271 f., 283 f.
About, Edmond 123.
Adam, Adolf 98 f.
Adel, napoleonischer III. 45.
Afinger, Bernhard, Bildner des Arndtdenkmals in Bonn 340.
Agoult, Gräfin d' 81.
Alton Shée, Graf d' 48.
Amt, Auswärtiges 247, 257 ff., 263.
Arndt, Ernst M., Denkmal auf dem Alten Zoll in Bonn 340.
Arnim, Graf Harry 124 ff., 246.
Auber und der Pariser Geschmack 72, 88, auf der Straße neben Scribe 94 f., Direktor des Konservatoriums 95, Scribe will ihn abholen 97, der „Schwarze Domino", die „Stumme" 88.
Auerbach, Berthold, befriedigt lächelnde Weisheit 201, Allüren eines literarischen Patriarchen 265, naive Freude an sich und seinen Leistungen 265 f.
Auerswald-Schwerin 264.
Augier, Emile, sein Schauspiel „Olympias Ehe" hundertmal ausgezischt 87, brieflicher Verkehr 127, Liebenswürdigkeit 128, Vorreden zu M. et Mme. Bewer (1882) und Mon ami Hilarius (1888) 133, rechtes Aufhören 135 f., „Die Fourchambault" 135, „Aventurière" 136, über ihn in Joseph Lehmanns „Magazin" 139.
Augustinus, peregrinus in saeculo 278.

B

Bach, Friedemann, von Brachvogel, ein latenter Narciß 226.
Ballett, Oper ohne B. ein „Mädchen ohne Augen" 75 f., das verheißene Tannhäuser-„Ballett" 82, B. in der Pariser Oper verlangt 87.
Bamberger, Ludwig 306.
Barnay, Ludwig (Narciß) 214.
Bassermann, Albert, Ähnlichkeit mit F. L. Lesueur 115.
Baumann, Paul, Jugendfreund 12, 20, 26.
Bayreuth, Pilgerfahrt 88 f.
Bazar, kurze Zeit i. J. 1871 redigiert 332.
Beauharnais, Blut der B. in der Familie des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern 163.
Beaumarchais als latenter Narciß 226.
Bebel, August 307.
Becker, Bernhard, Nachfolger Lassalles 195, tritt an die Spitze des „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins" 307.
— Hermann, Abgeordneter für Dortmund, der „rote B." genannt, später Mitglied des Herrenhauses 143 ff., veranlaßt Beiträge zur „Rheinischen Zeitung" 281 f., Journalistentag in Breslau (1868) 318, Hüne von Gestalt 329.
Beethoven mit Kaffeestippe und Strickstrumpf 14.
Begas, Reinhold und Grete 201.
„Beobachter", Stuttgarter, Redakteur Karl Meyer 335.
Béranger, Non, tu n'es plus Lisette 132.
Berg, Schauspielerin Fräulein, Mißgeschick 7.
Berlin, Dorotheenstädtische Stadtschule 9, Dorotheenstraße 9 ff., 20, Tiergarten 13 ff., 35, 249, 261, Hofjäger 14, Kemperhof 14, Mutter Gräberten 14, Sommers Salon 14 ff., Zelten 17 f., Revolution 17 ff., Viereck (Pariser Platz) und Achteck (Leipziger Platz) 18, Linden 19, 21, 23, 26, 261, Turn- und Fechtschule von Eyselen 19, Akademie 20, Charlottenstraße 19 ff., Schadowstraße 9, 20 f., 23, Friedrichstraße 23, Schloßplatz 23 ff., Breite Straße 23, 25, „Die lieben Berliner mit Bomben und Gra-

naten" 24, Köllnischer Fischmarkt 24, Roßstraße 24, Konditorei d'Heureuse 24, Königstraße 24, Alexanderplatz 24, Barrikaden 24, Lange Brücke 24 f., Brüderstraße 25, Werdersche Mühlen und Schloßfreiheit 25, Kranzlerecke 26, 28, Raucherlaubnis auf der Straße 26, Brandenburger Tor 26, 261, Palais 27, Hippelsche Weinstube 28, Wedding 28, Kossätenberge 28, Rehberge 28, 32, Keller von Niquet 29 ff., Dönhoffplatz 31, Brunnenstraße 33, Elisabethkirche 33, Gesundbrunnen 33, 35, Cholera 34 ff., Hasenheide 35, Moabit 35, Charlottenburg 35, Schöneberg 35, 262, Weißensee 35, Rummelsburg 35, Stralau 35, Treptow 35, Rixdorf 35, Halleſches Tor 35 f., Schafgraben 35 f., Laubenkolonien 35, Übersiedelung nach Berlin (1865) 199, (1871) 277, das Lehmann-Lehfeldtsche Familienhaus 199 ff., Berliner Gesellschaft 200 ff., Berlin W 242, Verein „Berliner Presse" 263, Französische Straße 264, Jägerstraße 281, Haußmanns Weinstube 281 ff.

Berlioz, Hector, höfliche, doch wirkungslose Kritik Richard Wagners im „Journal des Débats" 72, „Offener Brief an Berlioz" von Richard Wagner 72, der einzige Franzose, der seine Oper (Trojaner) gehört hat 73, Bestürzung über den Tannhäuserskandal 84, Überlassung der Kritik an d'Ortigue 85.

Berry, Herzog 95 f.

Berryer, Rossinis Freude über B.s Verheiratung 53.

Bischöfe, Autorität 125.

Bismarck, Arnims Kritik der Politik B.s 124 ff., B.s Kampf gegen Arnim 126 f., des „roten" Beckers Ansichten über B. 144 f., Stellung der „Düsseldorfer Zeitung" zu B.s innerer Politik 147, Bierabend bei B. 150, B. und Bucher 234 f., B. als Redner von Gumbinner nachgeahmt 244, B. als Kandidat der Konservativen 267, 306, 308 ff., B.s Wort vom „verfehlten Beruf" 277, Einführung des Allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts 292.

Blatt, Neues, Leitung in Leipzig 1869 übernommen 277.

Bloem, Rechtsanwalt 148, Verteidiger Lassalles 179 f.

Boeckh, August, Verfasser von Lassalles Grabschrift 196.

Boileau, Vorlesungen von Philarète Chasles über B. 47.

Bott, Jean, Geiger und Komponist (Das Mädchen von Korinth) 264.

Brachvogel, A. Emil, Narciß 202 ff., im Wolffschen Telegraphenbureau 203, 211 f., 233, 240, Manuskript in Goldpapier 204, Eindruck der Lektüre auf Ludwig Dessoir 205 f., B. als Kosinsky 206 ff., als Theatersekretär beim Kroll-Engel 208 ff., Jean Favard 208, B. als Geleiter der Zulukaffern 210, mangelhafte Bildung 211 f., Verbot der Aufführung des Narciß 213, Louis Schneiders Vermittlung 214, Erstaufführung 214 ff., Kritik von Titus Ullrich 218, Karl Frenzel 221, Theaterzufälle 218 ff., die Pagode 219 ff., Übersetzungsversuch 221 ff., „Sehnsucht" 223 ff., Friedemann Bach, Schubart, Beaumarchais 226, Erscheinung B.s 226 f., Statistik der Aufführungen 228, Tochter Helene 228 f., in Weißenfels und Eisenach 229.

Brandes, Georg 196.

Bret Harte und Freiligrath 332 f.

Brockhaus, F. A. 138.

Bucher, Lothar 196, 233 ff., 240.

Bühnenverein, Deutscher 128.

Bülow, A. von, später Gesandter in Bern und beim Päpstlichen Stuhl 260 f.

— Hans von 81, 164.

Bürgers, Heinrich, Redakteur 143, 145, Empfehlungsbrief für Willibald Schnaake 295 f., 300.

Buloz, Redakteur der Revue des deux Mondes 56.

Butler, General 238 f.

C

Caesar, Julius, Vorrede Napoleons III. 239.

Cambronne, General 40.

Camphausen, Wilhelm 165.

Champy, französischer Konsul in Leipzig, versucht eine Narcißübersetzung 223 ff.

Chasles, Philarète 47.
Chronegk, Ludwig 9 f.
Claar-Delia, Hermine 275.
Claretie, Jules, Führer durch Montmartre 128, Direktor des Théâtre Français 133.
Classen-Kappelmann 147, 330.
Claudius, Matthias 11, 349.
Corinth, Levis 226.
Corneille 109, 112.
Coßmann, Dr., das „Männchen" 288 f., 296 f., 301, 304, 336.
Courbet, Gustave 84, 114.
Courth, Faktor 151.
Cramer, Berichterstatter der Kölnischen Zeitung 137 f.

D

Dante 28, 315.
David, Vater 77 ff.
Dawison, Bogumil 214.
Débureau, von Jules Janin entdeckt 107 f.
Delia, Hermine, Leipzig 275.
Dessoir, Ludwig, Entdeckung des Narciß 203 ff., Darstellung 213 f., 216 f., 219.
Devrient, Emil, als Narciß 214.
Diderot 102, 139, 205, 221.
Dieffenbach 11, 13.
Dietsch 75, 81.
Dingelstedt, Franz von 138, 244, 350.
Döppersberg 320 f., 327, 339 f.
Dörthe 4 ff.
Dohm, Ernst, 201, 242, 266.
Dove, H. W. 283 f.
Dürer, Albrecht 165.
Düringer, Regisseur des Schauspielhauses 213, 215 ff., 219 f.
Düsseldorf, Preßverhältnisse 143 ff., Lassalles Prozeß 147, 169 ff., Prozeß wegen Abdruck von Lassalles Verteidigungsrede 147 ff., lokale Preßerfolge 151 ff., Katzenmusik 153 f., Theaterkritik 153 ff., Vierzigstes Niederrheinisches Musikfest 155 ff., 165, Einholung der Prinzessin Stephanie 160 f., Jägerhof 163, Dürers Geburtstag 165, Domhardts Hotel 174 f., 178, Verwechslung mit Lassalle 174 f., „Malkasten" 154, 159, 162, 164 f., 169, 196, 199, 275, 281, Breidenbacher Hof 268.
Dumas, Alexander, Vater 94.
— — Sohn 127, 133, 139.
Duncker, Franz 145.

E

Eckert, Kapellmeister, und Kathi E. 201.
Edelsberg, Philippine von 156.
Effertz 173.
Eichler, Dr., Ludwig 27 ff.
Elberfeld, Übernahme der Redaktion der E.er Zeitung 282, Redaktionstätigkeit 287 ff., Reichstagswahlen 306 ff., Kreis des Schloßherrn auf der Döppersberger Höhe 320 ff.
Elbers, Fritz 328.
Elias, Oratorium 157 ff., 264.
Encyklopädisten 139.
Engel, Joseph 209 f.
d'Ennery, Les massacres de la Syrie 139.
Erdmann, Otto 159, 165.
Etienne, Michael 314.
Eulenburg, Graf 190.
Eynern, Ernst von 328, 340.
Eyselen 19.

F

Felix, Rachel, Jules Janins Entdeckung 108 ff.
Feuilleton 100 ff., 277.
Figaro 75, 94 f., 133, 242.
Fiorentino 72.
Forckenbeck, Max von 267, 306, 308 ff.
Fortschrittspartei 125.
France, Anatole 137.
Franken, Maler 153 f.
Freie Bühne 202.
Freiligrath, Ferdinand 327 ff., 342 f., Otto und Käthe F. 334.
Frenzel, Karl 221, 263.
Friedländer, Max, Neue Freie Presse 264, Einladung zu Beiträgen 314 f., persönliche Bekanntschaft 318 ff., F. und Freiligrath 331.
Friedmann, Siegwart 214.
Friedrich Wilhelm IV. 213.
Fuchsius, Justizrat 148.

G

Gartenlaube und Freiligrath 328.
Gambetta und Graf Arnim 125.

Gautier, Théophile, Gedicht auf die Gräfin Kalergis 64, 66, Wagnerianer 73 f., 84, Erscheinung 94.
Gegenwart, Herausgeber 124, Redaktionsarbeit 245 ff., Freiligrath 331 f., Geibel 334.
Geibel, Emanuel, Jenseits der Alpen 334.
Glaßbrenner, Adolf, Wohnung des Bruders 36.
Gneist, Rudolf 306, 310.
Goethe, Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied ... 70 f., französische Übersetzungen 89 f., Jacobischer Garten 165, Gretchen und Klärchen 265, Faust 235 f., 290, Der Vortrag macht des Redners Glück 343, G.s Geburtstag 345.
Goldschmidt dirigiert den „Elias" 159.
Gounod, Charles, Faust 72.
Grabbe, Christian Dietrich, u. E. Brachvogels Narciß 226.
Grabow, altliberale politische Richtung 145.
Gräberten, Mutter, Berliner volkstümliche Bühne 14.
Gramont, Herzog von, Tannhäuserskandal 76, 81, 84.
Greuze, Jean-Baptiste 49.
Grevenberg, Frau, als Donna Anna in Düsseldorf 154, Tochter Frau Prasch-Grevenberg 154.
Grévy und Arnim 125.
Grimm, M. von, bei Brachvogel 205, 221.
Günther, Joh. Christian, und E. Brachvogels Narciß 226.
Guericke, Otto von, Festaufführung in Magdeburg 6.
Gumbinner, Moritz 244, 263.
Gungl, Joseph, Träume auf dem Ozean 14 ff.
Gunz, Dr., beim Musikfest in Düsseldorf 156.
Guschlbauer, Wiener Volkssänger 279 f.
Gymnase (Théâtre de Madame) und Scribe 96, Rachel 110 f., Sardou 119, G.-Café 119.

H

Haase, Friedrich 214.
Hackländer, Herausgeber von „Über Land und Meer" 138.
Halévy, J. F. 72.
Hallberger, „Über Land und Meer" 138, H. und Freiligrath 331, 334, „Illustrated Magazine" 334.
Hammers, Oberbürgermeister von Düsseldorf 151.
Harlekin, commedia dell' arte 105 ff.
Harte s. Bret Harte.
Hatzfeldt, Graf 170, Gräfin Sophie 169, 178 ff., 193 ff., 307.
Hauff, Hermann 139.
— Wilhelm 202.
Hauptmann, Gerhart, „Vor Sonnenaufgang" 202.
Haußmann 281, 283.
Havas, Telegraphenbureau 236.
Haydn, Joseph, und Hoffmann von Fallersleben 348.
Heffner, Dr., Augsburger Allgemeine Zeitung 138.
Heigel, Karl, Bazar 332.
Heine, Heinrich, Andenken an ihn in Paris 47 f., Erinnerungen der Frau Maxime Jaubert 48 ff., Mathilde 52, 58 ff., 67 f., Meyerbeer 60, Ironie 61, Wohnung 62, Venus von Milo 62 f., Fanny Lewald 64, Gräfin Kalergis 64 ff., Der weiße Elefant 65 f., Veronika 67, Mathildens Papagei 68, der arme Peter 106, Brief über Ferdinand Lassalle 172, sentimentale Eichen 329.
Held, Hetzdemagog 30.
Helgoland, Ferienaufenthalt 128.
Helmholtz, Hermann, bei Paul Meyerheim 201.
Herakleitos, Lassalles Arbeit 169.
Hersch, Hermann, Verfasser der Anna-Liese 244, Dingelstedt 244, blaue Nasenspitze 244 f.
Herwegh, Emma, Brief der Gräfin Hatzfeldt an sie über Lassalles Ende 194 f.
Herz, Henriette, ihr Kreis noch in Joseph Lehmanns Erinnerungen lebendig 200.
Herzl, Theodor, Pariser Berichterstatter der Neuen Freien Presse 86.
Heß, Max, das größte Original unter den damaligen Düsseldorfer Malern 160, Marsch für sechs Pauken von Julius Tausch für ihn geschrieben 159, 164, gesellige Talente 160, 164 f., Tragödie vom Vorschuß 160 ff., Festordner bei der Einholung der

Prinzessin Stephanie nach ihrer Verlobung mit dem König Dom Pedro von Portugal 160 f., Auftrag des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern 160 f., fortgesetzte Anderungen der Komposition des Bildes 161, Geldsorgen 161 f., Freiherr von Märken-Geerath 162, die Kesselpauke als Trost 162, 164 f., Niedergeschlagenheit 162 ff., des Künstlers größtes Unglück: Widerwille gegen das Handwerkszeug 163, Freude an der Erscheinung der fürstlichen Familie 163 f., musikalische Begabung 164 f., die Pauke der menschlichen Stimme am nächsten 164, briefliche Freundschaft mit dem Leipziger Pauker Pfund 164, trauriges Ende 164, bei der Grundsteinlegung des Gebäudes der Düsseldorfer Künstlergesellschaft „Malkasten" als Festordner und Pauker tätig 165.
Heureuse, d', bekannte Berliner Konditorei 24.
Heydt, von der, Elberfelder Familie 306.
Hietzing bei Wien, Brachvogels Bühnenversuch 206 ff.
Hildebrandt, Theodor, Maler des „Kranken Ratsherrn", der „Söhne Eduards", des „Othello vor Brabantio und Desdemona", Erinnerungen an Felix Mendelssohn 157 ff.
Hiltl, George, Autor vielgelesener Romane aus der preußisch-brandenburgischen Historie, Chargenspieler, Propaganda für Brachvogels Narciß durch Freundschaft mit Louis Schneider 213 f.
Hinckeldey, Polizeipräsident Friedrich Wilhelms IV. 213.
Hippelsche Weinstube, Stammtisch des radikalen Konvents der Unversöhnlichen, Ludwig Eichler 28.
Hoffmann von Fallersleben, August Heinrich, Deutschland, Deutschland über alles! 335, 348 f., Bekanntschaft in Elberfeld (1868) 335 ff., Erscheinung 336 f., Buch über deutsche Eigennamen 338, Ludwig von Lilienthal 338 ff., Anekdoten 338 f., 344, Begrüßungsverse von Emil Rittershaus 341 f., Ferdinand Freiligrath 342 f., Rezitation 343, Bibliothekar in Corvey bei Höxter 345 ff., Handschrift 345, Ausgewählte Dichtungen 347 f., Vaterlandsliebe 347 ff., Nachruf von Ernst Scherenberg 349 f.
— Heinrich, Struwwelpeter 13.
„Hofjäger", Militärmusik 13 f.
Hoffstetten, J. B. von, früherer Offizier in der bayerischen Armee, Propaganda der Lassalleschen Lehren 307.
Hohenlohe, Fürst Chlodwig, Reichskanzler 346.
— Constantin, österreichischer Oberhofmeister 346.
— Gustav Adolf, Kardinal 346.
Hohenzollern, Fürst Karl Anton 160 ff.
Holstein, Baron, bei der deutschen Botschaft in Paris 124, 126.
Homer, Lotophagen (Odyssee IX, 94 bis 97) 93.
Houdon, Molièrebüste 196.
Hülsen, Botho von, Generalintendant bei der Erstaufführung des „Erfolges" 3, Brachvogels Einreichung des „Narciß" 203, Ludwig Dessoirs Befürwortung 205 f., Einholung der königlichen Bestimmung nötig geworden 213 f., Erstaufführung des „Narciß", die Pagodengefahr 216, 219 ff., durchaus vornehme Behandlung der Dichter und Künstler 227.
Hugo, Victor, politische Gesinnungswandlung 48, Aufsatz über ihn im „Magazin" 139.
Humboldt, Alexander von, Joseph Lehmanns Erinnerungen 200.

J

Jacobi, Garten in Pempelfort durch die Düsseldorfer Künstler geschützt 165, 169.
Janin, Jules, auf der Straße 94, „le gros papa", Erscheinung 100, 102 f., Montagsfeuilletons im „Journal des Débats" 100 ff., 112 f., Stileigenheiten 100 f., Alfred und Jenny 103, Sarcey 103 f., Le mariage du critique 104, Entdeckungen 104 ff., Débureau 107 f., Rachel Felix 110 ff., Einfluß seiner Kritik 112.
Jaubert, Frau Maxime, Aufzeichnungen über Heine 48 ff., Alfred de Musset 49 f., Heines Briefe 50 ff., Heines letzter Besuch 55 f., „Ju-

liette“ 58 ff., Vermittlung der Bekanntschaft mit der Gräfin Kalergis 64 f., Gespräche mit Heine 66 ff., letzter Eindruck 69.
Journal des Débats, Tannhäuserbesprechung 84 f., Jules Janin 100, 104, 107, 109.
Juliette (Mathilde Crescence Mirat), Frau von Heinrich Heine 52, 54, 58.

K

Kahle als „Narciß“ 214.
Kalergis, Gräfin, und Heinrich Heine 64 ff.
Kalisch, David, sein Gärtner 104, Bildungsdrang 206.
Kameliendame 78.
Karl X. 95 f.
Karl Anton von Hohenzollern und Max Heß 160 ff.
Kassettendiebstahl, Kölner Prozeß 169.
Katzenmusik der beleidigten Mimen 154.
Keil, Ernst, Gartenlaube 328, Freiligrath 328, 331.
Kemperhof, Gartenmusik 14.
Kiesel, Konrad 226.
Kladderadatsch 28, 88, 291, 317.
Kläger, Wilhelm 214.
Kletke, Hermann 263.
Königstädtisches Theater 211.
Kreuzzeitung, Alexander von Ungern-Sternberg 14.
Kroll und Brachvogel 208 ff.
Kulturell 300.
Kulturkampf 125.

L

Lacenaire, geplantes Attentat auf Eugen Scribe 97.
La Fontaine, Jean de, Vorlesungen von Philarète Chasles 47.
Lammers, A., Chefredakteur der „Elberfelder Zeitung“ 281, legt die Redaktion nieder 282.
Lamoureux, Wirksamkeit für Richard Wagners Werke 89.
L'Arronge, Adolf 155, 316.
— Theodor 155.
Lassalle, Ferdinand, Veröffentlichung seiner Rede vor den Düsseldorfer Richtern 147, 182 f., 319, Plaidoyer im Kölner Prozeß des Kassettendiebstahls 169, Herakleitos 169, System der erworbenen Rechte 169, Julian Schmidt 169, 240, Sozialismus 169 ff., Hauslehrer in der Familie des Grafen Hatzfeldt 170, Agitationsreden 170 ff., Siebels Schilderung 171 f., Heinrich Heines Brief (1845) 172, „Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag“ 173, Verurteilung und Berufung 173, Ovation 174 f., erste Begegnung 175, Gespräche 176 ff., Gräfin Hatzfeldt 178 f., Verteidigungsrede 179 ff., Disposition und Ausführung 183 ff., Abreise aus Düsseldorf 192 ff., Ende 194 ff., Grabschrift 195 f., Gedankenlosigkeit der Zeitungsschreiber und Leser 295, J. B. von Schweitzer von L. geschätzt und im Testamente bedacht 307, Vergleich der Beredsamkeit L.s und Schweitzers 309, Max Friedlaender, L.s Vetter 319, Todestag L.s und Geburtstag der „Neuen Freien Presse“ 319.
Laube, Heinrich, Bühnenlaufbahn eröffnend 264, „Marion“-Aufführung in Leipzig 275, 350.
Legrand, Paul, Pierrot 108.
Lehfeldt, Klara 200.
— Leonhard 200.
Lehmann, Felix, Verdienst um die Entdeckung Hermann Sudermanns 201 f.
— Joseph, Herausgeber des „Magazins für die Literatur des Auslandes“, Einladung zu Berichten 139, 264, geselliger Verkehr 199 ff., Empfehlung an Dr. Bernhard Wolff 199, 233, Erscheinung 200, Erinnerungen 200, freundliche Förderung und Fürsorge 139 f., 233.
Lenbach, Franz 201, 226.
Lessingtheater 202.
Lesueur, François-Louis 114 f., 119 f.
Lewald, Fanny 64.
Libretto 96.
Liebig, bei „Mutter Gräberten“ 14.
Liebknecht und Bebel 307.
Lilienthal, Karl 338.
— Ludwig von 320 f., 338 f., 340.
Lind, Jenny 156 ff.
Lindau, Paul, Opus I (Tannhäuser-

aufführung), Brief an den Herausgeber des „Deutschen Museums“ 86, 138, journalistische Hilfsleistungen in Paris für die Kölnische Zeitung und für die Augsburger Allgemeine Zeitung, Zeitungsbeiträge für „Über Land und Meer“ 138, für das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ 139, „Allgemeine Preußische (Stern-) Zeitung“ 140, 264, „Düsseldorfer Zeitung“ 140 ff., Verwarnung 147, Preßprozesse 147, Nebe-Pflugstedts Verteidigung 149 f., Provinzialredaktion 150 ff., Übersiedelung nach Berlin (1865) 199, Nachtarbeit 235 f., Berichterstattung vom Wolffschen Telegraphenbureau aus an auswärtige Blätter 241, Verbindung mit der „Elberfelder Zeitung“ 241, 266, Chefredakteur (1866) 282, 287 ff., Rodenbergs „Salon“ 266 f., „Marion“ 268 ff., „Neue Freie Presse“ (1867) 282, 314 ff., „Neues Blatt“ (1869) 277, „Neue persische Briefe“ („Rheinische Zeitung“) 281 f., 314, 319, „Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters“ 276 f., „Bazar“ (1871) 332, „Gegenwart“ (1872) 245, 277, 331 ff., Alfred de Musset (1876) 49, 132, Arbeiten über französische Schriftsteller 132, Übersetzungen aus dem Französischen 132, Übersetzungen ins Französische 135, Ein Erfolg 3.
— Richard 48, 137.
— Rudolf 46, 124, 137.
Link, Rosa 275.
Liszt, Blandine 81.
— Cosima 81.
— Franz 81.
Löwe, Dr. (Calbe), Kandidat der Liberalen 310.
Lope de Vega 221.
Lotophagen 93.
Lucas, Eduard 282.
Lucians Gespräche, Schnaakes Lektüre 305.
Lüttgens, Jean 329.

M

Mac Mahon, Herzog von Magenta 45, Arnim 125.
Märken-Geerath, Freiherr von, Kammerherr des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern 162.
„Magazin für die Literatur des Auslandes“, Einladung des Herausgebers Joseph Lehmann und Beiträge 139.
Magazine, Illustrated, Freiligraths redaktionelle Tätigkeit 334.
Magdeburg, erster Theaterabend (1846) 3 ff., „Die Eroberung M.s durch Tilly“ 4, 6, Breiter Weg 4, Ratswage 4, Knochenhauer Ufer 5.
Magenta, Herzog von, Mac Mahon 45.
Makart, Hanns, Pest in Florenz 41.
Malakoff, Herzog von, Pélissier 45.
„Malkasten“, bei den Freunden im „M.“ 154, 169, 199, Gelegenheitskompositionen für die Feste im M. 159, von Märken-Geerath 162, Max Heß 164 f., Tausch, Erdmann, Camphausen 165, Abschiedsgeschenk 196, Marion 275, Hermann Becker 281.
Manteuffel, Minister 213.
Marggraff, Hermann 139.
Marxisten 307.
Massenbach, von, Regierungspräsident, Verwarnung 147, „Neue persische Briefe“ 282.
Maupassant, Guy de, Bekanntschaft 128.
Maximilian, Kaiser von Mexiko 238 f.
Meissonier, J. L. E. 127.
Mende, Adlatus der Gräfin Hatzfeldt 307.
Mendelssohn, Felix 157 f.
Mendès, Catulle, bei der Tannhäuseraufführung 84.
Menzel, Adolf, „Christus im Tempel“ 158, Paul Meyerheim 201.
Metternich, Fürstin Pauline, Tannhäuseraufführung 71, 74, 76 f., 81.
Meyer, Karl, Redakteur des Stuttgarter „Beobachters“, Trinkspruch 335.
Meyerbeer und Heine 60 f., Pariser Geschmack 72, 88, „Vater David“ 78, M. und Rossini 99.
Meyerheim, Paul und Clara, Gesellschaft bei ihnen 200 f.
Michel, Dr., Assistenzarzt 268 f.
Mirat, Mathilde Crescence 52, 54, 58 ff., 67 f.
Mittell, Marionaufführung in Leipzig 275.
Mitterwurzer und Frau, Marionaufführung in Leipzig 275.

Molière, Vorlesungen über ihn von Philarète Chasles 47, „Haus M.s“ 109, Arbeit über ihn für das „Magazin“ 139, M.büste von Houdon 196, Jourdains Prosa „sans le savoir“ 271.
Moltke 124, 298.
„Moniteur“ 239.
Montauban, Graf von Palikao 45.
Montesquieu, Persische Briefe 281 f.
Montmartre 128, 133, Kirchhof 48.
Monts, Graf, Generalleutnant 151.
Montyon, Tugendpreis der französischen Akademie 134.
„Morgenblatt“, Stuttgarter, von Hermann Hauff herausgegeben 139.
Morphium 56.
Mühlbach, Luise, Parodie Ernst Dohms (Romananfang) 266.
Murger, Henri, Pariser Bohème 114.
Museum, Deutsches, Brief an den Herausgeber (über die Pariser Tannhäuseraufführung) 86, 138.
Musikfest 155 ff., 165.
Musset, Alfred de, „Un capriee“ 49, Frau Jaubert 49 f., Arbeit über ihn 132, Paul de M. 127, 133.

N

Nachtdienst 235 f.
Napoleon III. 45, 74, 76, 81, 130, 238 f.
„Narciß“ 202 ff., 212 ff.
„Nationaleigentum“ (Ludwig Eichler) 27.
Nationalzeitung 211, 218, 233 f., 237.
Neue Freie Presse 124, 237, 264, 282, 314, 317, 319 f., 335.
Nebe-Pflugstedt 148 ff.
Nesselrode, von 64.
Niemann, Albert 3, 75, 82 f., 88.
Niquet, Keller 29 ff.
Nuitter, Tannhäuserübersetzung 88.

O

Odéon 95, 116.
Offenbach, Jacques 95.
Oldenberg, Karl 242 ff.
Ollivier, Emile 81.
Oper 70 ff.
Ortigue, d' 85.
Othegraven 6.

P

Palikao, Graf von, Montauban 45.
Pantomimen, funambules 105 ff.
Papst, Unfehlbarkeit 125.
Paris, Quartier latin 45 ff., Dogma von der Unüberwindlichkeit der französischen Armee 45, Zuvorkommenheit und Gastlichkeit 46, Raimunds Habakuk 46, bei Gottfried Wagner 46 f., Philarète Chasles' Vorlesungen in der Sorbonne 47, Bibliothek Sainte-Geneviève 47, Rue Royer Collard, im sechsten Stock 47, „Brasserie des Martyrs“ 47, 114, Deutsche Kolonie, Andenken an Heinrich Heine 47 f., Salon der Frau Maxime Jaubert 48 f., Passy 56 f., Louvre, Venus von Milo 62 f., „pauvre Job“ 70 f., 77, Wagnerkonzerte 71 f., Musikgeschmack des Pariser Publikums 72, 88, musikalische Kritik und Wagner 72, Wagners Geringschätzung der angebeteten Komponisten 72, lächelnde Artigkeit der Polemik 72 f., Berlioz und Wagner 72 f., Rossini und Gautier 73, Wagner in der Großen Oper 74 ff., Jockeiklub 76, 87, Claque 77 ff., „Café Tavart“ 79, Tannhäuser 1861 und 1895, Erklärungsversuche 85 ff., Lamoureux 89, Lotophagen 93, Boulevards im Sonnenschein 93 f., Rossini, Dumas, Villemessant, Jules Janin, Gautier, Scribe, Auber, Offenbach, Albert Wolff, Sardou 94 ff., Meyerbeer 99, „Théâtre des Funambules“ 104 ff., Débureau 107 f., Legrand 108, Faubourg St. Germain 108, „Théâtre Français“ 109 ff., 128, Rachel 109 ff., Gymnase 96, 110 f., 119, Café du G. 119, Rue d'Hauteville 114, Konservatorium 114, „Café des Variétés“ 114, Lesueur 114 ff., Prévost-Paradol, Edmond About 123, Wiedersehen (1873) 123, die „Prussiens“ 124, Arnim 124 ff., Paul de Musset, Augier, Dumas Sohn, Zola 127 ff., Médun 127, Claretie 127 f., Maupassant 128, letzter Besuch (1902) 128 ff., „la dêche“ 129 f., Champs-Elysées, Bois de Boulogne 130, Toiletten 130, Läden 131, „Anti-Prussien“ 132, „dernier cri“ 132, „le niveau a baissé“ 132, „Non,

tu n'es plus Lisette" 132, Wiedersehen mit Sardou 132 ff., Augier 135 f., Abschied von P. 136 ff.
Payne, Albert H., Leipzig, Verleger des „Salon" 266, 277.
Pedro, König von Portugal, Vermählung 160.
Pélissier, Herzog von Malakoff 45.
Pfund, Pauker der Leipziger Gewandhauskonzerte 164.
Philippi, Felix, Aufführungsstatistik 228.
Pierrot, der arme, in der Pantomime 106 ff.
Poincaré, Präsident 90.
Polichinell 105 ff.
Politik 267, 277.
Pompadour, Madame de 205, 222.
Porte St. Martin 139.
Possart (Narciß) 214.
Prasch-Grevenberg, Frau 154.
Premièren 116 ff., 214 ff.
Prévost-Paradol 123.
Prutz, Robert 86, 138 f., 327.

R

Racine, Vorlesungen von Philarète Chasles 47, Rachel 112.
Rachel, Felix, Jules Janins Entdeckung 108 ff.
Rahel Varnhagen, Berliner Salon 48, Joseph Lehmann 200.
Raimund, Ferdinand 46.
Ratibor, Herzog Viktor von, und die Künstler 201, Anstellung Hoffmanns von Fallersleben als Bibliothekar von Corvey 346.
Regnard, J. F., Arbeit über ihn für das „Magazin" 139.
Reichstagswahlen 267, 306 ff.
Reinick, Robert, Liederkompositionen von Julius Tausch 159.
Reuter, Fritz, der Zeitungsschreiberei entsagend 331.
— Telegraphenbureau in London 236, 238.
Richter, Eugen, unbestätigter Bürgermeister von Neuwied, Kritik der Handhabung des Schankgesetzes, „Eine Magdeburger Spukgeschichte", Vortrag für Schulze-Delitzsch 145 f., ernster Politiker 306.
Rittershaus, Emil, gelegentlicher Besuch bei ihm in Elberfeld 287, Herausgeber der Dichtungen Karl Siebels 321, Eintreten für Freiligrath in der Ferne 328, Hünengestalt 329, hinreißender Vortrag 330, Stegreifdichter und feuriger Barde, der erfolgreichste und volkstümlichste des Wuppertaler Dichterkreises 339, Toast auf Hoffmann von Fallersleben 341 f.
Rodenberg, Julius, Bekanntschaft im Frühling 1862 in Berlin 263, Reiseschilderungen aus England und „Pariser Bilderbuch" 264, „Das Mädchen von Korinth" 264, Wohnung 264 f., Auerbach 265 f., Einladung zu Beiträgen für den „Salon" 266 f., Anregungen 267, 275 f., „Harmlose Briefe eines deutschen Kleinstädters" 276 f., R.s „Aus der Kindheit" 278 ff., „Deutsche Rundschau" 280, Absage 320, „Bazar" 332.
— Justina 266.
Roeber, Fritz, Kreis des „Schloßherrn auf der Döppersberger Höhe" 321, Autodidakt von einer universalen Bildung, Dramen 339.
Roffhack, Albert, Dichter des Kreises der Döppersberger Höhe 321, satirisches Epos „Die Leiden der jungen Lina", Gedichte 339 f.
Rossi, Gräfin Henriette (Sontag), Kindheitserlebnis 10.
Rossini in Paris 52 f., 72 ff., 88, 94, 98 f.
Royer, Alphonse 75 f., 85.
Rubinstein, Anton 201.
„Rütli" 28.
Rundschau, Deutsche 280.

S

Sachs, Hans 165.
Saint-Saëns, Camille 90.
„Salon" 266 f., 270, 275 ff.
Sand, Georges 49, 127, 139.
Sarcey, Francisque 103 f.
Sardou, Victorien 95, 113 ff., 132 ff., 219, Pattes de mouche 116 ff.
Satire 275 f., 281, 314, 339 f.
Schaub 173.
Schauspielhaus 202, 227.
Scheibler, Karl 283.

Scherenberg, Ernst, Gedicht an Hoffmann von Fallersleben 349 f.
Schierwagen 215 f.
Schiller 263, 265.
Schlingmann, Reinhold 179, 193.
Schmidt, Julian 169, 240.
Schnaake, Dr., Willibald 295 ff., 335, 337.
Schneider, Louis, Vermittlung bei Brachvogels Narcißaufführung 214.
Scholz, Wilhelm 201, 242.
Schopenhauer, Arthur 306.
Schubart 226.
Schulze-Delitzsch 146, 171.
Schumann, Robert 159.
Schweitzer, Dr., J. B. von 267, 306 ff.
Scribe, Eugène 94 ff., 136.
Scudo, Revue des deux Mondes 72.
Seel, Richard 340.
„Sehnsucht", Übersetzungsversuche 223 f.
Séverin, Pantomime 108.
Sévigné, Madame de, Briefe 64.
Shakespeare 89 f., 159, 221, 276.
Siebel, Karl 170 ff., 287, 321 ff., 339.
„Sommers Salon" 14 f.
Sonnemann, Leopold 318.
Sonnenthal, Adolf von 214.
Sontag, Henriette 10.
Spies, Hermine 201.
Spiritismus und Tischrücken 283 f.
Stelter, Karl 339.
Stephanie, Prinzessin, Verlobung mit dem Könige von Portugal 160.
Sternberg, Alexander von 14 f.
Sternzeitung 140, 264.
Stockhausen, Julius 156, 159.
Strauß, Walzer 14.
Sudermann, Hermann, „Ehre", „Frau Sorge", „Katzensteg" 202.

T

Tannhäuseraufführung 3, 71 ff., 138.
Tausch, Julius 159, 165.
Teichmann 204 ff.
Theater, erster Besuch 3 ff., T.kritik 8, 112 f., 153 ff., Théâtre Déjazet 116, Théâtre Français 95 f., 109, 111 f., 128, 133, 136, Théâtre des Funambules 104 f., Théâtre de Madame 96.
Thomas, Ambroise 89 f.
Tiergarten 13 ff., 35, 249, 261.
Tilly, Eroberung Magdeburgs 4, 6.
Todesco, Tannhäuseraufführung, Venus 82.
Tortoni 100.
Trivulzi 54.

U

„Über Land und Meer" 138.
Überbrettl 108, 128.
Übersetzung 222 ff., 333.
Ullrich, Titus 211, 218.
Ultramontane 125.
Unfehlbarkeit 125.
Ungern-Sternberg, Alexander von 14 f.
Urban 30.

V

Varnhagen von Ense 172, 200.
— Rahel 48, 200.
Vatikan 125.
Vaudeville 95.
Veit, Erinnerungen von Joseph Lehmann 200.
Verdi 72, 88.
Verfassungskonflikt 241 f.
Vergil 276.
Villemessant 94.
Vogt, Karl 327.
Volckmann, Dr. Fritz, Redaktion der Elberfelder Zeitung 288 f., 291, 293 ff., 300 ff., 315, 335, 337 f.

W

Wachenhusen, Dr. Gustav von 19.
Wagner, Cosima, bei der Pariser Tannhäuseraufführung 81.
— Gottfried 46 f., 70.
— Joseph, als Narciß 214.
— Richard 3, 71 ff., 98, 201, Tannhäuser 3, 71 ff., 138, Lohengrin 71, 73, Fliegender Holländer 71, Tristan 71, 89, Meistersinger 89, Nibelungen 89.
Waldenser 289.
Wallner, Franz 211, W.theater 312.
Walter, Redaktion der Elberfelder Zeitung 287, 289 ff., 296.
Wendt, Klavierlehrer 5.
Weiß, Guido (Zukunft) 318.
Westphal, Karl, Psychiater 251, 257 ff.
Wien, Volkssänger 41.

Wieprecht, Militärkapellmeister 14.
Wilbrandt, Adolf 350.
Wilhelm, Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen 27, König Wilhelm I. 314.
— II., Deutscher Kaiser 90.
Winterhalter, Franz 226.
Wolff, Albert 95.
— Bernhard 199, 211, 233 f., Telegraphenbureau 29, 199, 203, 211, 233 ff., 266, 280.
— Julius 290.
Wrangel 18.
Wuppertal 287 ff.

Z

Zeitung, Augsburger Allgemeine 138.
— Düsseldorfer 140, 146, 151 ff., 172 f., 175, 182, 193.
— Elberfelder 241, 266 f., 277, 281 f., 314, 329, 335, 349.
— Frankfurter 318.
— Kölnische 138, 150, 237, 244.
— Pariser 138.
— Rheinische 143, 146, 150, 281, 314.
— Vossische 237.
Zola, Emile 40, 127 f., 133.
„Zukunft" (Guido Weiß) 318.

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Anzeige des
Cotta'schen Verlages

Paul Lindau:

Der Zug nach dem Westen. Roman. 12. Auflage
Geheftet M. 4.—, in Leinenband M. 5.—

Arme Mädchen. Roman. 11. Auflage. Großoktav
Geheftet M. 4.—, in Leinenband M. 5.—

— Wohlfeile Ausgabe. Kleinoktav
Geheftet M. 1.60, in Leinenband M. 2.—

Spitzen. Roman. 11. und 12. Auflage
Geheftet M. 4.—, in Leinenband M. 5.—

Die blaue Laterne. Berliner Roman. 2 Bände. 7. Auflage
Geheftet M. 6.—, in Leinenband M. 7.50

Nur Erinnerungen. Erster Band. 1. und 2. Auflage
Mit Bildnis Geheftet M. 6.50, in Halbpergamentband M. 9.—

Anton Bettelheim, Anzengruber. Der Mann — Sein Werk — Seine Weltanschauung. Mit dem Bildnis von Scherpes Anzengruber-Denkmal. 2. vermehrte Auflage. 5. Tausend
Geheftet M. 2.40, in Leinenband M. 3.20

— **Berthold Auerbach.** Der Mann — Sein Werk — Sein Nachlaß. Mit einem Bildnis des Dichters
Geheftet M. 8.—, in Leinenband M. 9.—

Freiligrath-Briefe, herausgegeben von Luise Wiens geb. Freiligrath. Mit drei Bildnissen
Geheftet M. 3.50, in Leinenband M. 4.50

Adolf Frey, Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben und seine Werke. 2. durchgesehene Auflage. 3. Tausend
Geheftet M. 6.—, in Leinenband M. 7.—

Harry Maync, Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten. Mit Mörikes Bildnis. 2. stark überarbeitete und vermehrte Auflage
Geheftet M. 6.50, in Pappband M. 7.50

H. Wolfgang Seidel, Erinnerungen an Heinrich Seidel. Mit ungedruckten Briefen, persönlichen Aufzeichnungen und Mitteilungen aus dem Nachlaß. 2. Auflage
Geheftet M. 4.—, in Leinenband M. 5.—

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart